Litteraturbuch.

Deutsches Lesebuch

nebst den Anfängen der

Kunst- und Litteraturgeschichte, Alterthumskunde, Mythologie und Poetik.

Von

Theodor Vernaleken.

II. Theil. Aus der mittlern Zeit.

Dritte, gänzlich umgearbeitete Auflage.

Wien, 1855.
Wilhelm Braumüller,
k. k. Hofbuchhändler.

Vorwort.

Im Vorworte zum I. Theile sind Zweck und Stellung dieses Werkes angegeben. Dieser II. Theil zeigt wohl noch deutlicher als der I., welche Gestalt ein Lesebuch für höhere Klassen annehmen muß, wenn es mehr sein soll als eine Sammlung von lose aneinander gereihten Lesestücken oder als eine Anordnung von Dichtungen nach den hergebrachten, selten ganz stichhaltigen, poetischen Formen. Dadurch, dass ich innerhalb des historischen Ganges das Sachliche im Auge behielt, ist es möglich geworden, dass ich für das Bedürfnis unserer realistischen Mittelschule sehr vieles aus den neuern Schriftstellern aufnehmen konnte, obgleich beide Theile im Ganzen die Zeit vor Klopstock umfassen. Indem ich im Ganzen einen historischen Gang verfolge, gibt der vorliegende Theil ein möglichst charakteristisches Kulturbild der mittleren Zeit, und geht parallel mit dem gleichzeitigen Geschichtsunterrichte (§. 25 des Lehrpl. für österr. Realschulen). Was man für Hochschulen deutsche Philologie nennt — von der freilich fast überall nur einzelne Theile gelehrt werden — das soll der deutsche Unterricht — in seiner Weise — in den Mittelschulen vertreten. Hier tritt aber der pädagogische Gesichtspunkt hinzu, und zwar in einem solchen Grade, dass er als vorwaltend erscheint. Darin findet die Anlage des Ganzen seine Begründung; namentlich ist eine den Dichter charakterisierende Auswahl mit unserm Zwecke nicht leicht vereinbar und es kann nur das Nothwendigste und Bildendste aus der Litteraturgeschichte, Alterthumskunde, Mythologie und Poetik herbeigezogen werden. Die deutsche Litteraturgeschichte erweitert sich, zumal in Realanstalten, zur allgemeinen; jedoch wird man es billigen, wenn die deutsche überwiegt.

Ich habe mir, von meinem eigenen Wirkungskreise ausgehend, die Aufgabe gestellt, der reiferen Jugend ein Litteratur-Werk zu geben, das weder zu umfangreich noch zu dürftig und skelettartig ist.

Der Lehrplan für österr. Ober-Realschulen fordert »die deutsche mittelalterliche Litteratur, namentlich die alten Heldensagen«; »an den gelesenen Dichtungen soll das Hauptsächlichste von den Formen und Arten der poetischen Litteratur, so wie auch der deutschen Verskunst erläutert werden.« Dieses und noch mehr kann mittels dieses II. Theiles vollständig geleistet werden. Dabei ist nicht zu vergessen, dass die Lesestücke vor allem um ihres Inhaltes und ihrer Sprache willen gewählt sind, weniger der litterarhistorischen oder der formellen Zwecke wegen. Letzteres ist für uns nur das Sekundäre; die Lesbarkeit und pädagogische Brauchbarkeit ist bestimmend gewesen. Das Litteraturbuch möchte das Studium und den Vollgenuss poetischer Schöpfungen vorbereiten, nicht allein der heutigen, sondern auch der frühern; denn »es ist recht, dass durch die wieder aufgethanen Schleußen auch die Flut des Alterthums, so weit sie reicht, bis hin an die Gegenwart spüle«, und es ist recht, dass die edlen Blüten des menschlichen Geistes selbst da Freunde gewinnen, wo sie bisher nicht viele hatten. »Wenn einer — wie Göthe sagt — nur das Schöne, der andere nur das Nützliche befördert, so machen beide zusammen erst einen

Menschen aus. Das Nützliche befördert sich selbst, denn die Menge bringt es hervor, und alle können's nicht entbehren; das Schöne muß befördert werden, denn wenige stellen's dar, und viele bedürfen es.« Wo das Bedürfnis noch nicht ist, da kann es geweckt werden, und dieses ist ein Theil der Aufgabe des deutschen Unterrichts, der Samenkörner auszustreuen hat, die genommen sind aus dem reichen Schatze der Weisen aller Völker. In der Stellung des deutschen Unterrichts liegt es auch, allseitige Anregungen zu geben; darum berührt das Litteraturbuch das Gebiet der Geschichte, des Rechts und der Kunst. Es kommen Stoffe vor, die den Schülern auf keinem anderen Wege mitgetheilt werden können. Darin liegt das Propädeutische, welches den Realschulen nicht auf abstrakte Weise geboten werden darf.

Es braucht wohl kaum bemerkt zu werden, dass nur eine Anzahl Lesestücke in der Schule gelesen und besprochen werden. Auf die meisten erzählenden Stücke haben sich die Schüler vorzubereiten, und damit sie sich im reinen Ausdruck und mündlichen Vortrage üben — was unsern jungen Leuten unumgänglich noth thut — werden sie an einem bestimmten Tage jeder Woche wenigstens die Hauptgedanken angeben. Einiges wird memoriert, anderes zu schriftlichen Arbeiten benutzt. An dem Lehrhaften hat man bei der Schlussprüfung positive Haltpunkte, und es gibt nebst den Aufsätzen den Maßstab für die Klassifikazion.

Was die aufgenommenen Litteraturproben betrifft, so habe ich wo möglich aus den Quellen selbst geschöpft und viele Übersetzungen aus dem Mittelhochdeutschen, Französischen und Englischen habe ich mit dem Originale verglichen. Nur hie und da mußte ich aus ökonomischen und pädagogischen Rücksichten mir Kürzungen und kleine Änderungen erlauben. Die Namen der Verfasser sind überall angegeben. Auswahl, Anordnung, Sichtung, Textrevision, Anmerkungen und Einleitungen gehören mir an. Auch sind von mir alle Lesestücke bearbeitet, bei denen der Verfasser nicht ausdrücklich genannt ist.

Schließlich mache ich es mir zur angenehmen Pflicht, hier öffentlich zu danken für den freundlichen Beistand, der mir zu Theil wurde von meinem Freunde Schulrath und Direktor J. Wenzig in Prag. Ferner wurde ich mit Rath und That unterstützt von den Herren: Sekzionsrath Ritter v. Heufler, Schulinspektor Dr. Haas in Ofen und Dr. Franz Toldy in Pest. Die ungarische Litteratur habe ich nach dem Entwurfe des Herrn Dr. Toldy bearbeitet. An Nr. 131 und 132 hat Freiherr von Päumann gefälligen Antheil genommen. Der Herausgeber war bemüht, nicht bloß unserer Jugend das Beste zu liefern, sondern auch den vaterländischen Standpunkt festzuhalten.

Wenn ich im Einzelnen noch nicht das Rechte getroffen, so wird es an Besserungen von meiner Seite nicht fehlen und

„wollt ihr tadeln hier und dort,
nun wohl, zählt auf die Sünden,
ein rechter Spruch am rechten Ort
soll stets mich willig finden."

Wien, im Frühlinge 1855.

Theodor Vernaleken.

Übersichten.

(Die Anordnung unseres Litteratur-Lesebuches ist eine schulgerechte; die Lesestücke sind mehr nach dem Inhalte gruppiert. Die Lesestücke können jedoch auch in mittels der II. Übersicht in litterargeschichtlicher Folge behandelt werden. Wird die I. Reihenfolge beibehalten, so mag die II. Übersicht dazu dienen, das ganze Gebiet schließlich noch einmal in chronologischer Ordnung zu überblicken.)

I. Inhaltsübersicht.

Die Litteraturen der bedeutendsten Kulturvölker.

A) Deutsche Litteratur und Kulturbilder des Mittelalters.

Erster Abschnitt.

Epische Dichtungen aus dem Mittelalter.

I. Aus dem Nibelungenliede

Zweiter Abschnitt.

Minnegesang und Volkslieder.

Dritter Abschnitt.

Religiöse Dichtungen und Kirchenlieder.

Vierter Abschnitt.

Lehrhafte Dichtung und deutsche Prosa.

Fünfter Abschnitt.

Geschichtliches aus Zeitbüchern und neuern Geschichtschreibern über die mittlere Zeit.

Sechster Abschnitt.

Deutsche Alterthumskunde und mittelalterliche Baukunst.

Siebenter Abschnitt.

Völker. Sprache. Poesie. Litteratur. Verskunst.

B) Aus den Litteraturen nichtdeutscher Völker.

Achter Abschnitt.

Aus der Litteratur der slavischen Völker Österreichs.

Neunter Abschnitt.

Aus der ungarischen Litteratur.

---

*) Ich bitte zu verbessern: S. 207 Z. 7 v. u. Škahlav.
» 208 » 12 v. o. Neklan.
» 212 Mitte Štítné.
» 216 u. 217 Čelakovský.
» 202 Z. 10 v. o. Štulc.

Zehnter Abschnitt.

Aus den Litteraturen der romanischen Völker.

Elfter Abschnitt.

Aus den Litteraturen der germanischen Völker.

Zwölfter Abschnitt.

Aus der Litteratur der Perser und Araber.

Anhang.

II. Zeitübersicht.

Die deutsche Litteratur und die gleichzeitigen Erscheinungen,
von der ältesten Zeit bis Klopstock,
chronologisch geordnet.

I. Die Zeit des Althochdeutschen.

Von der Ausbreitung des Christenthums bis zur Ausbildung des Ritterthums in der Zeit der Kreuzzüge. 750—1150 nach Chr.

Althochdeutsch (Nr. 35). Lateinisch und Übersetzung. Die Litteratur bei den Geistlichen (S. 196, 197).

(Europäische Völker und Sprachen Nr. 105—108.)

370. Gothische Bibelübersetzung des Ulfilas. Völkerwanderung.

444. Attila (Etzel), König der Hunnen.

Heldenlieder. Fränkische, burgundische, gothische und langobardische Sagen (Nr. 7).

Odoakar (Nr. 74). Augustinus (Nr. 47, 268).

480. Chlodovech (Nr. 76, 77).

500. Ostgothisches Reich unter Theodorich (Dietrich).

550. Justinian (Nr. 75).

600. Papst Gregor d. Gr. (S. 47, 71).

700. Beowulf, englisches Epos (I. Band Nr. 2). Sagenpoesie im germanischen Norden (Edda)

732. Karl Martell. Bonifacius (Fulda).

790. Paul Diakon (Nr. 73 folg.).

800. Hildebrandlied (I. Nr. 1. II. S. 26). Alliterazion (S. 201).

800. Karl der Gr. (Nr. 78, 82). Einhard (Nr. 79).

840. Heliand (Nr. 30—34).

868. Otfried's Evangelienbuch. Der Endreim (S. 202).
Die ältesten Denkmäler der böhmischen Litteratur (S. 207).

919 bis **1024.** Sächsische Kaiser.
Lateinische Dichtung. Mönchthum (Nr. 83).
936. Otto I. Widukind (Nr. 80).

980. Konrat, Schreiber des Bischofs Pilgrim von Passau (Nr. 7).

1000. Notker in St. Gallen (Übersetzung der Psalmen). Firdusi, persischer Epiker.

1024 bis **1125.** Fränkische Kaiser.

1100. Beginn der Kreuzzüge. Ritterwesen.
Ezzo in Melk. Geistliche Dichtung in Österreich (Nr. 36—38).

II. Mittelhochdeutsche Dichtung.

Von der Ausbildung des Ritterthums bis zum Aufkommen der Städte (des Bürgerthums). Von 1150—1300.
Volksepos und höfische Ritterdichtung. Von 1190—1220 höchste Blüte; dann Verfall der Sprache und Poesie (S. 197).

(Die Zeitverhältnisse Nr. 114. Stände S. 145.)

1138 bis **1254.** Schwäbische Kaiser. (976—1282 die Babenberger in Österreich.)

1175. Rolandslied (I. Nr. 6). Alexanderlied (S. 195).

1190. Tod Friedrich Barbarossa's (Nr. 84). Saladin (Nr. 85).
Höfische Lyrik. Ausbildung der süddeutschen Mundarten (insbesondere des Schwäbischen) als Dichtersprache. Das Mittelhochdeutsche (S. 195). Minnedichtung (Nr. 9 und S. 204).

1200. Walter von der Vogelweide u. a. Minnesänger (Nr. 10 bis 19).

1210. Das Nibelungenlied (Nr. 7. I. Nr. 4; II. Nr. 1—4). Gudrun (I. Nr. 5; II. Nr. 5, 6). Vers. S. 203.
Wolfram v. Eschenbach. Gottfried v. Straßburg (Nr. 8).
(Entwicklungsgang der epischen Dichtung Nr. 115.)

1228. Freidank (Nr. 59).
Prosa. Sachsenspiegel, Schwabenspiegel (Nr. 72).
1241. Mongolen (Nr. 86).
1270. Ottokar v. Böhmen.
1273. Rudolf v. Habsburg (Nr. 88).
Deutsche Baukunst (Nr. 97—104).

III. Zergang des Mittelhochdeutschen.

Von der Ausbildung des Städtewesens bis zum Abschluss des Mittelalters, 1300—1500.

Lehrhafte, bürgerliche Dichtung. Ausbildung der Prosa (Nr. 72). Verkünstelung bei den Meistersängern neben freier Volkspoesie.

1273 bis **1437.** Kaiser meist aus dem habsburgischen und lützelburgischen Hause.
Das weltliche Volkslied (Nr. 20—27).
Das Kirchenlied (Nr. 28, 29; Nr. 39 folg. Nr. 52, 113).

1300. Dante. 1340 Petrarca und Boccaccio in Italien (Nr. 145).
Um das Jahr 1300 Königinhofer Handschrift (S. 208).

1340. Joh. Tauler (Nr. 43) und Heinrich Suso, Dominikaner (Predigten und Erbauungsschriften. S. 96).
1348. Karl IV. in Böhmen. Hochschule in Prag. 1365. Hochschule in Wien.
1400. Lieder Oswalds v. Wolkenstein.
Volksbücher (I. Nr. 8; II. Nr. 72 und S. 195).
Fortschritte der deutschen Prosa (Nr. 70, 72).

1436. Buchdruckerkunst. Bibeln gedruckt (1450 folg.).
Griechische Flüchtlinge stärken den Sinn für das Studium der Alten. Die Mediceer in Florenz.

1438 bis **1806.** Österreichische Kaiser über Deutschland.

1490. Sebastian Brant (Nr. 61). 1499. Geiler v. Kaisersberg, Prediger zu Straßburg (S. 96).

1492. Entdeckung der neuen Welt. Kopernik studiert in Krakau (Nr. 132).

1498. Reineke Vos (niederdeutsch; Nr. 62).

1512. Thom. Murner (S. 82). Maximilians Teuerdank (S. 96).

Klassische Studien (Erasmus, Reuchlin). 1500. Kopernikus.

Italienische Malerschulen (Nr. 146).

Deutsche Kunst: Albrecht Dürer, Lukas Cranach.

IV. Vorbildung des Neuhochdeutschen.

Übergangszeit zur Klassizität, von 1500 bis 1750 (Klopstock und Lessing).

Ausbildung der nhd. Prosa. Evangelisches Kirchenlied. Formlosigkeit der Poesie. Übergang der Dichtung an die Gelehrten. Nachahmung und gelehrtes Verderbnis. Allmähliche Läuterung und Vorbildung zur klassischen Poesie und Prosa (S. 198).

1530. M. Luther: Bibel (I S. 313, Nr. 136, 138, 141); Prosa (II. Nr. 71); Kirchenlied (Nr. 29, 47).

H. Sachs (Nr. 63–65).

Agricola's Sprichwörter mit Auslegung (Nr. 57, 58).

1538. Chroniken (Seb. Frank. Tschudi).

1550. Karl V. (Nr. 90). 1560. Ferdinand I. (Nr. 91).

1575. Torquato Tasso. 1580. Cervantes.

1576. Joh. Fischart. 1600 Shakspeare.

Lopez de Vega und (1640) Calderon, spanische Dichter.

1610. Joh. Arndt. Jakob Böhme. 1600 Astronom Keppler in Prag. Der berühmte Schulmann Amos Comenius, 1592 in Mähren geboren (S. 209).

1618—1648. Dreißigjähriger Krieg.

1624. Opitz (Nr. 68 und S. 205). 1620 Rubens, niederl. Maler.
1635. P. Flemming. Simon Dach. 1650 Gryphius (Nr. 69).
1640. Milton, englischer Dichter. 1650 Blütezeit der französischen Litteratur (Corneille, Moliere, Racine, Fenelon). Ausländerei bei den höheren Ständen in Deutschland.

1649. Spee (Nr. 54, 55).
Spruchdichtung (Nr. 57, 58, 60).

1650. Friedr. Logau (Sinngedichte Nr. 66). Joh. Scheffler (Nr. 67).

1660. Paul Gerhardt (geistliche Lieder Nr. 53). Spener, Prediger in Dresden.

1700. Leibnitz, Philosoph. Newton, Mathematiker und Physiker.
1730. Gottsched in Leipzig. 1740. Bodmer und Breitinger (Kritiker; Streit mit Gottsched).
1740—1780. Maria Theresia; Friedrich II. von Preußen.
1750. Winkelmann (antike Kunst). Linné, schwed. Naturforscher
Voltaire und Rousseau in Frankreich.
Gellert (Nr. 56). Gleim.

1724. Klopstock und Kant geboren. 1729 Lessing geb.
(Die drei Zeiträume der deutschen Litteratur Nr. 116.)
(Die deutsche Verskunst Nr. 117, 118.)

Erster Abschnitt.
Epische Dichtungen aus dem Mittelalter.
(Helden- und Ritterdichtung.)

I. Aus dem Nibelungenliede.
(Nach Karl Simrock's Übersetzung.)

1. Von Siegfrieden.

1.

Da wuchs in Niederlanden eines reichen Königs Kind
(Siegmund hieß sein Vater, seine Mutter Siegelind),
in einer reichen Veste, weithin wohlbekannt,
unten an dem Rheine, Santen war sie genannt.

2.

Ich sag euch von dem Degen, wie so schön er ward,
er war vor allen Schanden immer wohl bewart.
Stark und hohes Namens ward bald der kühne Mann.
Hei! was er großer Ehren auf dieser Erde gewann!

3.

Siegfried war geheißen der selbe Degen gut.
Er besuchte viel der Reiche in hochbeherztem Muth.
Durch seine Stärke ritt er in manches fremde Land.
Hei! was er schneller Degen bei den Burgonden fand!

4.

Den Herren mühte selten irgend ein Herzeleid.
Er hörte Kunde sagen, wie eine edle Maid
in Burgonden wäre, nach Wunsche wohl gethan,
von der er bald viel Freuden und auch viel Leides gewann.

5.

Das Lob ihrer Schöne vernahm man weit und breit,
und auch ihr Hochgemüthe ward zur selben Zeit

I. Den Zusammenhang s. im I. Theile des Littb. Nr. 4. Wir beginnen mit Strofe 20 der Lachmann'schen Ausgabe.

Zu 4. Maid (oder meit, aus maget zusammengezogen) ursprünglich Jungfrau, später im Sinne von Magd. Gethan d. i. gestaltet, herrlich. Gewann d. i. erfuhr.

bei der Jungfraue viel Helden wohlbekannt:
das ladete viel Gäste König Gunthern in das Land.

6.

So viel man auch der Werbenden um ihre Minne sah,
Kriemhild in ihrem Sinne sprach dazu nicht Ja,
daſs sie einen wollte zum geliebten Mann.
Gar fremd noch war ihr jener, dem sie bald ward unterthan.

7.

Ihm riethen seine Freunde und die in seinem Lehn,
wenn er stäte Minne sich zum Ziel ersehn,
so soll' er eine werben, der er sich nicht zu schämen.
Da sprach der edle Siegfried: »So will ich Kriemhilden nehmen.«

8.

Diese Märe hörte der König Siegmund.
Es sprachen seine Leute: also ward ihm kund
seines Kindes Wille. Es war ihm höchlich leid,
daſs er werben wolle um diese herrliche Maid.

9.

Die Kön'gin auch erfuhr es, die edle Siegelind,
die mußte große Sorge tragen um ihr Kind,
denn sie kannte Gunthern und die in seinem Bann;
das Werben man dem Degen sehr zu verleiden begann.

10.

Da sprach der kühne Siegfried: »Viel lieber Vater mein,
ohn edler Frauen Minne wollt ich immer sein,
wenn ich nicht werben dürfte nach Herzensliebe frei.«
Was jemand reden mochte, so blieb er immer dabei.

11.

»Und willst du's nicht vermeiden,« der König sprach da so,
»so bin ich deines Willens von ganzem Herzen froh,
und will dir's fügen helfen, so gut ich immer kann;
doch hat der König Gunther manchen hochfährt'gen Mann.

12.

»Und wär es anders niemand als Hagen der Degen,
der kann im Übermuthe wohl der Hochfahrt pflegen,
so daſs ich sehr befürchte, es mög' uns werden leid,
wenn wir werben wollen um diese herrliche Maid.«

13.

»Was mag uns gefährden?« hub da Siegfried an:
»Was ich mir nicht im Guten dort erbitten kann,

Zu 6. **Unterthan**: der Mann hieß des Weibes Trost und „Herr," auch der „Wirt" des Hauses.
Zu 9. **Bann**, d. h. die zum Dienste Einberufenen.

will ich schon sonst erwerben mit meiner starken Hand.
Ich will von ihm erzwingen die Leute und auch das Land.«

14.

»Leid ist mir deine Rede,« sprach König Siegmund,
»und würde diese Märe dort am Rheine kund,
so dürftest du wohl nimmer in König Gunthers Land.
Gunther und Gernot, die sind mir lange bekannt.

15.

»Mit Gewalt erwerben kann niemand die Magd,«
sprach der König Siegmund, »das ist mir wohl gesagt;
willst du jedoch mit Recken reiten in das Land,
die Freunde, die wir haben, die werden eilends besandt.«

16.

»So ist mir nicht zu Muthe,« fiel ihm Siegfried ein,
»dass ich mit Recken sollte reiten an den Rhein.
Nicht mit einer Heerfahrt — das wäre mir wohl leid,
sollt ich damit erzwingen diese herrliche Maid.

17.

»Ich will sie wohl erzwingen allein mit meiner Hand.
Ich reite selbzwölfter in König Gunthers Land:
dazu sollt ihr mir helfen, Vater Siegmund.«
Da gab man seinen Degen zu Kleidern grau und auch bunt.

18.

Nun sahen sie die Reise nach Burgonden nahn.
Um sie begann zu sorgen, beides, Weib und Mann,
ob sie wohl wiederkämen in ihrer Heimat Land.
Sie geboten aufzusäumen die Waffen und das Gewand.

19.

Es ward leid den Recken, auch weinte manche Maid;
sie hatten wohl im Herzen gefunden den Bescheid,
sie müßtens einst entgelten durch lieber Freunde Tod.
Sie hatten Grund zu klagen, es schuf ihnen wahrlich Noth.

20.

Am siebenten Morgen zu Worms an dem Strand
Ritten schon die kühnen: da war all ihr Gewand
aus rothem Gold gewoben, ihr Reitzeug wohlgethan,
die Rosse giengen eben den Degen in Siegfrieds Bann.

21.

Neu waren ihre Schilde, licht und breit genug,
und gar schön die Helme bei dem Hofeszug
Siegfried des kühnen in König Gunthers Land.
Man ersah an Helden nie so herrlich Gewand.

22.

Der Schwerter Enden giengen nieder auf die Sporen,
scharfe Spieße führten die Ritter auserkoren,
von zweier Spannen Breite war welchen Siegfried trug;
der hatt an seiner Schneide grimmer Schärfe genug.

23.

Die goldfarbnen Zäume führte sie an der Hand;
der Brustriem war von Seide: so kamen sie ins Land.
Da gafften sie die Leute allenthalben an,
entgegen liefen ihnen die Recken in Gunthers Bann.

24.

Die hochbeherzten Degen, Ritter so wie Knecht,
Die giengen zu den Herren, so war es Fug und Recht,
die Gäste zu empfangen in ihrer Herren Land;
sie nahmen ihnen die Pferde mit den Schilden von der Hand.

25.

Da wollten sie die Rosse in die Ställe ziehn.
Wie sprach da so geschwinde Siegfried der Degen kühn:
»Laßt uns stehn die Pferde, mir und den meinen dort;
wie mir ist zu Muthe, so reit ich bald wieder fort.

26.

»Wem die Märe kund ist, der lasse sich befragen:
wo ich den König finde, das soll man mir sagen,
Gunther den reichen aus Burgondenland.«
Da saget' es ihm einer, dem es wohl war bekannt.

27.

»Wollt ihr den König finden, das mag gar wohl geschehn.
In jenem weiten Sale hab ich ihn gesehn
unter seinen Helden; da geht zu ihm hinan,
so mögt ihr bei ihm finden manchen herrlichen Mann.«

28.

Nun war auch dem König die Märe schon gesagt,
dass gekommen wären Ritter unverzagt,
sie führten reiche Harnische und herrlich Gewand,
niemand sie erkenne in der Burgondenland.

29.

Den König nahm es Wunder, woher gekommen sei'n
die herrlichen Recken im Kleid von lichtem Schein,
und mit so guten Schilden, so neu und so breit;
dass ihm das niemand sagte, das war König Gunthern leid.

30.

Da sprach zu dem König von Metz Herr Ortewein,
reich und kühnes Muthes mochte der wohl sein:

»Da wir sie nicht erkennen, so heißet jemand gehn
nach meinem Oheim Hagen: den sollt ihr sie lassen sehn.

31.

»Dem sind wohl kund die Reiche und alles fremde Land;
hat er von ihnen Kunde, das mach er uns bekannt.«
Der König ließ ihn holen und die in seinem Lehn;
man sah ihn stolzes Schrittes mit Recken nach Hofe gehn.

32.

Warum nach ihm der König — fragt Hagen da — gesandt?
»Es sind in meinem Hause Degen unbekannt,
die niemand weiß zu nennen, habt ihr sie je gesehn,
das sollst du mir, Hagen, nach der Wahrheit gestehn.«

33.

»Das will ich,« sprach Hagen. Zum Fenster schritt er drauf,
da ließ er nach den Gästen den Augen freien Lauf.
Es gefiel ihm ihr Geräthe und auch ihr Gewand;
sie waren ihm gar fremde in der Burgonden Land.

34.

Er sprach: »Woher die Recken auch kamen an den Rhein,
es möchten selber Fürsten oder Fürstenboten sein.
Schön sind ihre Rosse und ihr Gewand ist gut;
von wannen sie auch kommen, es sind Helden hochgemuth.«

35.

Also sprach da Hagen: »Ich will euch gestehn,
ob ich gleich im Leben Siegfrieden nicht gesehn,
so will ich doch wohl glauben, wie es damit auch steht,
dass er es sei, der Degen, der so herrlich dorten geht.

36.

»Ich rathe, dass den Jüngling man wohl empfangen soll,
damit wir nicht verdienen des schnellen Recken Groll;
er ist so schön von Wuchse, man seh ihn freundlich an;
er hat mit seinen Kräften so manche Wunder gethan.«

37.

Da sprach des Landes König: »Nun, sei er uns willkommen,
er ist kühn und edel, das hab ich wohl vernommen;
das soll er genießen in Burgondenland.«
Da gieng der König Gunther hin wo er Siegfrieden fand.

38.

Der Wirt und seine Gäste empfiengen so den Mann,
dass wenig an dem Gruße gebrach, den er gewann;
des neigte sich vor ihnen der Degen ausersehn,
weil ihm so recht freundlich die Grüße waren geschehn.

39.
»Mich wundert,« sprach der König Gunther allzuhand,
»woher ihr, edler Siegfried, gekommen in dieß Land,
oder was ihr suchen wollet zu Worms an dem Rhein?«
Da sprach der Gast zum König: »Das soll euch unverholen sein.

40.
»Ich habe sagen hören in meines Vaters Land,
an euerm Hofe wären (das hätt ich gern erkannt)
die allerkühnsten Recken (so hab ich oft vernommen),
die je gewann ein König: darum bin ich hieher gekommen.

41.
»So hör ich auch euch selber Mannheit zugestehn,
man habe keinen König noch so kühn gesehn.
Das rühmen viel die Leute über allem diesem Land:
nun kann ichs nicht verwinden, bis ich die Wahrheit befand.

42.
»Ich bin auch ein Recke und soll die Krone tragen;
ich möcht es gerne fügen, dass sie von mir sagen,
dass ich mit Recht besäße die Leute wie das Land;
mein Haupt und meine Ehre setz ich gern dafür zum Pfand

43.
»Seid ihr nun so verwogen, wie euch die Sage zeiht,
so frag ich nicht, ists jemand lieb oder leid;
ich will von euch erzwingen was euch angehört,
das Land und die Burgen unterwerf ich meinem Schwert.«

44.
Nach Schwertern rief da heftig von Metz Herr Ortewein:
Von Tronje Hagens Schwestersohn, der durfte er wahrlich sein;
dass der so lang geschwiegen, das war dem König leid.
da unterfieng sichs Gernot, der Ritter kühn und kampfbereit.

45.
Er sprach zu Orteweinen: »Lasst euer Zürnen sein;
es soll der Degen Siegfried sich nicht mit uns entzwein;
wir mögens wohl noch scheiden im Guten, rath ich sehr,
und ihn zum Freunde haben, das geziemt uns wahrlich mehr.«

46.
Da sprach der starke Hagen: »In Wahrheit, mir ist leid,
und deinen Degen allen, dass er je zum Streit
her an den Rhein geritten: was ließ er das nicht sein?
ihm wären nicht so übel begegnet hier die Herren mein.«

47.
Zur Antwort gab ihm Siegfried, der kräftige Held;
»Wenn euch, was ich gesprochen, Herr Hagen, misfällt,

so will ich schauen lassen, wie noch die Hände mein
so gewaltig wollen bei den Burgonden sein.«

48.

»Wie geziemt' uns mit euch zu streiten?« sprach wieder Gernot,
»wie viel dabei der Helden auch fielen in den Tod,
uns brächt es wenig Ehre und auch geringen Lohn.«
Zur Antwort gab ihm Siegfried, König Siegmundes Sohn:

49.

»Warum zögert Hagen und auch Ortewein?
was eilt er nicht zum Streite mit den Freunden sein,
deren er so manchen bei den Burgonden hat?«
Sie blieben Antwort schuldig, das war Gernotes Rath.

50.

Da sprach der Wirt des Landes: »Was uns gehöret an,
verlangt ihr es in Ehren, das sei euch unterthan;
wir wollen mit euch theilen unser Gut und Blut.«
Da ward dem Degen Siegfried ein wenig sanfter zu Muth.

51.

Da ließ man ihnen waren all ihr Rüstgewand;
man suchte Herbergen, die besten, die man fand,
Siegfriedes Knechten: die hatten gut Gemach.
Man sah den Fremdling gerne in Burgondenland hernach.

52.

Der Kurzweil sich flissen die Kön'ge und ihr Bann:
da war er stäts der beste, was man auch begann;
es konnt ihm niemand folgen, so groß war seine Kraft,
ob sie den Stein warfen, oder schossen den Schaft.

2. Wie Siegfried erschlagen ward.

1.

Gunther und Hagen, die Recken wohlgethan,
beriethen mit Untreuen ein Birschen in den Tann.
Mit ihren scharfen Spießen wollten sie jagen gehn
Bären, Schwein und Büffel: was konnte Kühnres geschehn?

2.

Da ließ man herbergen bei dem Walde grün
vor des Wildes Wechseln die stolzen Jäger kühn,

Zu 51. Waren, gewöhnlich wahren. Vergl. deut. Sprachbuch 4. Aufl. S. 164. 241.
Zu 1. Birschen (mhd. pirsen in dën walt. Lachmann Str. 859), die Jagd mit Bracken d. h. Spürhunden. Tann, d. i. Tannenwald. Zu 2. Wechseln, eigentlich: Gegen des Wildes Ablauf.

als sie da jagen wollten, auf breitem Angergrund.
Da war auch Siegfried kommen, das ward dem Könige kund.

3.

Von den Jagdgesellen ward umhergestellt
die Wart an allen Enden. Da sprach der kühne Held,
Siegfried der starke: »Wer soll uns in den Tann
nach dem Wilde weisen ihr Degen kühn und wohlgethan?«

4.

»Wollen wir uns scheiden, hub da Hagen an,
ehe wir beginnen zu jagen hier im Tann?
so mögen wir erkennen, ich und die Herren mein,
wer die besten Jäger bei dieser Waldreise sei'n.«

5.

»Die Leute und die Hunde, wir theilen uns darein:
dann fährt, wohin ihn lüstet, jeglicher allein,
und wer das Beste jaget, dem sagen wir den Dank.«
Da weilten die Jäger bei einander nicht mehr lang.

6.

Da sprach der Herre Siegfried: »Der Hunde hab ich Rath,
ich will nur einen Bracken, der so genossen hat,
dass er des Wildes Fährte spüre durch den Tann.
Wir kommen wohl zum Jagen!« so sprach der Kriemhilde Mann.

7.

Da nahm ein alter Jäger einen Spürhund
und brachte den Herren in einer kurzen Stund,
wo sie viel Wildes fanden. Was der da aufgehetzt,
erlegten die Jagdgesellen, wie noch gute Jäger jetzt.

8.

Einen großen Eber trieb der Spürhund auf.
Als der flüchtig wurde, da kam in schnellem Lauf
derselbe Jagdmeister und nahm ihn wohl aufs Korn;
anlief den kühnen Degen der Eber in großem Zorn.

9.

Da schlug ihn mit dem Schwerte der Kriemhilde Mann;
das hätt ein andrer Jäger nicht so leicht gethan.
Als er ihn gefället, fieng man den Spürhund.
Da ward sein reiches Jagen allen Burgonden kund.

10.

Da vernahm man allenthalben Lärmen und Getos.
Von Leuten und von Hunden ward der Schall so groß,
man hörte wiederhallen den Berg und auch den Tann.
Vierundzwanzig Hunde hatten die Jäger losgethan.

11.

Da wurde viel des Wildes vom grimmen Tod ereilt.
Sie wähnten es zu fügen, dass ihnen zugetheilt
der Preis des Jagens würde; das konnte nicht geschehn,
als bei der Feuerstätte der starke Siegfried ward gesehn.

12.

Die Jagd war zu Ende, und doch nicht ganz und gar.
Die zu der Herberg wollten brachten mit sich dar
Häute mancher Thiere, dazu des Wilds genug.
Hei! was man zur Küche vor das Ingesinde trug!

13.

Da ließ der König künden den Jägern wohlgeborn,
dass er zum Imbiß wolle; da wurde laut ins Horn
einmal gestoßen; also ward bekannt,
dass man den edlen Fürsten bei den Herbergen fand.

14.

Da sprach der König Siegfried: »Nun räumen wir den Wald.«
Sein Ross trug ihn eben, die andern folgten bald.
Sie verscheuchten mit dem Schalle ein Waldthier fürchterlich,
einen wilden Bären; da sprach der Degen hinter sich:

15.

»Ich schaff uns Jagdgesellen eine Kurzweil.
Da seh ich einen Bären, den Bracken löst vom Seil.
Zu den Herbergen soll mit uns der Bär;
er kann uns nicht entrinnen und flöh er auch noch so sehr.«

16.

Da lös'ten sie den Bracken, gleich sprang der Bär hindann.
Da wollt ihn erreiten der Kriemhilde Mann;
er fiel in ein Geklüfte, da konnte er ihm nicht bei;
das starke Thier wähnte von den Jägern schon sich frei.

17.

Da sprang von seinem Rosse der stolze Ritter gut
und begann ihm nachzulaufen. Das Thier war ohne Hut,
es konnt ihm nicht entrinnen, er fieng es allzuhand;
ohn es zu verwunden der Degen eilig es band.

18.

Kratzen oder beißen konnt es nicht den Mann.
Er band es auf den Sattel, auffaß der Schnelle dann;
er bracht es zu dem Herde in seinem hohen Muth
zu einer Kurzweile, der Degen edel und gut.

19.

Als er vom Ross gestiegen, lös't er ihm das Band
vom Mund und von den Füßen. die Hunde gleich zur Hand

begannen laut zu heulen, als sie den Bären sahn.
Das Thier zum Walde wollte; das erschreckte manchen Mann

20.

Der Bär in die Küche von dem Lärm gerieth;
hei! was er Küchenknechte von dem Feuer schied!
Gerückt ward mancher Kessel, zerzerret mancher Brand;
hei! was man guter Speisen in der Asche liegen fand!

21.

Da sprangen von den Sitzen die Herren und ihr Bann.
Der Bär begann zu zürnen; der König wies sie an
der Hunde Schar zu lösen, die an den Seilen lag:
und wär es wohl geendet, sie hätten fröhlichen Tag.

22.

Mit Bogen und mit Spießen, man versäumte sich nicht mehr,
liefen hin die Schnellen, wo da gieng der Bär;
doch wollte niemand schießen, von Hunden war's zu voll.
So laut ward das Getöse, dass rings der Bergwald erscholl.

23.

Der Bär begann zu fliehen vor der Hunde Zahl;
ihm konnte niemand folgen als Kriemhilds Gemahl.
Er erlief ihn mit dem Schwerte, zu Tod er ihn da schlug.
Wieder zu dem Feuer das Gesind den Bären trug.

24.

Da sprachen die es sahen, er wär ein starker Mann.
Die stolzen Jagdgesellen rief man zu Tisch heran;
auf einem schönen Anger saßen ihrer genug.
Hei! was man Ritterspeise vor die stolzen Jäger trug!

25.

Da sprach der Herre Siegfried: »Mich verwundert sehr,
man bringt uns aus der Küche doch so viel daher,
was bringen uns die Schenken nicht dazu den Wein?
Pflegt man so der Jäger, will ich nicht Jagdgeselle sein.

26.

Da sprach der Niederländer: »Ich sag euch wenig Dank;
man sollte sieben Säumer mit Meth und Lautertrank
mir hergesendet haben; konnte das nicht sein,
so hätte man uns besser gesiedelt näher dem Rhein.«

27.

Da sprach von Tronje Hagen: »Ihr edeln Ritter schnell,
ich weiß hier in der Nähe einen kühlen Quell.
Dass ihr mir nicht zürnet, da rath ich hinzugehn.«
Der Rath war manchem Degen zu großer Sorge geschehn.

28.
Als sie von dannen wollten zu der Linde breit,
da sprach von Tronje Hagen: »Ich hörte jederzeit,
es könne niemand folgen Kriemhilds Gemahl,
wenn er rennen wolle: hei! schauten wir das einmal!«

29.
Da sprach von Niederlanden Siegfried der Degen kühn:
»Das mögt ihr wohl versuchen; wollt ihr zur Wette hin
mit mir an den Brunnen? Wenn der Lauf geschieht,
soll der gewonnen haben, welchen man gewinnen sieht.«

30.
»Wohl, laßt es uns versuchen,« sprach Hagen der Degen.
Da sprach der starke Siegfried: »So will ich mich legen
hier zu euern Füßen nieder in das Gras.«
Als er das erhörte, wie lieb war König Gunthern das!

31.
Da sprach der kühne Degen: »Ich will euch mehr noch sagen:
all mein Geräthe will ich mit mir tragen,
den Sper samt dem Schilde, dazu mein Birschgewand.«
Das Schwert und den Köcher er um die Glieder schnell sich band.

32.
Abzogen sie die Kleider von dem Leibe da;
in zwei weißen Hemden man beide stehen sah.
Wie zwei wilde Panther liefen sie durch den Klee;
man sah bei dem Brunnen den kühnen Siegfried doch eh.

33.
Den Preis in allen Dingen vor manchem man ihm gab.
Da löst' er schnell die Waffe, den Köcher legt' er ab,
den starken Wurfspieß lehnt' er an der Linde Ast.
bei des Brunnens Flusse stund der herrliche Gast.

34.
Siegfriedes Tugenden waren gut und groß.
Den Schild legt' er nieder, wo der Brunnen flos;
wie sehr ihn auch dürstete, der Held nicht eher trank,
bis der Wirt getrunken; dafür gewann er übeln Dank.

35.
Der Brunnen war lauter, kühl und auch gut;
da neigte sich Gunther hernieder zu der Flut.
Als er getrunken hatte, erhob er sich hindann;
also hätt auch gerne der kühne Siegfried gethan.

36.
Da entgalt er seiner Tugend; den Bogen und das Schwert
trug Hagen beiseite von dem Degen wert

Dann sprang er schnell zurücke, wo er den Wurfspieß fand,
und sah nach einem Zeichen an des Kühnen Gewand.

37.

Als Siegfried der Degen aus dem Brunnen trank,
schoſs er ihm durch das Kreuze, daſs aus der Wunde sprang
das Blut seines Herzens hoch an Hagens Wat.
Kein Held begeht wieder also große Missethat.

38.

Der Held in wildem Toben von dem Brunnen sprang;
ihm ragte von den Schultern eine Sperstange lang.
Nun wähnt' er da zu finden Bogen- oder Schwert,
so hätt er Lohn Herrn Hagen wohl nach Verdienste gewährt.

39.

Als der Todwunde das Schwert nicht wiederfand,
da blieb ihm nichts weiter als der Schildesrand.
Den hob er von dem Brunnen und rannte Hagen an;
da konnt ihm nicht entrinnen König Gunthers Unterthan.

40.

Wie wund er war zum Tode, so kräftig doch er schlug,
daſs von dem Schilde nieder rieselte genug
des edeln Gesteines; der Schild zerbrach auch fast.
So gern gerochen hätte sich der herrliche Gast.

41.

Gestrauchelt war da Hagen von seiner Hand zu Thal;
der Anger von den Schlägen erscholl im Wiederhall.
Hätt er sein Schwert in Händen, so wär es Hagens Tod.
Sehr zürnte der Wunde; es zwang ihn wahrhafte Noth.

42.

Seine Farbe war erblichen, er konnte nicht mehr stehn.
Seines Leibes Stärke mußte ganz zergehn,
da er des Todes Zeichen in lichter Farbe trug.
Er ward hernach beweinet von schönen Frauen genug.

43.

Da fiel in die Blumen der Kriemhilde Mann:
das Blut von seiner Wunde stromweis nieder rann.
Da begann er die zu schelten, ihn zwang die große Noth,
die da gerathen hatten mit Untreue seinen Tod.

44.

Da sprach der Todwunde: »Weh, ihr bösen Zagen,
was helfen meine Dienste, da ihr mich habt erschlagen?

Zu 37. wât, Watte, Kleidung. 44. Zage, Feigling.

ich war euch stäts gewogen und sterbe nun daran;
ihr habt an euern Freunden leider übel gethan.

45.

Hinliefen all die Ritter, wo er erschlagen lag;
es war ihrer vielen ein freudeloser Tag.
Wer irgend Treue kannte, von dem ward er beklagt:
das hat auch wohl um alle verdient der Degen unverzagt.

46.

Der König von Burgonden beklagt' auch seinen Tod.
Da sprach der Todwunde: »Das thut nimmer Noth,
dass der um Schaden weinet, durch den man ihn gewann:
er verdient groß Schelten; er hätt es besser nicht gethan.«

47.

Da sprach der grimme Hagen: »Ich weiß nicht, was euch reut;
nun hat zumal ein Ende unser sorglich Leid.
Nun mags nicht manchen geben, der uns darf bestehn;
wohl mir, dass seiner Herrschaft durch mich ein End ist geschehn.

48.

»Ihr mögt euch leichtlich rühmen,« sprach der von Niederland;
»Hätt ich die mörderische Weis' an euch erkannt,
vor euch hätt ich behalten Leben wohl und Leib.
Mich dauert nichts auf Erden als Frau Kriemhilde mein Weib.

49.

»Auch mag es Gott erbarmen, dass ich gewann den Sohn,
der nun auf alle Zeiten bescholten ist davon,
dass seine Freunde jemand meuchlerisch erschlagen;
hätt ich Zeit und Weile, das müßt ich billig beklagen.

50.

Da sprach im Jammer weiter der todwunde Held:
»Wollt ihr, edler König, je auf dieser Welt
an jemand Gutes üben, so lasst befohlen sein
auf Treue und auf Gnaden euch die liebe Traute mein.

51.

»Lass't sie des genießen, dass sie eure Schwester sei;
bei aller Fürsten Tugend, steht ihr mit Treue bei!
Mein mögen lange harren mein Vater und sein Bann:
es ward am lieben Freunde nimmer übler gethan.«

52.

Die Blumen allenthalben vom Blute waren nass.
Da rang er mit dem Tode, nicht lange that er das,
denn des Todes Waffe schnitt immer allzusehr.
Auch mußte bald ersterben dieser Degen kühn und hehr.

53.
Als die Herren sahen, der Degen sei tot,
sie legten ihn auf einen Schild, der war von Golde roth,
da giengen sie zu Rathe, wie es sollt ergehn,
dasſs es verholen bliebe, es sei von Hagen geschehn.

54.
Da sprachen ihrer viele: »Ein Unfall ist geschehn;
ihr sollt es alle helen und alle Rede stehn:
als er allein ritt jagen, der Kriemhilde Mann,
da schlugen ihn die Schächer, als er fuhr durch den Tann.«

55.
Da sprach von Tronje Hagen: »Ich bring ihn in das Land,
mich soll es nicht kümmern, wird es ihr auch bekannt,
die so betrüben konnte Brunhildens hohen Muth;
ich werde wenig fragen wie sie nun weinet und thut.«

56.
Da harrten sie des Abends und fuhren überrhein.
Es mochte nie von Helden so schlimm gejaget sein.
Ihr Beutewild beweinte noch manches edle Weib,
sein mußte bald entgelten viel guter Weigande Leib.

3. Wie Kriemhilde Hagen empfieng.

1.
Kriemhild die schöne mit dem Gesinde gieng,
wo sie die Nibelungen mit falschem Muth empfieng;
sie grüßte Giselheren und nahm ihn bei der Hand.
Als Hagen das erschaute, den Helm er fester überband.

2.
»Nach so gethanem Gruße,« sprach Hagen deswegen,
»mögen sich bedenken diese schnellen Degen:
Man empfängt die Fürsten ungleich und der Fürsten Bann;
eine schlimme Reise haben wir zu dieser Hochzeit gethan.«

3.
Sie sprach: »Seid willkommen dem der euch gern empfäht;
eurer Freundschaft willen kein Gruß an euch ergeht.

Zu 56. Weigand, mhd. wigant (Partizipialbildung wie heilant) heißt: Krieger, Held.

Zu 3. Eine durch die milden Stralen des Christenthums verscheuchte Sitte der Germanen war die Blutrache. Noch im Mittelalter durfte einer gegen seinen Beleidiger Fehde erheben, Rache nehmen oder Sühne erzwingen. Erst in der Folge ordneten die Gesetze bestimmte Bußen an (z. B. das Wergeld). Nach den Begriffen des Alterthums konnte die rohe

Sagt, was ihr mir bringet von Wormes überrhein,
dafs ihr mir so höchlich hier willkommen solltet sein.«

4.

»Was sind das für Mären,« sprach Hagen dagegen,
»dafs euch Gaben sollten bringen diese Degen?
Da ich so reich euch wuste und kannte euere Macht,
wie hätt ich meine Gabe zu den Heunen wohl gebracht?«

5.

»Nun frag ich um die Märe weiter bei euch an:
Den Hort der Nibelungen, wohin ihr den gethan?
Der war ja doch mein eigen, das ist euch wohl bekannt:
den hättet ihr mir sollen bringen her in Etzels Land.«

6.

»Fürwahr, meine Frau Kriemhilde, schon mancher Tag war da,
den Hort der Nibelungen, seit ich den nicht sah.
Den ließen meine Herren versenken in den Rhein,
da muß er auch in Wahrheit bis zum jüngsten Tage sein.«

7.

Da sprach die Kön'gin wieder: »Ich hatt es wohl gedacht,
ihr habt nur noch wenig davon hieher gebracht,
wiewohl er war mein eigen und ich sein weiland pflag;
drum hab ich leide Stunden und manchen traurigen Tag.«

8.

»Ich bringe euch den Teufel!« sprach da Hagen,
»ich hab an meinem Schilde genug zu tragen,
und an meinem Harnisch; mein Helm, der ist so licht,
das Schwert in meinen Händen: darum bring ich ihn euch nicht.«

9.

Da sprach die Königstochter zu den Recken allzumal:
»Man soll keine Waffen tragen in dem Sal;
vertraut sie mir, ihr Helden, zur Verwartung an.«
»Wahrhaftig,« sprach da Hagen, »das wird nimmer gethan.

10.

»Ich begehre nicht der Ehre, Fürstentochter mild,
dafs ihr zur Herberge traget meinen Schild
und ander Streitgeräthe; ihr seid eine Königin.
So lehrte mich mein Vater, dafs ich selbst ihr Hüter bin.«

Selbstgewalt die Beleidigung rächen. Die Rache oder Sühne des Todschlages übernahmen die Verwandten. Unserm Gefühle widerstrebt es, dafs selbst Frauen die Rache übernahmen. Von solcher Leidenschaft war auch Kriemhilde ergriffen; sie sann nach heidnischer Art auf Mittel, ihren ermordeten Gemahl zu rächen. — Nr. 3 nach Lachmann Str. 1675.

11.

»O weh dieses Leides!« sprach da Kriemhild,
»warum will mein Bruder und Hagen seinen Schild
nicht bewaren lassen? Gewiss, sie sind gewarnt:
und wüst' ich wer's gewesen, den hielte der Tod umgarnt.«

4. Wie Hagen und Volker Schildwacht stunden.

1.

Der Tag war zu Ende, es kam heran die Nacht,
den reisemüden Recken war Sorge nun erwacht,
wo sie ruhen sollten und in ihr Bette gehn.
Darüber fragte Hagen: Bescheid ist ihnen geschehn.

2.

Gunther sprach zum Wirte: »Gott laß euchs wohlgedeihn,
wir wollen schlafen gehen, mag es mit Urlaub sein.
Wenn ihr gebietet, kommen wir wieder morgen fruh.«
Der Wirt entließ die Gäste wohlgemuth zu ihrer Ruh.

3.

Von allen Seiten drängen man die Gäste sah;
Volker der kühne sprach zu den Heunen da:
»Wie dürfet ihr uns Recken vor die Füße gehn?
und wollt ihr das nicht meiden, so wird euch übel geschehn.

4.

»So schlag ich dem und jenem so schweren Geigenschlag,
hat er einen Treuen, dass der's beweinen mag.
Nun weichet vor uns Recken, fürwahr, mich dünkt es gut;
es heißen alle Degen und haben doch nicht gleichen Muth.«

5.

Als in solchem Zorne sprach der Fideler,
sah der kühne Hagen über die Achsel her.
Er sprach: »Euch räth zum Heile der kühne Fidlmann:
geht zu den Herbergen, ihr in Kriemhildens Bann.

6.

»Wonach euch hier gelüstet, es fügt sich nicht dazu.
Wollt ihr was beginnen, so kommt uns morgen fruh,
und laßt uns Reisemüden heut der Ruhe pflegen;
es geschieht wohl nimmer wieder so willig von einem Degen.«

7.

Da brachte man die Gäste in einen weiten Sal.
Da fanden sie bereitet für die Recken allzumal

Nr. 4 in Lachm. Ausg. Str. 1756

Zu 6 (1) Was ihr da erwartet. wird schwerlich jemand thun.
(4) ich glaub' dass es von Helden so willig nie geschah.

manches reiche Bette, lang genug und breit.
Gern schüf ihnen Kriemhild das allergrößeste Leid.

8.

Manche schmucke Decke von Arras da lag
aus lichthellem Zeuge, und manches Überdach
aus arabischer Seide, so gut sie mochte sein;
darüber lagen Leisten, die gaben herrlichen Schein.

9.

Viel Bettlaken fand man von Hermelin gemacht
und von schwarzem Zobel, worunter sie die Nacht
sich Ruhe schaffen sollten bis an den lichten Tag.
Ein Fürst mit seinem Volke wohl nimmer herrlicher lag.

10.

»O weh der Herberge!« sprach Giselher das Kind,
»Und weh meiner Freunde, die mit uns kommen sind.
Wie gut es meine Schwester mir auch hier erbot,
wir gewinnen, fürcht ich, alle von ihrem Hasse den Tod!«

11.

»Nun laßt eure Sorge,« sprach Hagen der Degen,
»ich will heunte selber der Schildwache pflegen
und will euch wohl behüten bis an den lichten Tag:
seid drum ohne Sorgen; und mag es wenden, wer da mag.«

12.

Da neigten sich ihm alle und sagten ihm den Dank.
Sie giengen zu den Betten. Da währt' es nicht lang,
bis in Ruhe lagen die Helden wohlgethan.
Hagen der kühne sich rasch zu waffnen begann.

13.

Da sprach der Fidelspieler, Volker der Degen:
»Verschmäht ihrs nicht, Hagen, so will ich mit euch pflegen
heunt der Schildwache bis an den lichten Tag.«
Da dankte Volkern der Degen gütlich und sprach:

14.

»Nun lohn euch Gott vom Himmel, lieber Volker,
zu allen meinen Sorgen wünsch ich niemand mehr
als nur euch alleine, befahr ich irgend Noth;
ich will es wohl vergelten, es verhüt es denn der Tod.«

15.

Da warfen sich die beiden in ihr licht Gewand.
Da fasste jedweder den Schild an seine Hand,

Zu 8. Arras, in den Niederlanden, berühmt durch Seidenstoffe.
Zu 11. Heunt, mhd. hint aus hînaht, d. i. diese Nacht.

sie giengen aus dem Hause vor die Thüre stehn,
und hüteten der Gäste; das ist mit Treue geschehn.

16.

Volker der schnelle legte von der Hand
seinen Schild den guten an des Sales Wand;
dann wandt er sich zurücke, wo seine Fidel war
und diente seinen Freunden: das ziemt' ihm trefflich fürwahr.

17.

Er saß auf einem Steine unter des Hauses Thor.
So kühnen Fidelspieler sah man nie zuvor;
als der Saiten Tönen ihm so süß erklang,
die stolzen Heimatlosen, die sagten des Volkern Dank.

18.

Da klangen seine Saiten, daſs all das Haus erscholl.
Seine Kraft und sein Geschicke, die waren beide voll.
Süßer immer süßer zu geigen er begann;
so spielt er in den Schlummer gar manchen sorgenden Mann.

19.

Da sie entschlafen waren und Volker das befand,
da nahm der Degen wieder den Schild an die Hand
und gieng aus dem Hause vor die Thüre stehn,
die Gäste zu bewaren vor denen in Kriemhilds Lehn.

20.

Nach dem ersten Schlafe, wenn es erst da geschah,
Volker der kühne Helme glänzen sah
fernher durch das Dunkel: Die in Kriemhilds Bann
hätten an den Gästen gerne Schaden gethan.

21.

Da sprach der Fidelspieler: »Freund Hagen, höret mich,
wir tragen diese Sorge selbander ritterlich.
Ich sehe Volk in Waffen vor dem Hause stehn;
so viel ich mag erkennen, so wollen sie uns bestehn.«

22.

»So schweiget,« sprach da Hagen, »erwarten wir sie hier;
eh sie unser werden inne, wird ihrer Helme Zier
zerschroten mit den Schwertern von unser beider Hand:
sie werden Kriemhilden übel wieder heimgesandt.«

23.

Der Heunenrecken einer das gar bald ersah,
die Thüre sei behütet, wie balde sprach er da:
»Was wir im Sinne hatten kann nun nicht geschehn,
ich seh den Fidelspieler vor dem Hause Schildwacht stehn.

24.
»Der trägt auf dem Haupte einen Helm von lichtem Glanz,
der ist hart und lauter, stark dazu und ganz;
ihm glühn die Panzerringe wie das Feuer thut.
Daneben steht auch Hagen; die hüten der Gäste gut.«

25.
Da wandten sie sich wieder. Als Volker das ersah,
zu seinem Heergesellen zornig sprach er da:
»Nun laßt mich von dem Hause zu den Recken gehn,
so frag ich um die Märe die in der Kriemhilde Lehn.«

26.
»Nicht doch, wenn ihr mich liebet,« sprach Hagen dagegen,
»wenn ihr das Haus verließet, diese schnellen Degen
brächten euch mit Schwertern leicht in solche Noth,
dass ich euch helfen müßte, wär's aller meiner Freunde Tod.

27.
»Wenn wir dann beide geriethen in den Streit,
so drängen ihrer zweie oder vier in kurzer Zeit
leichtlich zu dem Hause und schüfen solche Noth
an den Schlafenden drinnen, dass wir's bereuten bis zum Tod.«

28.
Da sprach wieder Volker: »So laßt es nur geschehn,
dass sie inne werden, wir haben sie gesehn;
so können uns nicht läugnen die in Kriemhilds Bann,
dass sie an den Gästen gern untreu hätten gethan.«

29.
Da rief ihnen Volker entgegen gleich zur Hand:
»Was geht ihr so gewaffnet, ihr Degen auserkannt?
wollt ihr morden reiten, ihr in Kriemhilds Bann?
so nehmet mich zur Hülfe und meinen Heergesellen an.«

30.
Niemand gab Antwort, zornig war sein Muth:
»Pfui, ihr verzagten Wichte,« so sprach der Degen gut;
»im Schlaf uns zu ermorden, schlich't ihr dazu heran?
Das ward von guten Helden bisher noch selten gethan.«

31.
Da ward auch die Märe der Königin bekannt
vom Abzug ihrer Boten: wie schwer sie das empfand!
da fügte sie es anders; gar grimmig war ihr Muth.
Das mußten bald entgelten viel der Helden kühn und gut.

II. Aus der Gudrun.

(Nach der Übersetzung von Wilhelm von Ploennies.)

5. Ein Vogel bringt Kunde.

1.

Nun lassen wir die Degen, von den Frauen heb ich an:
die in Freuden leben sollten, wie denen das gethan,
daſs sie waschen mußten in dem fremden Lande.
Gudrun und Hildeburg, die wuschen alle Zeit auf einem Sande.

2.

Es war in einer Fasten, um die Mittagszeit;
ein Vogel kam geschwommen, da sprach die Königsmaid:
»O weh du schöner Vogel, ich muß dich sehr beklagen,
daſs du im Meere treibest, von den kalten Wellen fortgetragen!«

3.

Da sprach der schöne Vogel: »Du magst dich Glücks versehn!
dir armen Heimatlosen soll große Lieb geschehn.
Du kannst mich nun befragen nach deiner Freunde Lande:
Ich verkünde dir die deinen, Gott schickt mich dir zum Trost zu diesem Strande.«

4.

Da sprach die Gottesarme: »Wenn du vom reichen Christ
uns armen Heimatlosen zum Trost gesendet bist,
sollst du guter Bote mir wahre Antwort geben:
Sag mir, ist Frau Hilde der armen Gudrun Mutter noch am Leben?«

5.

Da sprach der viel hehre: »Das soll gern geschehn:
Hilden deine Mutter hab ich gesund gesehn;
sie warb für dich ein größer reisig Hergesinde,
als jemals eine Wittwe gesendet hat nach ihrem lieben Kinde.«

6.

Da sprach die edle Jungfrau: »Du mein Bote hehr,
laß dich's nicht verdrießen, ich frage dich noch mehr:
Lebt noch König Ortwein, im Ortlande ferne —
und Herwig mein Verlobter? diese Märe hört ich gar zu gerne!

7.

Sprach der Vogel wieder: »Das thu ich auch dir kund:
Ortwein und Herwig sind beide noch gesund.

II. Den Zusammenhang s. im I. Theile des Littb. Nr. 5. Einige schreiben Kudrun.
Zu 6. Das mhd. märe heißt: Erzählung, Kunde, Bericht.

Die sah ich heute fahren auf den Meereswellen;
es trieben ihre Ruder in gleichem Zug die kräftigen Gesellen.«

8.

Sie sprach: »Noch hört ich gerne, ist dir das bekannt,
ob auch Horand kommet von dem Dänenland,
mit allen seinen Helden, die mich in Sorgen ließen?
ich weiß ihn also bieder, ich arme möchte dessen wohl genießen!«

9.

»Dir kommt vom Dänenlande Horand der Neffe dein
zu starken Heldenwerken mit den Mannen sein.
Er soll in Händen tragen Hilden Heerzeichen,
wenn die Hegelinge angelangt in König Hartmuts Reichen.«

10.

»Und kannst du mir noch sagen,« sprach Gudrun darauf,
dass auch Herr Wate lebet, so hört mein Trauern auf.
Des freuten wir uns alle, wenn mir das geschähe,
dass ich auch Fruten, den alten, noch bei meinem Banner sähe.«

11.

Da sprach der Bote wieder: »Dir kommt in dieses Land
Wate von den Stürmen; ich sah ihn mit der Hand
in einem Schiff bei Fruten ein starkes Steuer halten,
verlange keinen besseren Freund, wenn es gilt, des Männerstreits zu walten.«

12.

Da mußte sie verlassen der Bote viel hehr;
die heimatlosen Frauen fragten da nicht mehr.
Sie wurden hohes Muthes von der lieben Märe,
doch schuf das ihnen Sorge, wo das werte Ingesinde wäre?

13.

Sie wuschen desto träger heute das Gewand.
Sie redeten von den Helden, die ihnen dar gesandt
hätt' aus Hegelingen die reiche Königinne.
Auf Gudrunen Freunde harrten sie nun stets in bangem Sinne.

14.

Nach Hause mußten gehen — es fieng zu dämmern an —
die heimatlosen Mägde. Ein Schelten da begann
mit zornigen Strafreden von der übelen Gerlinde.
Sie konnt es selten lassen, zu zürnen mit dem edeln Ingesinde.

Zu 7 (4). Sie zogen ganz gleich an einem Ruder.

Zu 12. Ingesinde, Dienerschaft (im Hause des Herrn). Zu der Freude gesellte sich die Besorgnis, wo das Ingesinde ihrer Hilfe wohl jetzo wäre.

15.

Sie sprach zu den Frauen: »Wer denn gabs euch ein,
also faul zu waschen die Röck und Kleider mein?
die weißen Seidegewänder müßt ihr schneller bleichen:
wenn ihrs nicht in Acht wollt nehmen, zu Tränen wird es einer noch gereichen.«

16.

Sprach Hildburg: »Was wir können, das thun wir jeder Frist;
wollt eure Zucht bedenken, Frau, wie hart sie ist.
Wir armes Ingesinde, wir wüschen gern geschwinde,
doch friert uns gar so bitter; draußen wehen keine warmen Winde!«

17.

Da sprach wieder Gerlind ihnen böslich zu:
»Ihr sollt euch nicht versäumen, wie auch das Wetter thu!
Ihr sollt früh und späte meine Kleider waschen;
laßt morgen euch vom Tage nicht in meiner Kammer überraschen!

18.

Da giengen sie von dannen; sie legten von sich nass
die Kleider, die sie trugen (man sollt sie halten baß!)
Zwei schmutzige Hemden warens für alles schlimme Wetter,
sie legten sich auf Bänke, ohne Küssen auf die harten Bretter.

6. Der Kampf.

1.

Es nahte nun dem Streite; der Held aus Sturmland
begann ein Horn zu blasen, man hört' es längs dem Strand
von seinen Kräften tönend auf dreißig Meilen klingen:
um Frau Hilden Banner scharten eilig sich die Hegelingen.

2.

Er blies zum andern Mahle, dass auf den starken Klang
der guten Recken jeder in den Sattel sprang,
und ihre Schar schickten, wohin sie sollten reiten.
Nie sah man einen alten Recken also hehr zum Kampfe schreiten.

3.

Es blies zum dritten Mahle mit seinem starken Mund:
die Meereswellen wallten, es wankte der Ufergrund,
die Ecksteine wollten aus den Mauern springen —
da hieß er Horanden Hilden hohes Banner aufschwingen.

4.

Da gab es Furcht vor Waten; rings ward niemand laut,
man hört' ein Ross wiehern; König Herwigs Braut
stund oben in der Zinne — stattlich anreiten
sah man all die Kühnen, die mit Hartmuten wollten streiten.

5.

Der kam mit seinen Mannen nun auf's Feld heraus,
sie strömten wohlgewaffnet zum Burgthor hinaus.
Oben sah man glänzen durch die Fenstersteine
viel der lichten Helme; Hartmut auch war wahrlich nicht alleine.

6.

Man sah den Kühnen reiten vor der Schar einher,
ob einer Kaiser wäre, er käme nimmermehr
freudiger hergezogen; es leuchtet' in der Sonnen
sein Streitgewand das helle, ihm war sein hoher Muth noch unzerronnen.

7.

Ortewein den Helden erkor er sich mit Zorn.
Wiewohl er nicht ihn kannte, trieb er mit den Sporn
sein Rofs zu weitem Sprunge, so ritten sie zusammen,
sie neigten ihre Spere -- von den Brünnen stoben helle Flammen!

8.

Jeder traf den andern mit dem starken Schaft,
Ortweins Rofs lag knieend von des Stoßes Kraft,
doch hätt auch Hartmuts Fohlen fast sich überschlagen,
die Thiere waren viel zu schwach, der beiden Könige schweren Zorn zu tragen.

9.

Auf sprangen ihre Rosse; sie griffen zu dem Schwert,
da hob sich scharfes Klingen; es war wohl dankenswert,
wie schön sie da stritten mit ritterlichen Streichen.
Kühn waren beide, keiner wollte vor dem andern weichen.

10.

Herren Ortwein sah verwundet der Däne Horand,
da hub er an zu fragen: »Welches Feindes Hand
mir meinen lieben Herren getroffen, wüst' ich gerne.«
König Hartmut lachte, sie stunden sich einander gar nicht ferne.

11.

Da sprach Herr Ortwein selber: »Das that Herr Hartmut.«
Horand gab das Banner in eines anderen Hut,
das e r in großen Ehren in dem Kampf getragen,
zum Schaden seinen Feinden — nach Hartmut fieng er an sich durchzuschlagen.

Zu 7. Brünne, eine aus Platten verfertigte Schutzwaffe, die noch über dem Halsberg getragen wurde und die Brust bedeckte.

12.

Nah bei Hartmuten wilder Lärm begann.
Er sah, wie seinen Helden das Blut niederrann,
reichlich aus den Wunden herunter zu den Füßen.
Da sprach der kühne Degen: »Den Schaden will ich meinen Helden büßen.«

13.

Da wandte sich der König, Horanden zu bestehn.
Durch der beiden Kräfte sollt es da geschehn,
dafs von den Panzerringen feurige Funken flogen,
und die Schwertschneiden von Hiebes Wucht sich auf den Helmen bogen.

14.

Wie Ortewein dem kühnen, schlug Herr Hartmut
auch Horand eine Wunde, dafs die rothe Flut
durch die lichten Ringe herniederflos dem Hehren;
der König war so wacker, wer sollte da nach seinem Land begehren?

15.

Laut rief da Herwig: »Ist jemand das bekannt:
wer ist jener Alte? der hat mit seiner Hand
soviel der tiefen Wunden schon allhier gehauen
von seinen starken Kräften, dafs es beweinen müßen edle Frauen.«

16.

Der Vogt der Normannen hörte Herwigs Wort:
»Wer ist er, der im Streite mein begehret dort?
Ich bin geheißen Ludwig, von Normandie mit Namen,
Ich stritt zu allen Zeiten gern mit allen, die da vor mich kamen.«

17.

»Ich bin geheißen Herwig, du nahmest mir mein Weib!
Das mußt du wiedergeben, oder einer muß den Leib
mit manchen guten Recken lassen diese Stunde!«
»Du drohst mir,« sprach der König, »gar zu sehr auf meinem eignen Grunde.«

18.

Nach demselben Worte liefen sie einander an
die reichen Könige beide. Wer jetzo Gut gewann,
der mußt es hart erstreiten von ihren Jünglingen.
Man sah von beiden Seiten gute Recken zu den Herren springen.

19.

Herwig der war bieder und auch kühn genug;
doch Hartmutes Vater den jungen König schlug —
vor Ludewiges Händen sank er strauchelnd nieder.
Da war sein Leib verloren, und seine Heimat sah er niemals wieder.

III. Aus der Geschichte der Heldendichtung.

7. Die deutschen Heldenlieder.

Jedes bildungsfähige Volk muß religiöse Anschauungen und geschichtliche Erinnerungen als ein heiliges Eigenthum besitzen, das wie ein erworbenes Gut von Geschlecht zu Geschlecht vererbt wird. Nach Einführung der Schrift wird dieser Schatz in Büchern, in der Litteratur aufbewart; aber vor Einführung der Schrift hatte das Gedächtnis allein die Aufgabe, das geistige Eigenthum zu erhalten und fortzupflanzen. In den alten Sagen hat auch das deutsche Volk theils seinen Glauben niedergelegt, theils hat es durch diese Sagen uns manche Ereignisse und Heldenthaten, mit Dichtung vermischt, überliefert. In diesen Überlieferungen unterscheidet man zwischen Göttersage oder Mythe, die sich bezieht auf den tiefen, geheimnisvollen Zusammenhang des Menschen mit der Gottheit und mit der Natur, und zwischen Geschichtssage, welche sich den geschehenen Thaten und den geschichtlichen Personen anschließt. In der Jugend eines Volkes fließt beides noch in Einem Bette; erst allmälich löset sich das Geschichtliche von dem Religiösen, jedoch klebt einzelnen Volkshelden und Stammeshäuptern immer noch manches Wunderbare an.

Bei den alten kriegliebenden Germanen wurden die epischen Überlieferungen durch den Gesang fortgepflanzt. Der Krieg gab ihnen Anlaß von den Göttern und Helden ihres Volkes zu singen.

Mit der Völkerwanderung (im 4. Jahrh. nach Chr.) traten die germanischen Völker in die Weltgeschichte ein. In jener Zeit der Wanderungen erhielten die deutschen Heldensagen ihre weitere Ausbildung. Es gab fränkische, burgundische, gothische, langobardische Sagenkreise.

Sprachlich schieden sich seit dem 5. und 6. Jahrhunderte die germanischen Völker in zwei Hauptgruppen. Zur ersten Gruppe gehören: die Gothen, deren Sprache ausgestorben ist [1]); die Nordgermanen, von denen die Skandinavier abstammen [2]); die Niederdeutschen, zu denen die Sachsen, Friesen und Angeln gehören [3]). Zur andern Gruppe gehören die ober- oder hochdeutschen Stämme, insbesondere die Alemannen (Sueven) und Bayern (Markomannen).

Das Christenthum ward vorzüglich bei den Germanen heimisch, und

---

1) Ulfila's goth. Bibelübersetzung. 2) Die Götterlieder der isländischen Edda. 3) Beowulf s. I. Thl. des Littb. Nr. 2.

mit den christlichen Germanen, die das Herz von Europa inne hatten, begann eine neue Periode der Geschichte. Das ganze Mittelalter hindurch war Deutschland der Mittelpunkt der Weltgeschichte.

Die sagenhafte Erinnerung an die Stürme der Völkerwanderung und an die hervorragenden Könige und Helden haftete lange im Gedächtnisse des Volkes. Die Heldensage blieb mehr oder weniger allen Stämmen als gemeinsames Gut. Wie bei den Griechen der Krieg um Troja den Grund und Boden gab für die epische Poesie (Homer), so blieben die auf die Völkerwanderung sich zurückbeziehenden deutschen Sagenlieder der Boden unserer Sagendichtung oder Epik.

Die Einführung des Christenthums unter den deutschen Völkern mußte natürlich die Fortbildung der epischen Dichtung hemmen. Nur Bruchstücke lebten in Volksgesängen fort. Karl der Große (800 nach Chr.) ließ viele derselben aufzeichnen, allein von den Heldenliedern ist nur das Bruchstück des alten Hildebrandliedes auf unsere Zeit gekommen. Karls Sammlung hatte zur Folge, daſs auch die Geistlichen der Volkspoesie ihre Aufmerksamkeit zuwandten. Im 9. 10. 11. und 12. Jahrhundert war die Dichtung fast ausschließlich in den Händen der Geistlichkeit.

Für unsere Heldendichtung ist ein Ereignis in den Zeiten der sächsischen Kaiser wichtig. Diese schlugen die vordringenden Ungarn zurück (933 bei Merseburg durch Heinrich I., und 955 auf dem Lechfelde durch Otto I.), und kurze Zeit darauf, im Jahre 976 ward der Babenberger Leopold (der Erlauchte) von Kaiser Otto II. mit der Ostmark belehnt, die eine Zeit lang im Besitze der Ungarn gewesen war.

Die Einfälle der Ungarn erinnerten an die alten Hunnen. Man hielt den Attila (Etzel) sogar für einen ältern Ungarkönig. Die Vermischung ward in der Folge noch befestigt, als die Könige der Ungarn an demselben Orte zu wohnen pflegten, wo nach der Sage Attila Hof gehalten, nämlich zu Ofen (Etzelburg).

In dem Lande ob der Enns lebte gegen Ende des 10. Jahrhunderts (971—991) der Bischof Pilgrim von Passau. Dieser gab einem gelehrten Geistlichen (»Meister«) Namens Konrat den Auftrag, die Sagenlieder von dem Hunnenkönige, von Kriemhild und Siegfried aus dem Volke zu sammeln. Meister Konrat, der Schreiber des Bischofs Pilgrim, ist es, der wahrscheinlich zuerst ein Nibelungenlied aufgezeichnet hat, allein

es ist uns nichts davon erhalten. *) Er schöpfte größtentheils aus dem durch Volkssänger und Spielleute fortgepflanzten und im Bewustsein des Volkes erhaltenen Sagenliedern, und ließ selbst seinen Bischof (Pilgrim) als handelnde Person in dem Gedichte auftreten. Konrat machte seinen Herrn zu einem Verwandten der burgundischen Könige; er dichtete von ihm, dass er Kriemhilden ermahnt habe, ihren Gemahl, den Hunnenkönig Etzel, für das Christenthum zu gewinnen. Damit wollte Konrat in poetischer Weise den Antheil verherrlichen, den Pilgrim an der Bekehrung der Ungarn hatte, die man mit den Hunnen für ein und dasselbe Volk hielt. Bischof Pilgrim soll nämlich durch die Ungarnkönigin Sarolta zur Bekehrung der Ungarn mitgewirkt haben.

Ganz sicher ist es, dass der Verfasser des Nibelungenliedes an der Donau, in Passau oder weiter abwärts in Österreich gelebt hat; denn er besitzt eine genauere Kenntnis dieser Gegend: er nennt Passau, Efferdingen, die Traun, die Enns, Bechelaren, Melk, Mautern, Traismauer, Tuln, Wien, Hainburg. Mehrere dieser Orte (die in der s. g. Wachau) gehörten zum Bisthume Pilgrims, der sogar die Würde eines Bischofs von Oberungarn hatte. Pilgrim besaß sogar Güter an der Enns. Denn in demselben Jahre 976, als Graf Leopold von Babenberg die Ostmark an der Enns erhielt, ward auch dem Bischof Pilgrim die Ennsburg zurückgegeben, die schon früher dem Bisthume gehört hatte. Ebenso erhielt er zehn königliche Höfe in der Nähe von Enns. **) Zur Zeit Konrats gieng die ungarische Herrschaft noch bis an die Enns, und wurde nur nach und nach von den Babenbergern zurückgedrängt.

Das Gedicht Konrats ist um das Jahr 980 aufgeschrieben, und ist wahrscheinlich die Grundlage unseres erst um 1210 von einem Unbekannten in Österreich bearbeiteten Liedes der **Nibelungen** gewesen.

Eines der ehrenvollsten Denkmale in unserer Poesie hat sich also der Bischof Pilgrim gesetzt als sinniger und liebevoller Pfleger des vaterländischen Epos, welches nicht bloß auf die große Völkerwanderung zurückweiset, sondern auch durch ihn ein Nachklang der großen deutschen Befreiungsschlacht geworden ist, nämlich der Besiegung der Ungarn auf dem Lechfelde durch den großen deutschen Kaiser Otto I.

---

*) Holtzmann über das Nibelungenlied S. 119 u. a. O. Vergl. Wackernagel's Litteraturgeschichte S. 72.

**) Meiller Regest. Nr. 2 p. 1.

Das Gedicht von **Gudrun** ist aus den Sagenliedern der norddeutschen Uferlande entstanden, und zwar ebenfalls um das Jahr 1210 kunstgemäß zusammengestellt. Es ist von der allgemeinen deutschen Heldensage ganz getrennt.

8. Die Ritterdichtung nach fremden Sagenstoffen.

Im Anfange des 13. Jahrhunderts, als über Deutschland die schwäbischen (hohenstaufischen) Kaiser, in Österreich noch die Babenberger regierten, stand auch die ritterliche Kunst-Dichtung in ihrer Blüte. Durch den Zusammenstoß so vieler Völker in den Kreuzzügen (1096 bis 1270) wurden viele fremde Sagenstoffe nach Deutschland verpflanzt, namentlich die britischen Sagen vom König Artus und seiner Tafelrunde, denen später die Sage vom h. Gral sich anschloss. Man fand damals viel Gefallen am Fabelhaften und Wunderbaren, und eine ausschweifende Fantasie verband verschiedene Sagen von Kämpfen, Irrfahrten und ritterlichen Abenteuern. Das fremde Ritterepos erreichte eine hohe Vollendung durch Wolfram von Eschenbach, einen Ritter aus Franken und durch Gottfried von Straßburg. Beide gehören zu den ausgezeichnetsten Dichtern des Mittelalters. Dem Parzival von Wolfram liegt ein tiefer Ernst und eine hohe Idee zu Grunde. In diesem großen Gedichte ist Geistliches und Weltliches innig verbunden; es soll dargethan werden, dass bloß äußerlicher, irdischer Wandel zur Sünde führt, dass aber Reue und innere Weihe mit Gott versöhnt. Einen Gegensatz bildet Tristan und Isolde von Gottfried von Straßburg. In diesem Gedichte schildert er den Leichtsinn und die irdischen Freuden, und zwar in einer gefälligen Sprache, die in diesem mittelhochdeutschen Zeitraume sehr ausgebildet ist. Schwaben trat an die Spitze der Dichtkunst, darum erhielt die schwäbische Mundart den Vorrang. In politischer, in sprachlicher und poetischer Hinsicht hatte damals überhaupt der Süden des deutschen Landes den überwiegendsten Einfluss. *)

---

*) Dichtungsproben scheinen für unsern Zweck nicht geeignet. Weitere Bedürfnisse befriedigt der als Übersetzer und Bearbeiter altdeutscher Dichtungen bekannte Karl Simrock durch das „altdeutsche Lesebuch in neudeutscher Sprache" (Stuttg. Cotta 1854) und durch sein „Heldenbuch" (6 Bände).

Zweiter Abschnitt.

Minnegesang und Volkslieder.

9. Der Minnegesang.

Die Kreuzzüge (11. und 12. Jahrh.) brachten die europäischen Völker unter sich und mit dem Morgenlande in Verbindung. Diese Züge wirkten anregend und veredelnd auf Geistlichkeit und Ritterschaft. Die Zeitbewegungen waren geistlicher Art, darum stehen noch im 12. Jahrhundert die Geistlichen in der vordern Reihe', besonders in Österreich, Steiermark und Kärnten. Dahin gehört z. B. Ezzo, dessen »Schöpfung« und »vier Evangelien« ganz von christlichem Geiste erfüllt sind. Bald aber trat der Nordwesten in den Vordergrund, vorzüglich Flandern, die Wiege des neuen Ritterthums. Durch Sänger aus dem Volke, durch Pilger und Spielleute, bei denen die deutschen Heldenlieder noch nicht erloschen waren, wurde die Dichtung von der Geistlichkeit an den Adel und die Höfe gebracht (höfische Poesie). Der Berührung der deutschen Ritterschaft mit der französischen führte uns aber fremde Sitten und eine frühreife äußere Bildung zu. Fremde Dichtstoffe und wälsche Glätte drangen schon damals in die höhern Stände ein, und giengen zum Theil auf die Volksdichter über. Die mit der ritterlichen Zucht und feinen Sitte in Verbindung stehende Verehrung der Frauen, die Minne, nahm natürlich in Deutschland einen andern Charakter an als in Frankreich.

Die Minnelieder sind nicht bloß der Verehrung der Frauen gewidmet; sie drücken auch Sehnsucht nach dem Himmel aus, sie sind Loblieder auf die heil. Jungfrau, sie preisen die Fahrten nach dem heil. Lande und sind der Betrachtung der Natur gewidmet. Unter den vielen Dichtern und ritterlichen Sängern des 12. und 13. Jahrh. finden sich viele Österreicher, namentlich Kürenberg, Dietmar von Aist, Ulrich von Liechtenstein.

In der mittelhochdeutschen Periode unserer Dichtung (13. Jahrh.) finden wir also drei Hauptrichtungen: Epische Kunstdichtung (Wolfram, Gottfried von Straßburg), deutsches Volksepos, welches unter dem Einflusse der höfischen Kunstdichtung neu bearbeitet wurde (Nibelungen und Gudrun), und lirische Minnedichtung, als deren Hauptvertreter Walter von der Vogelweide allgemein anerkannt ist.

10. Walter von der Vogelweide.

Unter den lirischen Dichtern, welche das Zeitalter der Hohenstaufen verherrlicht haben, nimmt Walter von der Vogelweide den ersten Rang ein. Leider lässt sich von seinen Lebensverhältnissen wenig berichten, da wir für dieselben keine andere Quelle haben als seine eigenen Gedichte. Einige halten ihn für einen Franken, andere für einen Österreicher. Da er in einem Gedichte ausdrücklich sagt, dass er »in Österreich singen und sagen *) gelernt,« so kann man wenigstens annehmen, dass er seine Jünglingsjahre in Österreich zugebracht habe, an dessen Hofe kurz vor dem Auftreten Walters der Minnesänger Reinmar der Alte seine Kunst übte. Walter war ein unbegüterter Edelmann, der ein Wanderleben führte, und am liebsten am österreichischen Hofe (und an dem von Thüringen) weilte. Wien war dem Dichter wie eine Heimat. Hier stand er in besonderer Gunst bei Herzog Friedrich (dem Katholischen), denn als derselbe 1198 in Palästina starb, eben im Begriff von einem Kreuzzug heimzukehren, scheint Waltern der Verlust des jungen Herzogs tief betrübt zu haben. »Da senkte ich — sagt er — meinen stolzen Schritt zur Erde. Da gieng ich schleichend, wie ein Pfau; wohin ich gieng, das Haupt mir kummervoll nach meinen Knieen hieng.« Nach Friedrichs Tode fühlte sich Walter in Wien vernachläßigt; er verließ Österreich, und durchwanderte einen großen Theil von Deutschland. Gastliche Aufnahme fand er bei Philipp von Schwaben (Hohenstaufen), der 1198 von einigen Fürsten zum Kaiser gewählt war, während die welfische Partei Otto, den Sohn Heinrichs des Löwen, gewählt hatte. Walter ergriff die Partei Philipps und verfocht dessen Rechte in einigen Gedichten. Walter ermahnt ihn die Krone aufs Haupt zu setzen und den Wirren ein Ende zu machen, in welche das Vaterland in Folge der doppelten Kaiserwahl gestürzt worden war. Im Jahre 1200 befand sich Walter wieder in Wien, wo die feierliche Schwertnahme des jungen Herzogs, Leopolds des Glorreichen, statt fand; aber einige Jahre nachher war er wieder in Philipps Umgebung, dessen erneuerter Krönung er einige Lieder widmete. In seinen Erwartungen ge-

---

*) „Singen und sagen" galt im Mittelalter für die Vortragsart der Gedichte. Auch andere Stellen in den Gedichten machen es wahrscheinlich, dass Walter ein Österreicher war (S. 6 und 7 in Karajans akadem. Vortrage 1851.)

täuscht, wandte er sich nach Thüringen (Eisenach), wo Landgraf Hermann regierte, der die Dichtkunst begünstigte, und an dessen Hofe der s. g. Sängerkrieg auf der Wartburg vorgefallen sein soll. Nach Philipps Ermordung durch Otto von Wittelsbach (1208) ward Otto zum Kaiser gewählt. Mit der Zeit huldigte ihm auch Walter, und nahm sich seiner an gegen den Pabst, der den Otto in den Bann gethan hatte. Als jedoch Friedrich II. von Hohenstaufen allgemein als deutscher König anerkannt war, sollte für unsern Dichter ein neuer Glücksstern aufgehen. Des Wanderns und ruhelosen Lebens überdrüssig, wünscht er eine bleibende Ruhestätte. »Erbarmt euch,« so ruft er dem jungen Friedrich zu, »dass man mich bei reicher Kunst so verarmen läßt. Könnte ich mich am eigenen Herde wärmen, wie wollte ich dann von den Vöglein und von den Blumen und von der Minne singen. Nur wer einen eigenen Herd hat, kann fröhlich seinen Sang ertönen lassen.« Nie höre er sich als Wirt begrüßen, er müße sich vielmehr immer als Gast demüthig neigen. Friedrich II. verlieh ihm ein kleines Lehen, das vermuthlich in Franken lag. Dasselbe mochte aber nicht so viel eintragen, dass es den Dichter des Wanderlebens ganz überhoben hätte, denn wir finden ihn 1219 zum dritten Male am Wiener Hofe, und vorübergehend auch am Hofe von Kärnten. Später soll er selbst einen Kreuzzug nach Palästina mitgemacht haben.

Von den weitern Lebensschicksalen Walters ist nichts bekannt. Ziemlich sicher ist es, dass er in Würzburg gestorben und begraben ist. Die Sage berichtet, im Kreuzgange des Münsters, Lorenzgarten genannt, sei Walter unter einem Baume begraben. Er habe in seinem Testamente verordnet, dass man auf seinem Grabsteine Weizenkörner streue zum täglichen Füttern der Vögel. Die lateinische Inschrift auf dem Grabmahle lautet in deutscher Sprache:

»Der du im Leben, o Walter, der Vögel Weide gewesen,
du, die Blume der Kunst, der Weisheit Mund, bist gestorben:
Dass die himmlische Krone nun deine Tugend erringe,
spreche, wer dieses liest: Gott möge sich seiner erbarmen!«

»Wir sehen Waltern seine dichterische Laufbahn in der Heimat (Österreich) beginnen, in der Fremde vollenden, sein langes Leben hindurch ihn dreimal, wo nicht öfter noch, die müden Schritte heimwärts lenken, jedesmal verletzt durch unerfüllte Zusagen, getäuschte Erwartungen, absichtliche Verdächtigungen, aber immer und immer wieder dahin voll Hoff-

nung sich wenden, wo er hoffnungsvoll zuerst den Lauf begonnen hatte. Erst dann kehrt er der Heimat freudelos den Rücken und zwar für immer, als ihm der Hof zu Wien durch des Herzogs Abneigung für immer verleidet war, und ihm des Kaisers Wohlwollen in der Ferne eine gesichertere Zukunft verliehen hatte.« *)

Walter von der Vogelweide war der vielseitigste Liriker seiner Zeit; gleich zart in seinen Minneliedern als innig in den religiösen, und einflussreich durch seine auf das Vaterland sich beziehenden Gedichte. Gottesdienst, Frauendienst und Herrendienst sind, wie er selbst sagt, der Hauptgegenstand seines Dichtens.

»Die Sänger jener Zeit,« sagt Uhland, »waren nothwendig wandernde. Mochten auch die Herren, welche sich im Liede zur Kurzweil übten, auf ihren Burgen daheim bleiben: diejenigen, welche den Gesang zu ihrem Berufe gemacht, mußten sich auf den Weg begeben. Um Unterhalt und Lohn zu finden, mußten sie den Höfen und Festlichkeiten gesangliebender Fürsten nachziehen. War doch der Hof des Kaisers selbst ein wandernder, bald in dieser, bald in jener Stadt des Reiches sich niederlassend. Krönungstage, Fürstenversammlungen, Hochzeitfeste, das waren die Anlässe, bei welchen die Kunst- und Prunkliebe der Großen sich am freigebigsten äußerte. So war denn auch Walters Leben das eines fahrenden Sängers. Er reiste zu Pferde, vermuthlich die Geige mit sich führend.«

»Und so wie der Vogel eben
sich bald da bald dort gefällt,
zog er hin und her im Leben,
seine Weide war die Welt.« (Gabr. Seidl, »Bifolien.«)

In Bezug auf des Dichters Stellung in der Geschichte der deutschen Dichtkunst sagt Uhland: »Sein dichterisches Wirken umfaßt vollkommen die glänzendste Zeit der altdeutschen Liederkunst. Er reicht hinauf in die erste Blüte des Minnesangs im letzten Viertel des 12. Jahrhunderts, er reicht hinunter in den Übergang dieser Dichtungsweise zur Betrachtung und zum Lehrhaften gegen die Mitte des 13.; ja er selbst erscheint als derjenige, der zuerst das jugendlich spielende Lied zur Männlichkeit gekräftigt. Aus der Blüte der Fantasie und der Empfindung reift ihm die Frucht des Gedankens, die Formen des Minnelieds dehnt er aus, damit sie ver-

---

*) Karajan, „über zwei Gedichte Walters" S. 12.

mögend seien, die Sache des Vaterlandes, die Angelegenheiten des Reiches und der Kirche zu fassen.«

11. Drei Sorgen.

(Nr. 11 bis 17 von Walter von der Vogelweide.)

Drei Sorgen gehn mir lange nach:
und wäre die Erfüllung da,
nicht besser könnt' es stehn mit meinen Dingen.
Doch ob mir auch die Kraft gebricht,
eins scheid ich von dem andern nicht,
mir mag mit allen dreien noch gelingen:
Gottes Huld und meiner Frauen Minne;
ich sorge stündlich, wie ich die gewinne;
das dritte hat sich mein erwehrt mit Unrecht manchen Tag.
Das ist der wonnigliche Hof zu Wiene;
ich ruhe nimmer bis ich den verdiene,
da er so mancher Tugend mit so fester Treue pflag:
da gab so viel Leupoldens Hand, die nimmer doch erschrak.

12. Morgengebet.

Mit Segen laß mich heut erstehn,
Herr Gott, in deinem Schutze gehn
und reiten, wohinaus mein Weg sich kehre;
Herr Christ, an mir gib an dem Tag,
was deiner Güte Kraft vermag,
und steh mir bei zu deiner Mutter Ehre.
Wie ihr der Engel half, der gute,
und dir, der in der Krippe ruhte,
jung als Mensch, als Gott so alt,
demüthig vor dem Esel und dem Rinde;
und doch mit himmlisch treuen Sorgen
hielt dich Gabriel geborgen
vor Gefahren manigfalt:
so schütz auch mich, dass man nicht falsch mich finde
noch gegen deine Liebe kalt.

13. Maß und Übermaß.

Wer schlägt den Leu'n, wer schlägt den Riesen?
Wer überwindet den und diesen?
das thut jener, der sich selbst bezwinget

und seine Glieder all geborgen bringet
aus dem Sturm in steter Tugend Port.
Erborgte Zucht und Scham vor Gästen
hält uns wohl einen Tag zum Besten,
doch falscher Schimmer währt nicht fort!

14. Mahnung an den Herzog von Österreich,
sich günstig zu zeigen.

Versperrt ist mir des Glückes Thor,
und wie verwaist steh' ich davor;
nicht hilft's, wie viel ich rufen mag und klopfen.
Welch größ'res Wunder gibt es hier?
Zu beiden Seiten regnet's mir,
dass mich von allem trifft kein einz'ger Tropfen.
Von Österreich der milde Degen
erfreuet gleich dem süßen Regen
die Leute und das ganze Land.
Er ist wie eine schöne bunte Heide,
wovon man bricht so viele Blüten.
Und hätte nur ein Blatt beschieden
mir seine milde reiche Hand,
so möcht' ich loben gern die süße Augenweide.
Das sei als Mahnung ihm gesandt.

15. Treue Freunde.

Wer über treue Freunde sich aus Stolz erhebt,
statt ihnen Fremden Ehre zu erweisen strebt,
der möchte sehn, wenn er von Höhern Gleiches einst erlebt,
dass der umhals'te Freund gar leicht sich von ihm trennte,
sollt' er für ihn als Bürge wagen Freiheit, Geld und Gut.
Erfahren haben wir, die so voll Wankelmuth,
dass Noth sie wieder zu den angebornen Freunden wende;
das soll nach Gottes Fügung öfter noch geschehen.
Auch hört' ich stets dem Worte Wahrheit zugestehen:
»Gewissen Freund, versuchtes Schwert wird man in Nöthen sehen.«

16. Deutschlands Lob.

1. Sprechen sollt ihr »schön willkommen:«
der euch neues bringet, das bin ich.
Alles was ihr habt vernommen,
das ist ganz ein Wind: nun fraget mich.
Ich will aber Miete [1]):
wird mein Lohn auch gut,
sag' ich leicht noch manches, was euch lieblich thut
Seht was man mir Ehren biete. [2])

1) Belohnung. 2) Wie ihr mich würdig ehret.

2. Deutschen Frauen will ich sagen
solche Kunde, daſs sie schier
aller Welt noch mehr behagen:
keinen Lohn will ich dafür.
Wohin wollt' ich denken?
Sie sind mir zu hehr:
So bescheid' ich mich und bitte sie nichts mehr,
als mir holden Gruß zu schenken.

3. Lande hab' ich viel gesehen,
gern der besten achtend allerwärts:
übel müße mir geschehen,
brächte ich dahin jemals mein Herz,
daſs ihm wohlgefallen
wollte fremde Sitte.
Nun, was hülf' es mir, wenn ich mit Unrecht stritte?
Deutsche Zucht geht doch vor allen.

4. Von der Elbe bis zum Rhein
und zurück bis in der Ungarn Land
mögen wohl die besten sein,
die ich irgend in der Welt erkannt.
Weiß ich recht zu schauen
Schönheit, Huld und Zier,
helf' mir Gott, so schwör' ich, sie sind besser hier
als der andern Länder Frauen. *)

5. Deutsche Männer sind wohl gezogen,
Engeln gleich die Frauen anzusehn.
Wer sie schilt, der ist betrogen:
anders kann ich's wahrlich nicht verstehn
Tugend und reine Minne,
suchet wer dieß Ziel,
der soll kommen in unser Land, da ist Wonne viel:
Lebt' ich lange nur darinne!

17. Misachtung des deutschen Reiches.

Ich selbst sah sonst vor Zeiten den Tag,
wo uns noch lobten sämtliche Zungen.
Wo irgend ein Land in der Nähe nur lag,
da bat es um Frieden, sonst war es bezwungen.
Gott, was ward damals Ehren errungen!
Da riethen die Alten und thaten's die Jungen.
Jetzt, wo nun die Richter krümmen die Hand,
(ihr merkt doch der Rede Sinn und Verstand?)
sag, Meister, was wird nun aus unserem Land?

18. Klage der Gattin um Leopolds Tod.

(Von Reinmar dem Alten, welcher um 1190 bei Herzog Leopold VI. von Österreich lebte. Folgendes Klagelied ist fast wörtlich nach dem mittelhochdeutschen Texte. Der alte Reim ist beibehalten.)

Sie sagen, der Sommer der sei hie,
die Wonne die sei kommen,
und daſs ich mich (eben so) wohl gehabe als eh'r.
Nun rathet und sprechet wie:
Der Tod hat mir benommen,
was ich nimmer überwinde (verschmerze) mehr.

*) Wörtlicher: so schwüre ich wohl daſs hier die Weiber (die in den niedern Ständen) besser sind als anderwärts die Frauen (die vornehmen).

Was bedarf ich wonniglicher Zit (Zeit),
seit aller Freuden Herre Leupolt in der Erde lit (liegt),
den ich nie (einen) Tag trauern sah?
Es hat die Welt an ihm verlor'n,
dafs ihr an (einem) Manne nie
so jämmerlicher Schade geschah.
Mir armen Weibe war zu wohl,
wenn ich gedachte an ihn,
wie mein Heil an seinem Leben lag.
Seit (Da) ich das nun nicht haben soll,
so geht mit Jammer hin,
was ich noch immer leben mag.
Der Spiegel meiner Freuden ist verlor'n,
den ich aus all der Welt mir zum Troste hatte erkor'n,
des muß ich leider ohne sin (sein).
Als man mir sagte er wäre tot,
da fiel mir das Blut
vom Herzen auf die Seele mein.
Die Freude mir verboten hat
meines lieben Herren Tod,
also dafs ich ihn fortan entbehren soll.
Seit (Da) des nun nicht mag werden Rath,
ich nicht mildere mit der Noth,
dafs mir mein klagendes Herz ist Jammers voll,
die ihn immer beweinet, das bin ich;
denn nur er, der viel gesegnete Mann tröstete im Leben mich.
Der ist nun hin: was nütze ich hie (hier)?
Sei ihm grädig, Herre Gott!
denn ein tugendhafterer Gast
kam in deine Dienerschaft nie.

19. Frühlingslust.

(Von Ulrich v. Liechtenstein, um 1250 Ritter in Steiermark und Österreich.)

Nun schauet, wie des Maien Zeit
geziert hat den grünen Wald,
und schauet, wie die Heide breit
in wonniglicher Blumentracht.
Die Vögel singen Widerstreit,
die Freud' ist worden manigfalt,
verschwunden ist nun all ihr Leid,
der Mai hat Allen Trost gebracht. *)

*) Vergl. Uhlands „Frühlingsglaube": „Die linden Lüfte sind erwacht ꝛc".

20. Das Volkslied.

Vom 14. Jahrhundert an verschwand mit dem Verfalle des Ritterthums auch die Dichtung aus den Burgen und von den Höfen; nur einzelne, wie Oswald von Wolkenstein (ein Ritter aus Tirol), beschäftigten sich noch später (1442) mit Minnepoesie. Die Liederdichtung gerieth in die Hände der Bürger in den reich aufblühenden Städten. Aus dem ritterlichen Minnegesange wurde ein bürgerlicher Meistergesang. Die Erzeugnisse jener Meistersänger, nüchterne Reime nach bestimmten Regeln, sind für uns von sehr untergeordnetem Werte.

Von höherer Bedeutung sind die ungekünstelten, frischen Volkslieder, in welchen das Volk seine Erlebnisse, seine Freuden und Leiden singend kund gab. Die Blüte des Volksliedes war in der bewegten Zeit des 15. und zum Theil auch noch des 16. Jahrhunderts.

»Das Volkslied dieser Periode hat ganz dieselbe Grundlage wie die alten Volkslieder, aus denen das alte Epos entstanden ist: das wirklich Erlebte, wirklich Erfahrene; das wahrhaftige Leben ist sein Stoff, wie der Stoff der alten, epischen Volksgesänge; nur mit dem bedeutenden Unterschiede, dass jetzt nicht Thaten und Erlebnisse des ganzen Volkes gesungen werden, sondern das, was der Einzelne erlebt hat und ihm widerfahren ist, beides aber mit gleicher Unmittelbarkeit der Anschauung, beides mit gleicher Wahrheit: dort sind es Thaten, hier Empfindungen, welche dargestellt werden; aber beidemale nicht erdichtete Thaten oder durch Betrachtung angeregte Empfindungen, nicht Thaten und Empfindungen für welche erst Theilnahme gewonnen werden müßte, sondern solche, welche diese Theilnahme schon besitzen, weil sie vor dem Liede bereits vorhanden waren; es sind Empfindungen von solcher Einfachheit, Wahrheit und Allgemeinheit, dass sie jeder schon in sich trägt, in gleicher Weise, wie das Lied sie darstellt, und dass also auch dieses Volkslied nichts anderes thut, als Vorhandenes auszusprechen. Diese wirklich erlebten Zustände, diese Empfindungen, von denen das Herz voll ist, werden von dem Volksliede im Augenblicke des Erlebens und Empfindens, rasch und bewegt, wie das Herz in diesem Augenblicke selbst ist, ausgesprochen, einzeln hingeworfen, ohne sich um den Zusammenhang der Erlebnisse und Gefühle unter einander zu kümmern, wie denn im Augenblicke der lebhaften Empfindung niemand sich Rechenschaft darüber zu geben versucht, wie die Empfindung entstanden, und

wie die eine aus der anderen hervorgegangen sein möge. Nur die bewegtesten Momente werden festgehalten, und diese gleichsam stoßweise im Liede ausgesprochen. Auf die Ausfüllung der Mittelglieder, auf die Darstellung der Gedanken, auf die Färbung der Begebenheiten, auf die Ausmalung und Schilderung — lauter Eigenschaften der Kunstpoesie — legt das Volkslied auch nicht den geringsten Ton; alles vereinigt sich in der einfachen, wahren, starken Empfindung. Daher ist das Volkslied, eben wie das alte Epos, voll scheinbarer Sprünge und Lücken, denn was sich von selbst versteht und verstehen soll, wird eben nicht erzählt, nicht besungen; unverweilt und raschen aber kräftigen Schrittes eilt es vorwärts von Moment zu Moment, und reißt den Hörer gewaltsam mit sich fort. Dieß ist das, was Göthe als den »kecken Wurf« des Volksliedes so sehr und mit dem vollsten Rechte bewunderte; und es ist dieser kecke Wurf eben nichts anders, als die volle, reine, starke Naturwahrheit, welche aus diesen Liedern spricht. Mit dem Texte derselben aber ist nothwendig verbunden und gleichsam zusammengewachsen die Melodie, eben so kunstlos, eben so einfach, eben so bewegt und ergreifend wie der Text selbst: alle künstlichen Mittel, namentlich die Harmonie verschmähend oder derselben geradezu widerstrebend, ist sie eben nichts als reine Melodie, aber in solcher wunderbaren Zusammenstimmung mit dem Texte, daſs, wie allgemein zugestanden ist, auch die größten Künstler mit bewustem Streben nur äußerst selten eine dem Volksliede nahe kommende Übereinstimmung der Musik mit dem Texte erreicht haben. Nicht gesungene Volkslieder sind halbe Volkslieder oder gar keine.

Und wer hat diese Lieder verfasst? und wo sind sie gedichtet worden? Niemand, könnte man antworten, niemand hat sie verfaſst und nirgend sind sie gedichtet worden, von allen vielmehr und überall. Es ist hier eben wieder wie mit dem volksmäßigen alten Epos: es ist kein Name erhalten, und kann kein Name erhalten sein, weil Zustände und Erlebnisse, Gefühle und Empfindungen besungen werden, welche nicht Einem allein und besonders, sondern allen, die demselben Volke entsprossen sind, allen, in denen gleiches Blut fließt, in ganz gleicher Weise angehören, und an welchen mithin jeder seinen Theil Dichtung in Anspruch nimmt. Der Dichter ist auch hier nur das Organ, durch welches die große Menge der Gleichempfindenden, Gleichgestimmten, zum Gesange gleich Befähigten sich ausspricht, und der eben darum in der großen Menge sich nothwendig verliert. Finden sich doch dieselben Volksliederstoffe an den

entgegengesetzten Enden Deutschlands vor, lauten sie doch in den verschiedensten Gegenden einander ganz ähnlich, jedesmal aber sind sie dem örtlichen Sinne, der besondern Mundart, der provinziellen Sitte genau angepasst und dadurch im Einzelnen wieder von einander verschieden. Wer soll diese Lieder gedichtet haben? — Zudem wissen wir, dass überall, wo noch bis jetzt ursprünglicher Volksgesang vorhanden ist, die neuen unter dem Volke umlaufenden Lieder von Gesellschaften verfasst werden; einer dichtet oder singt vielmehr, eine Strofe; ein anderer setzt die zweite, ein dritter die dritte hinzu, wie es die Stimmung und die Lust des fröhlichen Augenblickes dem einen oder dem andern eingibt.

Die Stoffe dieser Volkslieder sind theils, und zwar in der älteren Zeit sehr häufig historisch; es werden Begebenheiten gesungen »von einem der auch dabei gewesen« wie es oft in solchen Liedern am Schlusse heißt, gesungen nach dem nächsten und wahrsten Eindrucke, den die Begebenheiten auf den Einzelnen hervorbrachten; und durch die einfache Wahrheit der Schilderung dieses Eindruckes verbreiteten sich solche Lieder auch weit hinaus über den Kreis, dem sie ursprünglich angehörten. So wurde der Raubritter Eppelin von Gaila und der Landfahrer Schüttensamen zunächst in und bei Nürnberg, schon im 14. Jahrhundert der Lindenschmidt, gleichfalls ein Räuber, zunächst im Breisgau, dann aber auch weit und breit in ganz Deutschland besungen; so blieb das Lied, welches auf die Eroberung der Feste Kufstein in Tirol und die Hinrichtung ihres Befehlshabers, Hans Benzenauer, durch Maximilian I. im Jahre 1505 gedichtet wurde, ein volles Jahrhundert im Munde des Volkes durch ganz Deutschland, gab die Melodie zu vielen andern Liedern her, und Anstoß zu andern Dichtungen ähnlichen Inhalts. So sangen sich die Landsknechte ihre Lieder auf die Pavierschlacht selbst im fröhlichen Jubel des Sieges, und dieser Siegesjubel, und die kecke fröhliche Tapferkeit der Knechte Georg Frundsbergs die aus diesen Liedern tönten, klangen gleichfalls ein volles Jahrhundert durch alle deutsche Gauen hin und aus allen deutschen Gauen wieder. Eben dahin sind die alten Schweizerlieder auf die Sempacher- und Murtenschlacht zu rechnen; eben dahin die Lieder vom Möringer, von Heinrich dem Löwen, vom Prinzen Eugen und viele andere.

Der größte Theil der Volkslieder aber besteht aus Liebesliedern, die zugleich Natur- und Wanderlieder sind, aus Abschiedsliedern, Liedern von der Treue und von der Untreue, vom Scheiden und Meiden, vom

Wiedersehen nach dem Wandern, das sieben Jahr gedauert hat, und vom Nimmermehrwiedersehen; es sind Grüße an die Geliebte, zur Bestellung aufgetragen der lieben Frau Nachtigall, die das Bächlein entlang lauft, es ist die Trauerklage um die gestorbene Braut, die so lange dauern wird, bis dass alle Wasser zu Ende gehn, und, da alle Wasser nimmermehr vergehen, auch selbst nimmermehr ein Ende nehmen wird. Es kann kaum etwas Ergreifenderes geben, als diese einfachen Gruß- und Abschiedslieder mit ihrer innigen Melodie: »Insbruck ich muß dich lassen, ich fahr dahin mein Straßen, in fremde Land hinein;« — oder »Warum bist du denn so traurig? Bin ich aller Freuden voll? Meinst ich sollte dich vergessen? Du gefällst mir gar zu wohl — Laub und Gras das mag verwelken, aber treue Liebe nicht; kommst mir zwar aus meinen Augen, aber aus dem Herzen nicht;« — oder »So viel Stern am Himmel stehen, an dem blauen gülbnen Zelt,« oder »Es steht ein Baum im Odenwald, der hat viel grüne Äst,« oder das Lied von der Untreue »Es stehen drei Sternlein am Himmel« und von der Treue »Es stund eine Linde im tiefen Thal,« und so viel andere, von denen oft ein einziges ganze Bände künstlicher Poesie voll erlogener oder nachgeahmter Empfindung aufwiegt.« *)

21. Der Fähnrich.

(Historisches Volkslied, 1552. Uhland Nr. 203.)

1.

Was wollen wir aber heben an?
das Best das wir gelernet han,
ein neues Lied zu singen, ja singen.

---

*) So zeichnet Vilmar treffend die Natur des Volksliedes. Diese alten Lieder sind vielfach gesammelt und — selbst von Göthe — nachgeahmt. Heut zu Tage sind diese einfachen oft misbrauchten Weisen meist verachtet, weil die Verkünstelung im Gesange wie in der Musik überhand genommen hat. Am meisten heimisch sind die volksmäßigen Weisen noch hie und da in den österreichischen Alpenländern. Die bloßen Weisen nennt man Almer oder Jodler. Die Liedchen, sämtlich Vierzeilen, heißen: G'setzln, G'stanzln (Niederösterreich), Basseln (Steiermark), Schnaderhüpfln (Oberösterreich und Bayern), Schnoderhagn (Tirol), chorze Liedli (Appenzell). Gabriel Seidl nennt die seinigen „Flinserln" (deut. Leseb. für Unter-Realsch. I. Nr. 80.) Viele dieser muthwilligen, kecken und frischen Vierzeilen sind gesammelt von R. v. Spaun („österreichische Volksweisen"), von Tschischka („österr. Volkslieder mit ihren Singweisen"). — Sammlungen deutscher Volkslieder sind: „Des Knaben Wunderhorn" von Arnim und Brentano, Volkslieder von Uhland, Görres, Wolf, Erlach, Irmer 2c. Volkslieder verschiedener Völker finden sich in Herders „Stimmen der Völker", Menzels „Gesängen der Völker" 2c. Im „Liederbuch des deut. Volkes" (Leipzig, Breitkopf und H.) sind die besten meist neuern Volkslieder zusammengestellt. Wir geben nur wenige Proben, weil die Seele des Volksliedes, die Melodie, hier nicht berücksichtigt werden kann. Einige Beispiele noch im deut. Leseb. für Unter-Realsch. I. Nr. 27. III. Nr. 18. 110.

2

Der Markgraf der schifft über Rhein
mit Spießen und mit Schiffelein,
thät über Rhein her schweben, ja schweben.

3.

Gen Frankfurt kamen die neue Mär,
wie der Markgraf über Rheine wär,
über Rhein da thät er schweben, ja schweben.

4.

Des nahm sich Herzog Moritz war,
sechs tausend setzt er auf die Pferd,
acht tausend legt er neben den Weg,
thät auf Markgrafen warten, ja warten.

5.

Der Markgraf ließ sein Geschütz abgan,
er schoss über Berg und tiefe Thal,
er schoss viel manchen stolzen Mann,
es muß gleich Gott erbarmen, erbarmen.

6.

Der Fähnrich zu dem Hauptmann sprach:
Laßt uns ein klein Weil stille stan!
es seind wohl sieben an einen Mann,
die Schlacht han wir verloren, verloren.

7.

Der Hauptmann zu dem Fähnrich sprach:
»Hab gemeint du seist ein Fähnrich gut,
so bist du ein verzagtes Blut,
laß du dein Fähnlein schweben, ja schweben!«

8.

Der Fähnrich nahm ein stolzen Gang,
er gab dem Fähnlein einen Schwang,
er schwang's über Veiel und grünen Klee:
»Heut Fähnrich, morgen nimmermeh!
beim Fähnlein will ich sterben, ja sterben.«

9.

Der Fähnrich der ward hart verwundt:
»nun wird' ich iezund nimmer gsund,
also nun muß ich sterben, ja sterben.«

10.

Wer ist der uns das Liedlein sang?
Ein freier Landsknecht ist ers genannt,
er hat's ganz wohl gesungen;
er ist drei mal beim Markgrafen gwesen,
ist allzeit wieder kommen, ja kommen.

22. Das hungernde Kind.

(Balladisches Volkslied, aus dem Leben. Uhland Nr. 119.)

1.

»Mutter, Mutter! es hungert mich, gib mir Brot, sonst sterbe ich!«
»Warte nur, mein liebes Kind, morgen wollen wir säen.«

2.

Als es nun gesäet war, sprach das Kind noch immerdar:
»Mutter, Mutter! es hungert mich, gib mir Brot, sonst sterbe ich!«
»Warte nur, mein liebes Kind, morgen wollen wir schneiden.«

3.

Als es nun geschnitten war, sprach das Kind noch immerdar:
»Mutter, Mutter! es hungert mich, gib mir Brot, sonst sterbe ich!«
»Warte nur, mein liebes Kind, morgen wollen wir dreschen.«

4.

Als es nun gedroschen war, sprach das Kind noch immerdar:
»Mutter, Mutter! es hungert mich, gib mir Brot, sonst sterbe ich!«
»Warte nur, mein liebes Kind, morgen wollen wir malen.«

5.

Als es nun gemalen war, sprach das Kind noch immerdar:
»Mutter, Mutter! es hungert mich, gib mir Brot, sonst sterbe ich!«
»Warte nur, mein liebes Kind, morgen wollen wir backen.«

6.

Als es nun gebacken war, lag das Kind auf der Totenbar.

23. Der Schwanritter.

(Balladisches Volkslied, aus der Sage.) *)

1. O sag mir an, Frau Mutter lieb! »Laß' ab, mein Sohn, du quälest sehr,
wo treff' ich denn den Vater mein? weiß ich denn wo der Vater dein?«

---

*) Die Sage lautet (bei Grimm deut. S. Nr. 535): Im Jahre 711 lebte Dieterichs, des Herzoges zu Cleve, einzige Tochter Beatrix. Ihr Vater war gestorben, und sie war Frau über Cleve und viel Lande mehr. Zu einer Zeit saß diese Jungfrau auf der Burg von Nimwegen, es war schön, klar Wetter, sie schaute in den Rhein, und sah da ein wunderlich Ding. Ein weißer Schwan trieb den Fluss abwärts, und am Halse hatte er eine goldene Kette. An der Kette hieng ein Schiffchen, das er fortzog, darin ein schöner Mann saß. Er hatte ein goldnes Schwert in der Hand, ein Jagdhorn um sich hängen, und einen köstlichen Ring am Finger. Dieser Jüngling trat aus dem Schifflein ans Land, und hatte viel Worte mit der Jungfrau, und sagte, dass er ihr Land schirmen sollte, und ihre Feinde vertreiben. Dieser Jüngling behagte ihr so wohl, dass sie ihn liebgewann und zum Manne nahm. Aber er sprach zu ihr: „Fraget mich nie nach meinem Geschlecht und Herkommen; denn wo ihr darnach fraget, werdet ihr mein los und ledig, und mich nimmer sehen." Und er sagte ihr, „dass er Helias hieße;" er war groß von Leibe, gleich einem Riesen. Sie hatten nun mehrere Kinder mit einander. Nach einer Zeit aber fragte die Gräfin unachtsam, und sprach: Herr, solltet ihr euren Kindern nicht sagen wollen, wo ihr herstammet? Über das Wort ver-

2. Wo ist denn wohl sein Heimatland?
Sag an, dass ich ihn suchen kann.
»Sein Heimatland ist unbekannt,
weiß nicht, wohin er sich gewandt.«

3. Wie kam er denn hier in das Land?
Frau Mutter lieb, mach' es bekannt,
damit ich kenn' den Vater mein,
damit ich sein mag kundig sein.

4. »Ich stund am Fenster im Gemach
und weinte meinem Vater nach,
da schwamm ein Schifflein auf dem Rhein,
ein stolzer Ritter stund darein.«

5. »Er lenkte an der Hand den Schwan,
ein gülden Kettlein glänzte dran,
der Schwan er schwamm dem Ufer zu,
der Ritter grüßt in stolzer Ruh'.«

6. »Der Ritter trug ein gülden Schwert,
das war die halbe Grafschaft wert;
ein Hörnelein von rothem Gold,
das hieng um seinen Nacken hold.«

7. »Am Finger glänzte ihm ein Ring,
der über alle Kleinod gieng;
der Ritter führt ein' blanken Schild,
sechs Königsstäbe drauf gebild't.« —

8. O Mutter, das ist selt'ne Mär'!
kannst du mir sagen gar nichts mehr? —
»Ich kann dir sagen nur dieß ein':
das macht, dass ich jetzt immer wein'.«

9. »Dem Vater ich geloben sollt',
dass ich ihn nicht erfragen wollt',
von wo er zu mir kommen ist;
doch fragt' ich ihn zu jener Frist.«

10. »Die Frag' hat ihn getrieben fort,
doch dacht' er seiner Kinder dort!
er ließ dir Schild, er ließ dir Schwert,
sein ganzes Erb' ist dir beschert.«

11. »Dem Bruder dein gab er sein Horn,
der Gau zu Clev' ist ihm erkor'n;
dem jüngsten Bruder ward der Ring,
das Land von Hessen er empfieng.«

12. »Mir aber ließ der Eh'gemahl
nichts sonst zurück als Leid und Qual;
wer einmal ihn geliebt so sehr,
der kann ihn nie vergessen mehr.«

24. Die Volksballade.

»Eigentlichster Wert der Volkslieder — sagt Göthe — ist der, dass ihre Motive *) unmittelbar von der Natur genommen sind Dieses Vortheils könnte der gebildete Dichter sich auch bedienen, wenn er es verstünde.« Göthe selbst hat es verstanden, das beweist z. B. sein »Erlkönig,« dem ein Volkslied zu Grunde liegt.

---

ließ er die Frau, sprang in das Schwanenschiff hinein, und fuhr fort, wurde auch nicht wieder gesehen. Die Frau grämte sich, und starb aus Reue noch das nämliche Jahr. Den Kindern aber soll er die drei Stücke, Schwert, Horn und Ring zurückgelassen haben. Seine Nachkommen sind noch vorhanden, und im Schloss zu Cleve stehet ein hoher Turm, auf dessen Gipfel ein Schwan sich drehet; genannt der Schwanturm, zum Andenken an die Begebenheit.

*) Motiv heißt Beweggrund, Veranlassung, Grundgedanke. Das Motiv in Nr. 21 ist: Soldatenehre. In 22: Die Geschichte einer unmenschlichen Mutter, gesprächweise. In 23: Treues Andenken trotz Leid und Kränkung.

In Nr. 23 (der Schwanritter) haben wir eine erzählte und eine gesungene Sage kleinern Umfangs. Aus solchen Sagenliedern, die dem Nazionalleben angehören, besteht auch das Nibelungenlied; allein das Sagenlied »der Schwanritter« steht vereinzelt da, wie unzählige andere lirisch-epische Gedichte. Ein Volksepos ist in unserer Zeit nicht mehr möglich, dagegen werden von neuern Kunstdichtern kleinere Sagenstoffe u. a. Erzählungen zu »Balladen und Romanzen« bearbeitet. Dieß haben Göthe, Bürger, Uhland, Schiller und viele andere gethan.

Die gelungensten nähern sich dem Tone der Volksballade. »Ballade« heißt eigentlich Tanzlied und ist also mit dem alten deutschen Worte »Leich« gleichbedeutend. Wir nennen Ballade (zum Unterschiede von Romanze oder Märe) ein erzählendes (episches) Gedicht, welches liederartig ist und häufig einen ernsten (tragischen) Charakter hat. »Das hungernde Kind« und der »Schwanritter« sind volksmäßige Balladen. Die Sage und die Ereignisse des Tages sind die hauptsächlichsten Quellen der Volksballaden. Auffallende und erschütternde Ereignisse, Rache und innerer Seelenschmerz sind hervorstechende balladenartige Züge. Alles was auf das Volk eine große Wirkung ausübte, gab zu solchen Liedern Veranlassung.

In der Darstellung zeigt sich zwischen Epos und Ballade ein großer Unterschied. Das Epos schildert ausführlich und verweilt bei scheinbar unbedeutenden Dingen, die Ballade, als Lied, liebt einen raschen Gang, die Ereignisse und Personen sind oft nur angedeutet. In der Ballade sind die drei Grundarten der Dichtung angewandt, *) nur waltet in der einen die lirische, in der andern die epische, in einer dritten die dramatische Darstellungsweise vor.

Die Blütezeit der Volksballaden, des deutschen Volksgesanges überhaupt, fällt in das 15. Jahrhundert. Das Heitere und Frische der Volkslieder hörte schon im 16. Jahrhundert auf. Die Buchdruckerkunst und die kirchlichen Bewegungen wirkten nicht günstig auf den harmlosen Volksgesang. »Es war als hätte mit der Absichtlichkeit und Förmlichkeit, die in einem gedruckten Blatte liegt, die Volkspoesie ihre eigenthümliche Harmlosigkeit und Bewustlosigkeit verloren.« **) Und diese sind gerade das Kennzeichen echter Naturpoesie. Im Munde der Spielleute und Bänkel-

---

*) „An einer Auswahl von Balladen ließe sich die ganze Poetik gar wohl vortragen.“ Göthe 45.
**) Talvj in der „Charakteristik der Volkslieder;“ ein Hauptwerk über diese Dichtgattung.

sänger kamen die Balladen noch mehr herab. Herder war einer der ersten, welcher durch Sammlung und Würdigung der Volkslieder dieselben wieder zu Ehren brachte (1778), nachdem schon früher (1765) der Bischof Percy die alten englischen Balladen gesammelt hatte.

25. Jägerlied.

1. Im Wald und auf der Heide
da such' ich meine Freude,
ich bin ein Jägersmann.
Den Wald und Forst zu hegen,
das Wildbrät zu erlegen:
ist das nicht wohlgethan?

2. Das Huhn im schnellen Fluge,
die Schnepf' im Zickzackzuge
treff' ich mit Sicherheit.
Selbst Hasen, Reh' und Hirsche
erleg' ich auf der Birsche,
der Fuchs läßt mir sein Kleid.

3. Kein Heller in der Tasche,
ein Schlücklein aus der Flasche,
ein Stückchen schwarzes Brot;
den treuen Hund zur Seite,
wenn ich den Wald durchschreite,
dann hat es keine Noth.

4. Wann sich die Sonne neiget,
der düst're Nebel steiget,
das Tagwerk ist gethan,
dann kehr' ich von der Heide
zur häuslich stillen Freude,
ein frommer Jägersmann.

26. Spruchweise.

1. Befiehl dich Gott,
sei stark in Noth,
bedenk den Tod,
gib Armen Brot.

2. Erduld' und leid',
und keinen neid',
fleuch' Krieg und Streit,
Hab' Acht der Zeit.

3. Auf dich selbst schau',
nicht allen trau',
auf Gunst nicht bau',
sei nicht genau.

4. Halt' deinen Bund,
regier' den Mund,
hüt' dich für Sund',
und bösem Fund.

5. In Freud und Scherz,
in Leid und Schmerz,
dein Sinn und Herz
gedenk' aufwärts.

6. Halt dich fein rein,
sei gern allein;
laß andre sein,
getreu es mein'!

7. Wer solches liebt,
daran sich übt,
wird nicht betrübt,
Gott Freude gibt.

8. Schweig', leid', meid' und vertrag',
dein' Noth nicht vielen klag',
an Gott nicht verzag',
sein' Hülf' kommt alle Tag'.

27. Hoffnung.

(Aus Herders Stimmen der Völker.)

1. Wenn die Hoffnung nicht wär',
so lebt' ich nicht mehr,
denn die Hoffnung allein
kann lindern die Pein,
und wie gieng es denn hin, und wie
gieng es denn her,
wenn die Hoffnung nicht wär'!

2. Wenn Sturm und auch Wind
den Schiffmann greift an,
und so denkt er dabei,
dass die Hoffnung noch sei;
und wie gieng es denn hin, und wie
gieng es denn her,
wenn die Hoffnung nicht wär'!

3. Ich will ja gern sterben,
den Himmel ererben,
und so denk' ich dabei,
dass die Hoffnung noch sei;
und wie gieng es denn hin, und wie
gieng es denn her,
wenn die Hoffnung nicht wär'!

Dritter Abschnitt.
Religiöse Dichtungen und Kirchenlieder.

Das Mittelalter, welches uns in diesem Buche beschäftigt, wird vorzugsweise das „christliche" genannt, in Rücksicht auf Weltliches und Geistliches, auf Poesie und Kunst; denn das Christenthum durchdrang alle Verhältnisse, und das Dichten und Trachten war mehr als je vom christlichen Geiste beseelt.

In Bezug auf christliche Poesie und Litteratur kamen die Anregungen von griechischen und römischen Kirchenschriftstellern, namentlich von den Kirchenvätern. Die bedeutendsten Kirchenschriftsteller waren: Justinus der Martirer († 167); Clemens von Alexandrien († 220); Tertullian, Priester zu Karthago († 220); Origenes, Priester und Lehrer zu Alexandria und Cäsarea († 253); Athanasius, Bischof zu Alexandria († 373); Basilius d. Gr., Bischof von Cäsarea († 378); Gregor von Nazianz, eine Zeit lang Bischof zu Konstantinopel († 389); Gregor von Nyssa († 396), Bruder des heiligen Basilius und Freund Gregors von Nazianz; Chrysostomus, Patriarch von Konstantinopel (407); der heil. Augustinus Bischof von Hippo in Afrika († 430); der heil. Ambrosius, Bischof von Mailand († 374); der heil. Hieronymus († 420); Pabst Gregor der Große († 603).

28. Veni creator spiritus.

(Pfingstlied. Nach Mone wahrscheinlich gedichtet vom heil. Gregor dem Großen, welcher um das Jahr 600 lebte. Aus dem Lateinischen übersetzt von Pachtler: „Hymnen der katholischen Kirche.")

1.

Komm, Schöpfer Geist, du höchste Lust!
Besuche deiner Diener Brust;
erfüll' das Herz mit Himmelsgnad,
das deine Hand erschaffen hat!

2.

Der du der Tröster wirst genannt
und ein Geschenk aus Vaters Hand,
lebend'ge Quelle, Liebe, Feur
und Geistessalbung hoch und theur!

3.

Strömst uns in sieben Gaben zu,
der Rechten Gottes Finger du!
Vom Vater uns verheißen längst,
Der reiche Sprachengab' du schenkst:

4.

Den Sinn erleucht mit Gnadenschein
und gieße Lieb den Herzen ein;
Stärk' unsres Leib's Gebrechlichkeit
mit deiner Gnad in Ewigkeit.

5.

Den Widersacher treibe fern,
verleihe Frieden in dem Herrn:
führst du den Weg uns so voran,
so darf uns nie was Böses nahn.

6.

Erkennen mögen wir durch dich
den Sohn und Vater gnädiglich;
und dich, der Beider Geist du bist,
laß glauben uns zu jeder Frist.

7.

Es sei dem ew'gen Vater Ehr,
dem Sohn auch, der vom Grabe her
kam neubelebt; in Ewigkeit
sei Lob dem heil'gen Geist geweiht.

29. Der ambrosianische Lobgesang: Te Deum.

(Aus dem 7. Jahrhundert. Verfasser unbekannt. Übersetzt von Pachtler: „Die Hymnen der katholischen Kirche.“)

I.

Gott! dich lobpreisen wir.
Herr! dich bekennen wir.
Vater in Ewigkeit
ehrt dich die Erde weit.
Himmel und Engelheer,
Mächte auch allumher,
Cherubim, Seraphim
rufen mit stäter Stimm:
»Heilig ist, heilig Gott,
heilig Gott Sabaoth!
Voll ist der Himmel und
voll auch das Erdenrund
voll deiner Pracht!«
Dich besingt der Apostel gepriesener Kreis,
die gerühmten Profeten in lautem Preis,
und der Martirer Heer, wie der Schnee
so weiß,
und die heilige Kirch' auf dem Erdenkreis.
O du Vater unendlich an Ruhm und
Macht:
O du einziger Sohn in Himmelspracht!
O du heiliger Geist, der Trost gebracht! —

II.

(Folgende Bearbeitung ist von Luther. Die Weise S. 58 bei Ph. Wackernagel.)

Herr Gott, dich loben wir,
Herr Gott, wir danken dir.
Dich, Vater, in Ewigkeit
ehrt die Welt weit und breit. *)

All Engel und Himmels Heer
und was dienet deiner Ehr,
auch Cherubim und Seraphim
singen immer mit hoher Stimm:

Heilig ist unser Gott,
heilig ist unser Gott,
heilig ist unser Gott,
der Herre Zebaoth.

Dein göttlich Macht und Herrlichkeit
geht über Himmel und Erden weit.
Der heiligen zwölf Boten Zahl
und die lieben Profeten all,
die theuren Märtrer all zumal
loben dich, Herr, mit großem Schall.

Die ganze werte Christenheit
rühmt dich auf Erden allezeit;
dich, Gott Vater im höchsten Tron,
deinen rechten und einigen Sohn,
den heiligen Geist und Tröster wert
mit rechtem Dienst sie lobt und ehrt.

Aus dem Heliand.

(An die Stelle der ältesten heidnischen Heldenlieder (Hildebrandlied) trat im 9. Jahrhundert die geistliche Poesie, die sich anfangs der weltlichen Volksdichtung anschloss. Im Auftrage Ludwigs des Frommen soll die altsächsische Evangelienharmonie, genannt Heliand (Heiland), verfasst worden sein. (840 n. Chr.). Dieses herrliche christliche Volksepos erzählt schlicht und deutsch das

---

*) Der lateinische Text beginnt:
Te deum laudamus,
te dominum confitemur,
te aeternum patrem
omnis terra veneratur.

Leben Jesu für das eben zum Christenthum bekehrte Sachsenvolk. Die Form ist die althergebrachte epische, mit Stabreim oder Allitterazion. Dabei werden in der Regel zwei Kurzzeilen dadurch zu einer Langzeile verbunden, daſs in dieser die höchstbetonten Silben dreier Wörter, die den Hauptsinn tragen, gleichen Anlaut haben. Meistens kommen zwei solche Anreime auf die erste, und einer auf die zweite Kurzzeile. In folgenden Proben (nach C. W. M. Grein) sind die Anreime leicht herauszufinden. Mehr darüber in der „Verskunst," im 7. Abschnitte.)

30. Die Weisen aus dem Morgenlande.

Es erscholl die Mär
nicht weiter in der Welt, als es der Wille wollte
des Himmelskönigs. Obgleich alle heiligen Männer
da den Christ erkannten, so wards doch nicht am Königshofe
den Männern gemeldet, die im Gemüthe
ihm nicht hold waren. Es blieb verholen ihnen noch
mit Worten und mit Werken des Waltenden Geburt,
bis gar begabte Männer gegangen kamen
drei zu dem Volke, Degen voll Kraft,
einen langen Weg über Land dorthin.
Die folgten einem blinkenden Zeichen, das geborne Gottkind
lauteren Herzens suchend, wollten hinknien vor ihm,
sich ergeben ihm zu Jüngern. Es trieb sie Gottes Rathschluſs
dahin, wo sie Herodes den reichen fanden
im Sale sitzen, den schnöden König,
den Meinhart [1]) mit seinen Mannen, mordgierig stets.
Sie grüßten knieend ihn nach Königsweise
sittig in dem Sale. Schleunigst fragte er,
welch Gewerbe sie weither brächte,
die Wandrer zu der Wallfahrt: »Führt er gewundnes Gold
»zur Gabe für die Männer? was kommt ihr so gegangen,
»gefahren, zu Fuße? Traun! fernher seid ihr
»Helden aus anderm Volke. Ich sehe, ihr seid edler Geburt,
»gekommen aus gutem Künne. [2]) Nie kamen hierher
»solche Boten aus anderm Volke, so lang ich über die Ebräer herrsche
»und walte dieses weiten Reiches. Ihr sollt mir nun mit Wahrheit sagen
»vor diesen Leuten hier, weshalb ihr seid zu diesem Land gekommen!«
Antwort gaben ihm darauf die von Osten gekommen,
weise in Worten: »In Wahrheit mögen wir unser
»Gewerbe leicht dich wissen lassen,
»dir ohne Falsch berichten, warum wir diese Fahrt begonnen
»aus dem Osten dieser Erde. Einst lebten Adelsmänner,

---

1) Mein heißt Unrecht, Verbrechen, z. B. noch in Meineid.
2) d. i. Geschlecht, Stamm.

»gottkundige Helden, die Gutes uns so viel
»und Hilfe uns verhießen vom Himmelskönig
»mit wahren Worten. Da war ein gar weiser Mann
»erfahren und klug vor fernen Zeiten,
»unser Ahn im Osten. Nie ward ein anderer seitdem
»der Offenbarung so kundig. Er konnte auslegen das Wort Gottes;
»denn verliehen hatte ihm der Leute Herr,
»dass er aufwärts von der Erde dort oben hörte
»des Waltenden Wort. Drum war sein Wissen auch so groß,
»des Degens Gedanken. Als er drauf nun sollte
»die Wohnung aufgeben, der Verwandten Kreis,
»verlassen der Leute frohes Treiben, ein anderes Licht zu suchen,
»da hieß er seine Jünger gehen näher,
»die Erbwarte, [1]) und seinen Angehörigen
»sagte er dann sicher, was seitdem alles
»ward in dieser Welt: es werde ein weiser König
»mächtig und her an diesen Mittelkreis [2]) kommen
»von bester Geburt, ein Geborner Gottes;
»der dieser weiten Welt fortan walten sollte,
»der Erde und des Himmels, in alle Ewigkeiten.
»Er sagte, an demselben Tage, an dem das selige Kind
»an diesen Mittelkreis die Mutter trüge,
»sollte von Osten her aufgehn alsdann
»ein weißes Himmelsgestirn, wie wir hier noch nie
»und nirgend ein anderes hatten zwischen Erde und Himmel,
»solch Kind noch solch Kundzeichen. Er hieß erkiesen zur Anbetung
»drei aus dem Volke, hieß sie bedenken wohl,
»wann sie aufsteigend von Osten sähen
»das Gotteszeichen gehen, dann sollten sie sogleich sich gürten,
»und wir sollten ihm dann folgen, wie es vorwärts schritte
»nach Westen über diese Welt. Nun ist das all so wahr geworden,
»kommen durch die Kraft Gottes: der König ist geboren
»kühn und kräftig. Sein Kundzeichen sahn wir
»heiter unter des Himmels Sternen, wie es der heilige Herr selbst,
»der mächtige, bezeichnet. An jedem Morgen sahn wir
»des Sternes hellen Glanz; dem Himmelszeichen giengen lange
»wir nach durch Weg und Wald. Das war der Wünsche größter uns,
»dass wir ihn selber sähen und wüsten, wo wir suchen sollen,
»in diesem Kaiserthum den König. Nun sag uns, wo das Kind geboren!«

---

1) Denen das Erbe zufällt. 2) Die Erde, im Altsächs. middilgard (Mittelgarten).

Dem Herodes ward erregt in der Brust
Harm um sein Herz und heftig wallte
in Sorgen ihm die Seele, als er da sagen hörte,
wie er ein Oberhaupt sollte über sich haben,
einen kräftigeren König, gutem Künne entsprossen,
einen seligeren unter dem Gesinde. Versammeln hieß er,
die in Jerusalem unter den Juden wären
der Offenbarungen am allerkundigsten
und in ihrer Brust die meiste Buchweisheit
in Wahrheit wüßten. Mit Worten fragte die
aufs genaueste da der neidherzige Mann,
der König der Leute, wo Christ geboren
im Weltreiche werden sollte,
der Friedemänner bester. Das Volk sprach da
wahr erwiedernd, dass wohl sie wüßten,
in Bethlem sollte er geboren werden: »so ists in unsern Büchern' geschrieben,
»weislich bezeichnet, wie die Wahrsager es,
»gar begabte Männer durch Gottes Kraft,
»viel weise Leute weiland sprachen,
»dass in Bethlem sollte der Burgen Hirte,
»der liebe Landeswart an diesem Licht erscheinen,
»der reiche Rathgeber, der da richten soll
»der Juden Volk und mit seinen Gaben werden
»milde über diesen Mittelkreis manchen Völkern.«
Da erfuhr ich, dass der schnöde König ohne Säumen drauf
der Wahrsager Worte den Wallfahrern sagte,
die aus ihren Erbsitzen waren ins Ausland gekommen,
fernhin gefahren, und fragte sie dann,
wann sie auf den Ostwegen zuerst gesehen
den Königsstern kommen, das Kundzeichen leuchten
heiter vom Himmel. Ihm verhelen wollten sie nichts,
berichteten's ihm redlich. Drauf hieß er sie zur Reise fahren,
dass ihren Auftrag sie all erforschten
um des Kindes Kommen, und der König gebot
gar hart und dringend, der Herr der Juden,
den Weisen, eh sie weiter nach Westen fuhren,
dass sie ihm dann kund thäten, wo er den König sollte
in seinem Sitze suchen: mit seinem Gesinde wolle er
zum Kind, es anzubeten; zu kommen dachte er als Mörder
mit der Waffen Schärfe, doch der Waltende dachte
wider solchen Rathschluss; er mochte noch erreichen mehr,
leisten an diesem Lichte: da ist noch lange zu sehen

gekündet Gottes Kraft. In hellem Glanze schritten da die Zeichen
wieder unter den Wolken vorwärts. Die Weisen waren
fertig zu der Fahrt, setzten fort ihre Reise
rüstig nach Bethlehem, wollten den Gebornen Gottes
selbst dort suchen.

31. Die acht Seligkeiten. *)

Um den Nothretter Christ stellten näher sich im Kreise
solche Gesellen, wie sie selber sich erkor
der Waltende zuvor. Es stunden da die weisen Männer
um den Gottes Sohn gern und willig,
die erwählten zwölfe, nach den Worten verlangend.
Sie dachten und schwiegen, was ihnen da der Herr
der Waltende wollte mit Worten künden
den Leuten zu Liebe. Da saß des Landes Hirte
Angesichts der Edlen, Gottes eignes Kind;
mit seiner Stimme wollte er manch verständig Wort
die Leute lehren, wie sie das Lob Gottes
in diesem Weltreiche wirken sollten.
Er saß da und schwieg und sah sie an lange,
der heilige Herr, war ihnen hold im Herzen,
milde im Gemüthe. Seinen Mund dann erschloß er,
unterwies sie mit Worten, des Waltenden Sohn,
in manchen hochherrlichen Dingen. Zu den Helden sagte er
da mit beredten Worten, die zu der Berathung
Christ der Allwalter erkoren hatte,
welche unter allen wären der Erdbewohner
Gott am wertesten von dem ganzen Menschengeschlecht
und sagte sicherlich: »Selig sind
»in diesem Mittelkreis [1]) die Menschen, die im Gemüthe sind
»arm aus Demuth: denen ist das ewige Reich
»in des Himmels Auen gar heiliglich verliehen,
»nie schwindendes Leben! Selig sind auch
»sanftmüthige Menschen: die sollen besitzen hier
»die Erde und das selbe Reich! Selig sind auch,
»die hier beweinten ihre Werke der Schande: erwarten dürfen die

---

*) Der Beginn der Bergpredigt wird hier ganz in den großartigen Formen erzählt, in welchen die Berathung der deutschen Könige mit ihren Fürsten und Herzogen im Angesichte des Heeres und Volkes vor sich gieng. Christus erscheint in der Glorie eines Völkerfürsten, der umgeben von seinen Getreuen die reichen Gaben austheilt. 1) d. i. die Erde.

»Trost in demselben Reiche! Selig sind, die es hier treibt zum Heile,
»dass sie recht richten; ihnen wird dafür im Reich des Herrn
»vollauf gegeben für ihre frommen Thaten: solchen Vortheil erlangen,
»die hier recht richten, im Rath nicht täuschen
»die Männer vor Gericht! Selig sind auch, denen milde wird
»das Herz in ihrer Heldenbrust: denen wird der heilige Herr selbst
»der mächtige milde! Selig sind auch in der Menge der Völker,
»die da haben ihre Herzen gereinigt: den Himmelskönig werden sie
»sehn in seinem Reiche! Selig sind auch,
»die friedsam in dem Volke leben und wollen keine Fehde stiften,
»sondern scheuen die Zwietracht: die werden Söhne Gottes heißen;
»denn er will genädig ihnen werden, dass sie genießen lange
»selber seines Reiches. Selig sind auch
»Recken, die das Rechte wollen und von den Reichen drum
»erdulden Hass und Harmworte: im Himmel wird auch ihnen
»gegeben Gottes Au und geistliches Leben
»dereinst auf ewige Zeiten, dem nie ein Ende kommt.«

32. Weißagung über Jerusalem.

Es näherte sich nun der Nothretter Christ,
der gute, der Jerusalemburg und entgegen kam ihm
viel Wehrvolk [1]) willig und wolgesinnt.
Sie empfiengen ihn da feierlich, bestreuten vor ihm
den Weg mit ihren Gewändern, mit würzigen Kräutern,
mit bunten Blumen und der Bäume Zweigen,
das Feld mit Palmen, wo seine Fahrt her gieng,
dass der Gottes Sohn gehen wollte
zu der weitkunden Burg. Ihn umwogte da die Menge
der Leute in Lust, und Lobgesang erhob
die wogende Menge, sagte da dem Waltenden Dank,
der selber kam, der Sohn Davids,
zu besuchen das Volk. — Da sah der waltende Christ
der gute in Jerusalem, der Gaumänner bester,
den Burgwall blinken und den Bau der Juden,
die hohen Hornsäle und auch das Haus Gottes,
den wonnigsten der Weihorte. Da wallte ihm auf
das Herz in der Brust: das heilge Gottkind
vermochte da dem Weinen nicht zu wehren, sprach der Worte viele
in heftiger Bewegung, das Herz voll Kummer:

1) Das Männervolk. Man denke an die Lehensverhältnisse und überhaupt an die durchaus deutsche Anschauungsweise des Dichters. Im deutschen Mittelalter kam nach dem herrschenden und dem Adelstande der Stand der Freien, welche Waffen trugen und Theil nahmen an den öffentlichen Versammlungen.

»Wehe ward dir, Jerusalem! dass du in Wahrheit
»nicht weist die Wehgeschicke, die dir noch werden sollen,
»wie du noch umhegt wirst mit Heeres Kraft,
»wie dich besetzen werden schwertgrimme Männer,
»Feinde mit Volkes Menge; Frieden findest du dann nirgend,
»noch bei Männern Schutz! Sie führen dir gar manches zu
»an Schwertern und an scharfen Geren und an Schlachtrufen,
»vervehmen dann dein Volk, mit Feuers Lohe
»diese Wohnungen verwüstend, und die Wälle die hohen
»fällen sie zur Erde. Kein Fels stehet dann
»kein Stein auf dem andern: diese Stätte wird dann wüste
»der Judenleute um Jerusalem;
»denn sie erkennen nicht, dass ihnen schon gekommen sind
»die Zeiten nahe, sondern zweifeln in ihrem Herzen,
»nicht wissend, dass sie heimsucht des Waltenden Kraft.« —
Mit der Menge gieng darauf der Menschen Herr
in die blinkende Burg. Wie sich da der Geborne Gottes
in Jerusalem mit der Begleiter Schar
mit dem Gesinde niederließ, da ward aller Gesänge größter
erhoben da mit lauter Stimme. Mit heil'gen Worten
lobte da den Landeswart der Leute Menge,
den besten der Gebornen. Die Burg kam in Aufruhr,
das Volk war in Furcht und fragte sogleich,
wer das wäre, der da kam mit wogender Schar
mit so mächtiger Menge. Da gab ein Mann zur Antwort,
dass da Jesus Christ aus Galiläaland
von Nazarethburg der Nothretter käme,
der weise Wahrsager, dem Wehrvolk zur Hilfe.
Da ward den Juden, die ihm gram waren
und nicht hold im Herzen, Harm im Gemüthe,
dass ihm die Leute da so viel Lobgesanges wirkten
und priesen ihren theuern Herrn. Da giengen die Tollgemuthen,
zum waltenden Christ mit Worten sprechend,
baten, dass die Scharen er schweigen hieße
und den Leuten wehrte, dass sie nicht Lobes ihm so viel
mit Worten wirkten, es sei dem Wehrvolke leid,
den Burgleuten. Da sprach der Geborne Gottes:
»Wenn ihr hindert die Heldenkinder,
»des Waltenden Kraft mit Worten hier zu preisen,
»dann sollen doch die Steine die harten ihre Stimme erheben,
»die starken Felsen vor diesem Volke hier,
»ehe es unterlassen würde, dass man ihm Lob spreche
»weit über diese Welt hin!«

33. Vom Weltende.

(Vergl. Evang. Matth. Kapit. 24. Mark. 13, Lukas 21.)

Drauf *) gieng der Gottsohn und seine Jünger mit ihm,
der Waltende vom Weihort, ganz wie es sein Wille war,
und den Berg stieg hinan der Geborne Gottes,
saß da mit seinen Gesellen und sagte ihnen vieles
mit wahren Worten. Sie begannen da vom Weihort zu sprechen,
die guten, von dem Gotteshause, und sagten, es gäbe doch nirgend
einen hehreren Tempel, durch die Hand von Menschen,
durch Mannes Arbeit mit mächtiger Kraft
so geräumig errichtet. Da sprach der reiche Christ,
der hehre Himmelskönig, dass es hörten die andern:
»Ich mag euch erzählen, dass noch die Zeit wird kommen,
»wo nicht mehr stehen wird ein Stein auf dem andern!
»Er fällt zu Boden und Feuer verzehrt ihn,
»heißgierige Lohe, obgleich er so hehr jetzt stehet,
»so weislich gewirkt. Ebenso erreicht diese Welt ihr Schicksal,
»dass zergleitet das grüne Feld.« Da giengen seine Jünger herzu
und fragten ihn stille: »Wie lang soll stehen noch
»diese Welt in Wonne, eh der Wechsel kommt,
»dass der letzte Tag dieses Lichts erscheine
»durch der Wolken Schimmer? oder wann kommst du wieder
»an diesen Mittelkreis, dem Menschengeschlechte
»zu ertheilen das Urtheil, den Toten und Lebenden?
»Guter Herr und Meister! gar heftig verlangts uns,
»zu wissen, waltender Christ, wann das werden solle.«
Darauf zur Antwort der allwaltende Christ
gütlich gab den Guten selber:
»Das hat so verheimlicht der Herr der gute
»und so hart verholen des Himmelreiches Vater,
»der Walter dieser Welt, dass es nicht wissen kann
»der Heldenkinder einer, wann die hehre Zeit
»in diese Welt soll kommen, noch kennen es in Wahrheit auch
»die Gottes Engel, die ihm gegenwärtig
»vor seinem Gesicht stets sind, dass auch sie es nicht sagen können
»mit wahren Worten, wann das werden solle,

---

*) Der altsächsische Urtext beginnt, in Kurzzeilen getrennt:

Geng imu tho the Godos sunu	endi is jungaron mit imu
(Gieng sich da der Gottes-Sohn	und seine Jünger mit ihm)
Waldand fan themu wihe,	all so is willio geng.
(der waltende von dem Heiligthum (Tempel),	also (wie) sein Wille war, gieng er.)

»daſs in dieſem Mittelkreiſe der mächtge Herr
»will die Völker heimſuchen. Das weiß nur der Vater allein,
»der heilige im Himmel: ſonſt iſts verholen allen
»den Lebenden und Toten, wann er die Leute heimſucht.
»Doch mag ich euch erzählen, welche Zeichen dann zuvor
»wunderbar werden, ehe er an dieſe Welt wird kommen
»an dem mächtgen Tage. Das wird zuvor am Monde kund
»wie an der Sonne auch: ſchwarz werden beide
»mit Finſternis umfangen. Es fallen die Sterne,
»die weißen Himmelslichter; es wankt die Erde;
»es erbebt dieſe breite Welt. Dann geſchehen ſolcher Bildzeichen viele:
»es grimmet dann die große See und Grauſen wirkt
»mit ſeinen Wellen der wogende Strom den Bewohnern dieſer Erde.
»Es verdorren dann die Menſchen vor des Drangſals Macht,
»die Völker vor Furcht. Dann iſt Friede nirgend:
»mancher Waffenkampf wird dann über dieſe Welt hin
»haſſvoll erhoben; mit Heeren überzieht
»ein Künne [1]) das andre: da erhebt ſich der Könige Wuthkampf
»und mächtige Kriegsfahrt, gar manches Blutbad
»offene Fehde! Das iſt ängſtliches Ding,
»daſs ſolchen Mord je ſollen die Menſchen erheben.
»Dann kommt eine wüthende Peſt über all dieſe Welt hin;
»der Mannſterben meiſtes, derer die in dieſem Mittelkreiſe je
»durch Seuchen verſchmachteten: ſiech liegen die Menſchen,
»taumeln zum Tode dahin, ihre Tage endend,
»erfüllend mit ihrem Athem. Es fähret unmäßig groß
»heißgrimmer Hunger über der Helden Kinder,
»Mangel an Mundkoſt: das iſt nicht das mindeſte
»der Wehen, die in dieſer Welt hier werden ſollen
»vor dem Tage des Gerichts! Wenn ihr dieſe Thaten ſehet
»werden [2]) in dieſer Welt, dann mögt in Wahrheit ihr erkennen,
»daſs dann der letzte Tag den Leuten nahet,
»der hehre den Menſchen, und die Macht Gottes,
»der Himmelskräfte Aufruhr und des Heiligen Ankunft,
»des Herrn in ſeiner Herrlichkeit. Davon könnt ihr hier auf Erden
»an den Bäumen ein Bild erkennen:
»wenn ſie Knoſpen und Blüten und Blätter zeigen
»und das Laub ſich erſchließet, dann wiſſen der Leute Kinder,
»daſs ſicher dann der Sommer nahe iſt,
»warm und wonneſam und Wetter gar ſchön:

---

1) Geſchlecht; der erſte des Geſchlechts iſt der künic (König). 2) ſehet kommen.

»so wiss't ihr bei den Zeichen auch, die ich euch erzählte vorher
»wann der letzte Tag den Leuten nahet.
»Dann sage ich euch wahrlich auch, dass nicht eher dieß Wehrvolk soll
»zerfahren, diese Volkschaft, eh dass erfüllet werde
»mein Wort, sich bewährend! Wechsel kommt noch
»Himmels und der Erden und doch stehet mein heilig Wort
»fest fortwährend, und erfüllt wird alles,
»geleistet an diesem Lichte, was ich vor diesen Leuten spreche.
»Wachet und bewart euch! denn gewiss wird euch kommen
»der hehre Gerichtstag und eures Herrn Kraft,
»seine erhabene Hoheit und die hehre Zeit,
»der Wechsel dieser Welt. Waren sollt ihr euch davor,
»dass er euch nicht schlafend in des Schlummers Ruhe
»jählings überfalle in Frevelwerken,
»in Meinwerks [1]) Fülle. Das Muspilli [2]) kommt
»in düsterer Nacht. Wie ein Dieb daherschleicht
»mit seinen Thaten meuchlings, so kommt der Tag den Menschen,
»der letzte dieses Lichtes, ohne dass es die Leute vorher wissen,
»ganz wie die Flut es machte vor fernen Zeiten,
»die da mit laufenden Strömen die Leute all verzehrte
»zu Noahs Zeiten, den allein aus der Noth errettete
»mit seinem Hausstande der heilige Gott
»wider die umfassende Flut. Ebenso war das Feuer kommen
»das heiße von dem Himmel, das die hohen Burgen
»im Sodomslande befieng mit schwarzer Lohe
»grimm und gierig, dass da der Gaumänner keiner
»genas außer Lot allein: den leiteten von dannen
»die Boten Gottes mit seinen beiden Töchtern
»einen Berg hinan, während alles sonst vom brennenden Feuer
»so Land wie Leute von der Lohe verzehrt ward.
»So jählings wie dieß Feuer kam, so kam auch die Flut zuvor,
»und so wird es auch der letzte Tag. Drum soll der Leute jeder
»denken an den jüngsten Tag: das bedarf gar sehr
»der Menschen jeder. Drum seid im Gemüthe sorgsam!
»Denn wenn das wird, dass der waltende Christ
»der hehre Menschensohn mit der Macht Gottes
»kommt in seiner Kraft, der Könige reichster,
»zu sitzen in seiner Macht, und zusammen mit ihm
»alle die Engel, die da oben sind
»heilig im Himmel, dann sollen dahin der Helden Kinder

---

1) Mein d. i. Verbrechen. 2) Der Weltbrand, das Feuer des jüngsten Gerichtes.

»die Erdenvölker kommen alle zusammen
»die lebenden Leute, die je an diesem Lichte wurden
»einem Vater geboren, und den Völkern wird
»der mächtige Herr, allen Menschengeschlechtern,
»ertheilen nach ihren Thaten.«

34. Die Kreuzigung Christi.

(Luk. 23, 33 folg. Joh. 19, 17 folg. Matth. 27, 35 folg. Mark. 15, 24 folg.)

Auf dem Grieße drauf ein Kreuz errichtete *)
auf dem Feld dort oben das Volk der Juden,
einen Baum auf dem Berge, und schlugen den Gebornen Gottes
ans Kreuz den Christ, schlugen kaltes Eisen,
neue Nägel, nietfest und scharf
hart mit Hämmern ihm durch Hände und durch Füße,
bittere Bänder. Blut rann zur Erde,
triefend von dem theuren Herrn: doch wollte er die That nicht rächen
die grimme an den Juden, sondern Gott den Vater
den mächtigen bat er, dafs er den Männern drum
dem Wehrvolk nicht zürne: »denn sie wissen nicht, was sie thun!« —
Drauf die Weigande (Kampfhelden) die Gewänder Christi
unter sich theilten, die tapferen Männer,
des Reichen Rock. Doch die Recken konnten
unter sich nicht einig werden,
eh sie vor den Leuten das Loß warfen,
wer von ihnen behalten sollte den heiligen Leibrock,
das wonnesamste aller Gewänder. – Des Wehrvolkes Hirte
der Herzog hieß über dem Haupt des Christ
ans Kreuz da schreiben, das sei der König der Juden,
Jesus von Nazarethburg, der da genagelt stund
an dem neuen Kreuze durch den Neid der Feinde
an des Baumes Stamm. Da baten die Leute
das Wort zu ändern: das habe nach seinem Willen so
selber er gesagt, er besitze die Gewalt
und sei König über die Juden. Da sprach des Kaisers Bote,
der harte Herzog: »Es ist euch über seinem Haupte so

*) Die neueste Übersetzung, die von J. R. Köne (Münster), ist wörtlicher:

Thuo sia thar an griete·	Dann sie dar auf dem Grieße 1)
galgon rihtun·	einen Galgen 2) errichteten
an them felde uppian·	auf dem Felde oben
folc iudeono·	das Volk der Juden,
bom an berege·	einen Baum auf dem Berge,
endi thar an that barn godes·	und daran das Kind Gottes
quelidun an crucie·	quälten, an dem Kreuze ɪc.

1) Grieß, ein steiniger, sandiger Richtplatz. 2) Im goth. u. altd. bedeutet Galge(n): Kreuz.

weislich geschrieben, was ich nun nicht wenden mag.« —
Da schlug zur Strafe die Schar der Juden
zwei Bösewichter zu beiden Seiten
des Christ ans Kreuz, dass sie qualvoll stürben
am Würgebaume ihren Werken zum Lohne
ihren leidigen Thaten. — Die Leute sprachen
der Hohnworte manches zum heiligen Christ,
bitter spottend, wie sie den besten der Menschen
sahen an dem Kreuze schmachten: »Bist du König über alles,
»der Sohn des Herrn, wie du selbst behauptet,
»so entledige dich des Leides und löse deine Bande!
»Steig heil herab! Dann wollen der Helden Kinder,
diese Leute, an dich glauben! Auch lästerte ihn also
mancher Jude voll Übermuth, der da vor dem Kreuze stund:
»Wehe dieser Welt, wenn du ihrer Gewalt solltest haben!
»Du wolltest ja an einem Tage all zerwerfen
»das hohe Haus des Himmelskönigs,
»der Steinwerke größtes und es erstehen lassen
»am dritten Tage, wie sich erdreistet niemand
»in diesem Volke fürder! Sieh, wie du nun gefestigt
»und versehrt da stehest! dir selbst vermagst du nicht zu helfen
»aus der bitteren Noth!« — Von seinem Baume sprach da
auch der Diebe einer, wie er die Degen hörte
solch wüthende Worte sprechen (nicht war sein Wille gut,
des Degens Gedanken): »Bist du denn ein Volkskönig
»und Christ, Gottes Sohn, so steig vom Kreuze nieder,
»schlüpfe aus den Seilen und insgesamt uns allen
»hilf und heile uns! Bist du der Himmelskönig,
»der Walter dieser Welt, so thu es durch deine Werke kund,
»vor der Heerschar dich verherrlichend!« Da hub auch der andere an,
der am Holze hieng, geheftet an das Kreuz
und Wundenqualen litt: »Was willst du solche Worte sprechen,
»ihn begrüßen mit grimmem Spott, und stehest an den Galgen doch geheftet,
»an den Baum gezimmert? Wir beide hier erdulden
»den Schmerz für unsere Sünden! Unsere selbsteignen Thaten
»haben zur Strafe uns gereicht. Er steht jedoch
»hier aller Sünden frei, da er selber niemals
»Frefelwerk vollführte und nur durch dieses Volkes Hass
»willig in dieser Welt das Wehe duldet!
»Ich will glauben an ihn, und den Gottes Sohn,
»den Landeswart den lieben bitten,
»dass du im Herzen mein gedenkest und Hilfe mir verleihest,

»der Berather bester! Wenn du in dein Reich kommst,
»dann sei mir genädig!« Da sprach der Nothretter Christ
mit Worten ihm entgegen: »Wahrlich ich sage dir,
»daſs du noch heute sollst im Himmelreiche
»sehen das Licht Gottes zusammen mit mir
»im Paradiese, wiewohl du jetzt in solcher Pein hier hängst.« —
Da stund auch die Maria, die Mutter Christi,
bleich unterm Baume, sah ihren Gebornen leiden
Wehe und Wundesqualen. Auch waren Weiber da mit ihr
aus Minne kommen zum mächtgen Christ.
Auch stund Johannes da, der Jünger Christi,
harmvoll unter seinem Herrn, das Herz gebrochen.
Sie waren betrübt zum Tode. Da sprach tröstend Christ
der mächtige zu seiner Mutter: »Nun will ich meinem
»Jünger dich befehlen, der hier zugegen stehet!
»Sei du zusammen mit ihm! Du sollst für deinen Sohn ihn haben.«
Dann grüßte er Johannes, hieß ihn gehen mit ihr
und sie so milde minnen, wie man seine Mutter soll,
die fleckenlose Frau. Da empfieng er sie
lauteren Herzens, wie ihm sein Herr gebot. —
Drauf ward um die Mitte des Tages ein mächtig Zeichen
wunderbar gewirkt über all diese Welt hin.
Die Sonne da verschleierte sich; es mochte die schimmernde Leuchte
die schöne nicht mehr scheinen: Schatten umfieng sie
düster dämmernd; gedunkelt war da
aller Tage trübster gar traurigdüster
über diese weite Welt, so lange da der waltende Christ
qualvoll an dem Kreuze litt, der Könige reichster,
bis zur None des Tages.

35. Lied auf den heil. Petrus.

(Ein s. g. Leich aus dem 9. Jahrh. Leich war schon in den heidnischen Zeiten ein Gesang zum Tanze oder bloß eine gespielte Melodie. Wurde dazu gesungen, so mußten die Strofen ungleichartig sein, nicht gegliedert wie im Liede. Beim Leich herrschte mehr Manigfaltigkeit.

Das folg. Lied wurde von allen zusammen gesungen, die einen sangen den Text mit wechselnder Melodie, die andern oder dann alle den Kehrreim (Refrain, Wiederholungssatz), das altübliche Kyrie, und dieses immer nach der gleichen Weise.)

Neuhochdeutsch:	Althochdeutsch:
Unser Herr hat übergeben	Unsar trohtìn hât farsalt
Sankt Peter die Gewalt,	sancte Pêtre givvalt
daſs er kann bewaren	daz er mac ginerjan
den zu ihm hoffenden Menschen.	ze imo dingênten man.
Herr, erbarme dich! Christe, erbarme dich!	Kyrie eleyson, Christe eleyson!

Er hält auch mit Worten	Er hapêt ouh mit vuortun
des Himmelreichs Pforten.	himilrîches portûn.
Darein kann er schaffen,	dar in mach er skerjan
den er will erhalten.	den er vvili nerjan.
Herr, erbarme dich! Christe, erbarme dich!	Kyrie eleyson, Christe eleyson!
Bitten wir den Gottes-Freund	Pittêmês den gotes trût
alle zusammen überlaut,	allâ samant upar lût
daſs er uns Misrathene	daz er uns firtânên
würdige der Gnade.	givverdô ginâdên.
Herr, erbarme dich! Christe, erbarme dich!	Kyrie eleyson, Christe eleyson!

36. Die Schöpfung.

(Von Ezzo, um die Mitte des 12. Jahrh. Prälat von Melk. Diemers Gedichte des 11. und 12. Jahrh.; Übertr. v. Mosenthal.)

Wohl von den Elementen vier
gab Gott dem Menschen seine Zier:
Er gab ihm von dem Feuer
das Licht der Augen theuer;
aus höhrer Lüfte Sphären
gab er ihm Macht zu hören,
aus niedern Lüften schafft
er ihm Geruches Kraft;
Geschmack vom Waſſer kam;
doch von der Erde nahm
er wohl der Händ' und Füße Bürde,
daſs ihm des Stoffes Tastsinn würde;
erhaben schuf er ihm den Rücken,
um zu dem Himmel aufzublicken,
nicht zu der niedern Erde nur,
so wie die niedre Creatur.
Zur Stunde bot dem ersten Mann
der Herr, wie folgt, ein Bündnis an:
Wenn er in einem Zweikampf ringe
mit dem Gebot, das Menschen zwinge,
und in dem Kampf den Sieg erwerbe,
daſs nie der Mensch des Todes sterbe.
Doch unser Kämpfer wich im Streit
und bracht' uns alle in das Leid.
Der Engel Minn' und Gottes Huld
verloren wir durch diese Schuld,
wir fielen in des Teufels Bann,
zwiefachem Tode unterthan,
bis uns zum Heile und zur Sühne
der Herr, das Kind der Magd, erschiene;
er nahm von uns die Sterblichkeit,
und gab uns seine Göttlichkeit,
da er sich uns als Mittler bot,
genasen wir durch seinen Tod.

Drei sind des heil'gen Kreuzes Orte, *)
drei sind des heil'gen Glaubens Worte;
die vierte Spitze geht zur Erden,
der dreien einig Bild zu werden;
der Freund und Feinden liebend waltet,
d'ran ausgestreckt die Händ' entfaltet.
An ihm mag liebreich sich erheben,
wer ewig mit dem Herrn will leben.

Wer wandeln will auf Christi Wegen,
muß sich, wie er, sein Kreuz auflegen,
an dem er allen seinen Willen
zu bösen Werken möge stillen;
er muß sich selbst der Kraft begeben,
gehorsam dem Gesetz zu leben,
getreu des Herrn Geheiß erfüllen
ohn' eignen Ruhm, um Gottes Willen;
so bildet er im Geist ihn nach,
der für ihn litt die Kreuzesschmach.
Es ist die wahre Gottesminn'
wohl aller Tugend Königin.

*) Enden.

Es leiten Furcht und Zuversicht
zu unſ'res Herren Angeſicht.
Wen Furcht der Höll' zum Dienſte treibt,
ein Knecht vor ſeinem Herrn der bleibt,
doch wer beſeelt von Zuverſicht,
der weiht dem Vater Sohnespflicht.
Gott, der die Lieb' iſt, offenbart
was echter Liebe echte Art,
als er die Glieder uns erſchuf
zu gleichem Dienſte und Beruf.
Der Glieder, die da ohne Ehr',
bedürfen wir bei weitem mehr;
es dürfen nicht die Augen ſchön
den niedern Dienſt der Füße ſchmäh'n.
So ſind wir Menſchen auch geſtellt
als gleiche Brüder einer Welt.

37. Auf der Flucht nach Ägypten.

(Von dem öſterr. Dichter Konrat von Fuſſesbrunnen (jetzt Feuersbrunnen in Niederöſterreich). Er dichtete gegen das Ende des 12. Jahrh. das legendenartige, liebliche Gedicht „die Kindheit Jeſu." Das folgende Stück iſt übertragen von Moſenthal.

Es war an eines Tages Wende,
da machten ſie der Wandrung Ende,
zu ſuchen auf den Matten
in eines Berges Schatten
Herberge bis zum nächſten Tag.
Und ſiehe, eine Höhle lag
vor ihnen, finſter und abſcheulich,
d'raus ringelten ſich Drachen gräulich
und fuhren auf das Jeſuskind;
und Joſef und ſein Hausgeſind,
wohl ungewöhnet ſolcher Blicke,
erſchrocken fuhren ſie zurücke.
Das Kind gebot den Drachen,
daſs ſie in keiner Sachen
ihm Leut' noch Vieh verſehrten.
Die Drachen flugs ſich kehrten
und fuhren heim in ihre Höhle,
und fürder ſah ſie keine Seele.
Da ſcharten ſich zum Kindlein ſchier
viel kleine und viel große Thier.
Die Wölfe und die Bären
ſie ließen ſich nicht wehren
zu ſehen ihren Herrn.
Sie ſtrichen nah und fern
aus Wald und Feld auf ſeine Spur.
Der heil'ge Joſef ängſtlich nur
ſah auf die Thiere ringsumher,
und heimlich ward das Herz ihm ſchwer,
mit Sorg' war er beladen;
doch blieb er ſonder Schaden.
Denn wie ſie naheten allmählich,
die wilden Thiere hielten ſich
den Schäflein gleich, den zahmen,
ſchien völlig zu erlahmen
der Grimm, der ihnen von Natur;
ſie aßen Laub und Gras der Flur.
So friedlich zog die Wanderſchaft,
ſie meiſterte die Gotteskraft,
daſs alles zog im gleichen Schritt;
es nahm der Wolf das Schäflein mit,
zutraulich gieng mit ihm das Rind;
und von der Mutter lief das Kind
und lockte ſie zum Spiel herbei.
Da kauerte ſich mancher Leu
zu Füßen ihm, und fromm und zahm
das Wild ringsum geſchlichen kam.
Und als nun Joſef ſah,
daſs ihm kein Arg' geſchah,
und daſs auch ſeine Heerde
nicht angetaſtet werde,
da ließ er wohl ſie bleiben;
er konnt' ſie nicht vertreiben,
wie er auch wehrte, was er trieb,
war es ihm leid, war es ihm lieb,
die Thiere wichen keiner Noth,
bis es das Kindlein ſelbſt gebot.

Noch mehr des Wunders nun ich sage.
Sie zogen fort am heißen Tage
und lagerten um Mittagszeit
in einer Heide groß und breit.
Da war des Wassers bittre Noth,
kein Gräslein sich, kein Hälmlein bot,
die durst'ge Zunge zu ergetzen,
das arme Vieh damit zu letzen.
So alles war verbronnen,
verdorret von der Sonnen.
Nie fühlten sie die Müde mehr,
nie quälte sie der Durst so sehr.
Und sieh! ein Trost sich plötzlich fand:
Ein Baum vor ihren Augen stand,
der war gar hoch und breit,
dahin nun wandten sich die Leut';
und unter seinem Schatten gut
die müde Schar vom Wandern ruht.
Die kühle Luft that ihnen wohl,
der Baum hieng reifen Obstes voll.
Maria sah zum Baum hinauf,
sprach zu St. Josef drauf:
»Wie willst du es beginnen
des Obstes zu gewinnen?
Des äß' ich gerne, dünket mir.«
Der sprach: »Es ist unmöglich schier,
zu hoch und schlank ist dieser Baum,
der Knechte keiner reicht ihn kaum
und klömm' er noch so kühn zur Höh';
es thut mir leider selber weh,
dafs ich die Leute und das Vieh
vor Durst muß seh'n verschmachten hie;
und dafs wir selber auch nichts haben,
um uns damit zu laben,
ist meine meiste Noth!«
Das Kind erhub sich und gebot
dem Baume, dafs er neige sich,
und sprach: »Nun Mütterlein, nun brich
so viel als dir gefalle.«
Und Josef und die Leute alle,
die in des Baumes Schatten saßen,
sie brachen sich des Obst's und aßen
nach Herzenslüsten und Begehren.
Der Baum ließ alle still gewähren
und thät die Äste nicht erheben,
bis dafs ihm Urlaub ward gegeben.
Als es das Kindlein ihm erlaubt,
da hob er grad, wie eh', das Haupt.

38. Lobgesang.

(Von Arnolth, einem österreichischen, wahrscheinlich steierischen Priester, aus der Mitte des 12 Jahrhunderts; übertragen von Mosenthal.)

Nun loben wir den Herrn zumeist,
wir loben seinen heil'gen Geist,
die Namen alle drei zumal,
an jedem Tage siebenmal,
an jedem Tage sieben Stund'
lobet dich aller Menschen Mund.
Zur Abend- und zur Morgenzeit
sind wir zu Gottes Dienst bereit,
beim Morgenlicht, beim Abendroth,
wie David, der Psalmist, gebot.
Zur ersten und zur dritten Stund'
erhebt dich rühmend unser Mund;
zur sechsten und zur neunten preist
die Lippe deinen heil'gen Geist;
und kommt der volle Mittag an,
wird deiner Güte Ruhm gethan;
du bist wohl wert und ohnegleich.
Lobt, lobt den Herrn im Himmelreich!

Nun loben dich, den Herrn der Welt',
auch Sonn' und Mond am Himmelszelt
die Sonne und ihr Eh'gemahl,
mit ihnen aller Sterne Zahl;
es loben dich, o Gott den Herrn,
die Berg' und Thäler nah und fern,
die Bäume und die Steine all'
sie loben dich mit ein'gem Schall,

und was auf Erden ist zu seh'n,
Ruft: Preis dem Herren in den
Höh'n!

Nun loben dich, den Herren hehr,
die Ströme alle und das Meer,
ein jeder Born, ein jeder Bach,
es lobt dich jeder Zunge Sprach.
Die Vöglein und die Fische stumm
verkünden deiner Allmacht Ruhm;
es preiset dich ob deiner Kraft
all, was dein Wort zum Leben schafft,
was lebt auf Erden ruft zugleich:
Lobt, lobt den Herrn im Himmelreich!

Nun loben dich, den Herren wert,
die Himmel alle und die Erd',
jedwed' Gestirn auf seiner Bahn
stimmt laut das Lob des Herren an.
Das Firmament mit vollem Ton
preist dich, o Herr, und deinen Sohn.
Die Wurzeln und das nied're Kraut,
sie preisen den Allmächt'gen laut;
was da geschaffen gut und schön
Ruft: Preis dem Herren in den
Höh'n!

Nun loben wir dich mit Gesang,
mit Psalter und mit Zitherklang,
Psalmen und mit Saitenspiel.
Dich preisen auch die Engel viel,
wenn sich dein Nam' der Lipp' entschwingt,
ein: Heilig, heilig, heilig! klingt,
des Himmels Heere allzugleich
Lobt, lobt den Herrn im Himmelreich.

Nun loben dich, den Herrn der Welt,
der Reif, der Thau, der niederfällt,
die Regentropfen und die Winde
und all' die finsteren Abgründe,
die grünen Bühel und die Hügel,
die Bäche und der Seen Spiegel,
und was da war und wird besteh'n,
Ruft: Preis dem Herren in den
Höh'n!

Geordnet steht der Dinge Zahl,
wie Gott es selbst zuerst befahl
zu seines heil'gen Geistes Ehren;
dass wir sein Lob darinnen mehren.
Wir aber preisen ihn mit Fug,
denn seiner Gnade ward genug
uns armen Menschen dargegeben:
Von ihm ward uns das warme Leben,
von ihm der Farbe heit'res Spiel,
von ihm empfindliches Gefühl,
von ihm des Wachsthums ew'ges Grünen,
von ihm des Geistes stolz Erkühnen,
von ihm mit Schönheit ward bethaut
das dunkle Haar, die helle Haut,
von ihm dringt Frische uns und Reine
belebend nun durch Fleisch und Beine,
von ihm erhielten wir den Gang,
von ihm kommt der Gedanken Drang,
von ihm ward uns des Auges Reinheit,
des Hörens und des Fühlens Feinheit,
Geruches Sinn, der zarte Gaum,
des Wachens Kraft, und Schlaf und
Traum.
Durch ihn wir gehen und wir springen,
durch ihn wir sagen und wir singen,
durch ihn wir liegen und wir lehnen,
durch ihn wir lächeln, weinen; stönen,
wir können gehen nun und sitzen,
die Hände und die Füße nützen,
d'rum uns're Zunge lobt und preist,
Allvater! deinen heil'gen Geist!

39. Osterlied.

(I. Wahrscheinlich aus dem 12. Jahrh. In Uhlands Volksliedern Nr. 313. Die Singweise S. 22 in Bollens „deut. Choralgesang.")

1. Christ ist erstanden
von der Marter allen,
des sollen wir alle froh sein,
Christ will unser Trost sein,
alleluja!

2. Wär er nicht erstanden,
so wär die Welt zergangen;
seit daſs er erstanden ist,
so freuet sich alles das da ist,
alleluja!

(II. In den folg. Jahrh. begann das Lied:)

Christus ist erstanden
von des Todes Banden,
des freuet sich der Engel Schar,
singen im Himmel immerdar.
Kyrie eleison!

40. Pfingstlied.

(12. Jahrh. Die Weise in Bollens Choralgesang S. 22.)

Nun bitten wir den heiligen Geist
um den rechten Glauben allermeist,
daſs er uns behüte an unserm Ende,
so wir heim solln fahr'n aus diesem Elende.
Kyrie eleison!

41. Lauda Sion.

(Sequenz am heil. Fronleichnamsfeste. Ged. vom heil. Thomas von Aquin, welcher im 13. Jahrhundert lebte. Aus dem Latein. übersetzt von Pachtler. Die Singweise u. a. in Bollens „Choralgesang der katholischen Kirche" S. 48 und 49.)

(Sequenzen waren ursprünglich Modulazionen des Halleluja am Schlusse der Antiphonen.)

1. Deinem Heiland, deinem Lehrer,
deinem Hirten und Ernährer,
Sion, stimm ein Loblied an!
Preis' nach Kräften seine Würde,
da kein Lobspruch, keine Zierde
seiner Gröſse gleichen kann!

2. Dieses Brot sollst du erheben,
welches lebt und gibt das Leben
das man heut den Christen weist:
Dieses Brot, mit dem im Sale
Christus bei dem Abendmahle
seine Zwölfe hat gespeist.

3. Unser Lob soll laut erschallen,
und das Herz in Freude wallen;
denn der Tag hat sich genaht,
da der Herr zum Tisch der Gnaden
uns zuerst hat eingeladen,
und das Mahl gestiftet hat.

4. Von des neuen Königs Speise
wird des alten Passahs Weise
durch ein neues abgethan:
und der Wahrheit muſs das Zeichen,
und die Nacht dem Lichte weichen,
und das neue fanget an.

5. Was vom Herrn beim Mahl geschehen,
hieß er uns auch so begehen,
um zu feiern seinen Tod:
Zu dem Opfer, ihn zu ehren
nach der Vorschrift seiner Lehren,
wird verwandelt Wein und Brot.

6. Doch wie uns der Glaube lehret,
wird das Brot in Fleisch verkehret
und in Christi Blut der Wein.
Was dabei das Aug nicht siehet,
dem Verstande selbst entfliehet,
sieht der feste Glaube ein.

42. Stabat Mater.

(Von Jacobus de Benedictis, genannt Jacopone da Todi, einem der ersten Schüler des seraphischen Vaters Franziskus, gest. 1306. Münchner Gesangbuch von 1811. (3. S. 16.) Die Weise findet sich u. a. in den „geistlichen Volksliedern" (Paderborn), Nr. 103 und folg. Auch in Vollens „Choralgesang" S. 51.)

1. Schaut die Mutter voller Schmerzen,*)
wie sie mit zerrissnem Herzen
bei dem Kreuz des Sohnes steht!

2. Ach! wie bangt ihr Herz, wie bricht es,
da das Schwert des Weltgerichtes
tief durch ihre Seele geht!

3. O wie bittrer Qualen Beute
ward die hochgebenedeite
Mutter des Gekreuzigten!

4. Wie die bange Seele lechzet!
wie sie zittert, wie sie ächzet,
des Geliebten Pein zu sehn!

5. Wessen Augen kann der Zähren
bei dem Jammer sich erwehren,
der die Mutter Christi drückt?

6. Wer nicht innig sich betrüben,
der die Mutter mit dem lieben
Sohn in solcher Noth erblickt?

7. Für die Sünden seiner Brüder
sieht sie, wie die zarten Glieder
schwerer Geißeln Wuth zerreißt:

8. Sieht den holden Sohn erblassen,
trostberaubt, von Gott verlassen,
und verathmen seinen Geist.

9. Laß, o Mutter, Quell der Liebe,
laß die Flut der heil'gen Triebe
strömen in mein Herz herab!

10. Laß in Liebe mich entbrennen,
ganz für den in Liebe brennen,
der für mich sein Leben gab!

11. Drück', o Heilige, die Wunden,
die dein Sohn für mich empfunden,
tief in meine Seele ein!

12. Laß in Reue mich zerfließen,
mit ihm leiden, mit ihm büßen,
mit ihm theilen jede Pein!

13. Laß mich herzlich mit dir weinen,
mich durch's Kreuz mit ihm vereinen,
ja so lang mein Leben währt.

14. Unterm Kreuz mit dir zu stehen,
unverwandt hinauf zu sehen,
ist, wonach mein Herz begehrt

---

*) Der lateinische Text von Nr. 42 beginnt:
Stabat mater dolorosa
juxta crucem lacrimosa
dum pendebat filius.

Cujus animam gementem
contristatam et dolentem
pertransivit gladius.

15. Gib mir Theil an Christi Leiden!
Laß von aller Lust mich scheiden,
die ihm diese Wunden schlug!

16. Auch ich will mit Wunden schlagen,
will das Kreuz des Lammes tragen,
welches meine Sünden trug.

17. Laß, wenn meine Wunden fließen,
Liebestrunken mich genießen
dieses tröstenden Gesichts!

18. Flammend noch vom heiligen Feuer,
deck', o Jungfrau! mich dein Schleier
einst am Tage des Gerichts!

19. Gegen aller Feinde Stürmen
laß mich Christi Kreuz beschirmen,
seine Gnade leuchte mir!

20. Deckt des Grabes finst're Höhle
meinen Leib, so nimm die Seele,
Herr! ins Paradies zu dir!

43. Das Schiff des Heils.

(Von J. Tauler, gegen die Mitte des 14. Jahrh.)

1. Es kommt ein Schiff, geladen
bis an sein'n höchsten Bord,
es trägt Gott's Sohn voll'r Gnaden,
des Vaters ewig's Wort.

2. Das Schiff geht still im Triebe,
es trägt ein' theure Last,
der Segel ist die Liebe,
die alle Welt umfasst.

3. Der Anker haft auf Erden,
das Schiff, es ist am Land:
Gott's Wort that uns Fleisch werden,
der Sohn ist uns gesandt.

4. Zu Bethlehem geboren
im Stall ein Kindelein,
gibt sich für uns verloren,
gelobet muß es sein.

5. Und wer dieß Kind mit Freuden
in Lieb' umfangen will,
der muß vor mit ihm leiden
groß Pein und Marter viel.

6. Darnach mit ihm auch sterben
und geistlich auferstehn,
das ew'ge Reich zu erben,
wie an ihm selbst geschehn.

44. Winterrose.

(Anthologie der katholischen Gesänge. Vollständig in Bone's „Cantate" Nr. 23.)

1. Es ist ein Ros' entsprungen
aus einer Wurzel zart,
als uns die Alten sungen,
aus Jesse kam die Art.

2. Das Röslein, das ich meine,
Darvon Isaias sagt,
hat uns gebracht alleine
Maria die reine Magd.

45. Weihnacht.

(Uraltes Weihnachtslied, im Paderbornschen noch gesungen, nach der Weise Nr. 49 in den „geistlichen Volksliedern" (Paderborn.)

1. In Bethlehem geboren,
ist uns ein Kindelein;
das hab ich auserkoren,
sein eigen will ich sein.

2. In seine Lieb' versenken
will ich mich ganz hinab;
mein Herz will ich ihm schenken
und alles was ich hab'.

3. Aus ganzem reinem Herzen
will ich dich lieben, Herr,
in Freuden und in Schmerzen,
je länger und je mehr.

4. Die Gnade mir doch gebe,
bitt' ich aus Herzens Grund,
dafs ich allein dir lebe
jetzt und zu aller Stund!

46. Heimweh.

(Uhlands Volkslieder Nr. 335; 15. Jahrhundert. In der alten Sprache.)

1. Ich wölt daß ich doheime wär
und aller welte trost enbär. [1])

2. Ich mein doheim im himelrich,
do ich got schowet ewenclich. [2])

3. Woluf, min sel, und riht dich dar! [3])
do wartet din der engel schar.

4. Do ist gesuntheit one we
und wäret hüt und iemer me [4]).

5. Do sind doch tusend jor als hüt
und ist ouch kein verdrießen nüt.

6. Woluf, min herz und all min mut,
und such das gut ob allem gut!

7. Du hast doch hie kein bliben nüt,
es si morn oder es si hüt.

8. Sid es denn anders nit mag sin,
so flüch der welte valschen schin!

9. Und rüw din sünd und beßer dich
als wellest morn gen himelrich!

10. Alde, welt! got gesegen dich!
ich var dohin gen himelrich.

47. Das deutsche patrem.

(Von Luther 1525. Vom Jahre 1524 an erschienen Liedersammlungen zum Gebrauche in den protestantischen Kirchen. Nach Luther, welcher die alten geistlichen Volkslieder theils umänderte, theils Psalmen bearbeitete, theils lateinische übersetzte und einige selbst dichtete, sind bemerkenswert: Erasmus Alberus, Paul Speratus, M. Weiß.)

1. Wir glauben all an einen Gott,
Schöpfer Himmels und der Erden,
der sich zum Vater geben hat,
dafs wir seine Kinder werden.

2. Wir glauben auch an Jesum Christ,
seinen Sohn und unsern Herren,
der ewig bei dem Vater ist,
gleicher Gott von Macht und Ehren.

3. Wir glauben an den heiligen Geist,
Gott mit Vater und dem Sohne,
der aller Blöden Tröster heißt
und mit Gaben zieret schöne.

48. Mariä Verkündigung.

(Mel. in den „geistl. Volksliedern" Nr. 93.)

Maria sei gegrüßet! du liebster Morgenstern!
der Glanz der dich umfließet, verkündet uns den Herrn.
Von jedem Makel rein sollst du zum Menschenheile
des Höchsten Mutter sein.

Zu 46. 1) Dann könnte ich des Trostes der Welt entbehren. 2) Schauete ewiglich. 3) Richte deinen Blick dahin. 4) Heut und immer mehr (ewig).

49. Berufung der Hirten.

(Text und Weise in den „Geistlichen Volksliedern" (Paderborn). Den Text Luthers nebst Singweise hat Ph. Wackernagel S. 62. Das folg. (vom Lutherischen Texte bedeutend abweichend) mündlich aus dem Paderborn'schen, auch in den ältern Gesangbüchern. Einige Strofen sind ausgelassen.)

1. Es kam ein Engel hell und klar,
von Gott gesandt zur Hirtenschar;
die waren gar von Herzen froh,
und fröhlich sprach zu ihnen so:

2. »Vom Himmel hoch da komm ich her,
und bring euch viel der guten Mär;
der guten Mär bring ich so viel,
davon ich sag und singen will.«

3. »Der gnädig Gott auf höchstem Tron
hat euch gesandt sein' lieben Sohn;
der ist euch heut ein Mensch gebor'n,
von einer Jungfrau, auserkor'n.«

4. »Zu Bethlehem in Davids Stadt,
wie vorgesagt die Schrift uns hat,
dass er eu'r Heiland, Jesus Christ;
drum fürcht euch nit zu dieser Frist.«

5. Darnach kam bald ein große Schar
der lieben Englein hell und klar;
sie sangen gar ein schönes Lied,
und freuten sich mit Lust und Lieb.

6. Sie sprachen: »Gott sei Preis und Dank,
dem singen wir den Lobgesang:
Den Menschen Fried und Freude rein,
die eines guten Willens sein.«

7. Die Hirten giengen insgemein,
und suchten dieses Kindelein.
Sie fanden's, wie der Engel sagt,
mit Maria, der reinen Magd.

8. »O liebes Kind so blass und arm!
dich unser aller heut' erbarm;
wir wollen dir auch dienen gern
als unserm höchsten Gott und Herrn.

50. Ostern.

(Aus dem Mainzer Gesangbuche von 1628. Die Weise: Nr. 79 der „geistlichen Volkslieder.)

1. Am Sonntag, eh' die Sonne aufgieng,
und sich der helle Tag anfieng,
des Herren Grab mit Spezerei
besuchten der Marien drei.
Alleluja.

2. Als sie nun schier hinkommen sein,
fiel ihnen die Beschwernus ein,
wer wälzen würde von dem Grab
die Thür, den großen Stein, hinab.
Alleluja.

3. Schau, was geschieht? sie vor sich gehn,
Den Stein gewälzt vom Grabe seh'n,
darauf ein Engel hell und klar,
der wie ein Bliz im Antliz war.
Alleluja.

4. Der Engel sprach: Ihr Frauen gut,
fürcht nit, fürcht nit, seid wohl gemuth,
ihr sucht den Herren Jesum Christ,
vom Tod er auferstanden ist!
Alleluja.

5. Auch zeigt der Engel Ort und Plaz,
darin gelegen dieser Schaz,
und sprach: geht hin, macht das zur Stund
den Jüngern samt dem Petro kund!
Alleluja.

6. O trost- und freudenreiche Wort'!
Auf diese Wort' sie eilen fort,
sie gehn mit Freuden hin nach Haus
und richten ihre Botschaft aus.
Alleluja.

51. Meinen Jesum laß' ich nicht.

(Von Christian Keymann, zu Ponkratz in Böhmen geboren; lebte 1607—1662; Geistliche Lieder.)

1. Meinen Jesum laß' ich nicht,
weil er sich für mich gegeben,
so erfordert meine Pflicht,
klettenweis' an ihm zu kleben.
Er ist meines Lebens Licht,
meinen Jesum laß' ich nicht.

2. Meinen Jesum laß' ich nicht,
weil ich soll auf Erden leben;
ihm hab' ich voll Zuversicht,
was ich bin und hab', ergeben,
alles ist auf ihn gericht',
meinen Jesum laß' ich nicht.

3. Laß vergehen das Gesicht,
Hören, Schmecken, Fühlen weichen,
laß das letzte Tageslicht
mich auf dieser Welt erreichen.
Wenn der Lebensfaden bricht:
meinen Jesum laß' ich nicht.

4. Laßen werd' ich ihn auch nicht,
wenn ich bin dahin gelanget,
wo vor seinem Angesicht
frommer Christen Glaube pranget;
mich erfreut sein Angesicht,
meinen Jesum laß' ich nicht.

5. Nicht nach Welt, nach Himmel nicht
meine Seele wünscht und stöhnet,
Jesum wünscht sie und sein Licht,
der mich hat mit Gott versöhnet,
mich befreiet vom Gericht,
meinen Jesum laß' ich nicht.

6. Jesum laß' ich nicht von mir,
geh' ihm ewig an der Seiten,
Christus läßt mich für und für
an des Lebens Bächlein leiten.
Selig wer mit mir so spricht:
Meinen Jesum laß' ich nicht.

52. Das religiöse Lied und der Kirchengesang.

In den ersten Zeiten der christlichen Kirche wurden beim Gottesdienste theils Psalmen gesungen, theils Gesänge in der herrschenden Kirchensprache, die in Griechenland die griechische, in Rom die lateinische war. Diese letztere ward seit Constantin (im 4. Jahrh.) immer allgemeiner, und ist in der katholischen Kirche überall Kirchensprache geblieben. Zahlreiche Gesänge (Hymnen) in lateinischer Sprache sind bis auf unsere Zeit gekommen. Erst vom 9. Jahrh. an finden wir einzelne Gesänge in deutscher Sprache (Nr. 35); jedoch blieben die lateinischen, von den Priestern gesungenen, noch immer vorherrschend.

Der heil. Ambrosius (Erzbischof von Mailand, um 370) war der Gründer eines kunstreichern Gesanges, zuerst in der mailändi-

schen Kirche. Er brachte die Wechselgesänge (Antiphonen) auf, und auch das Volk, die Gemeinde nahm Theil am Gesange. Von Ambrosius haben wir z. B. die herrlichen Gesänge: Deus, creator omnium (O Gott, du Schöpfer aller Welt); Veni, redemtor gentium (Komm, Weltheiland 2c.). Andere lateinische Hymnen haben wir von Venantius Fortunatus (600 Bischof von Poitiers): Vexilla regis prodeunt (Wie hoch das Königsbanner weht); Ave, maris stella (Heil dir, Stern der Meere) 2c. Am bekanntesten ist der ambrosianische Lobgesang (Nr. 29): Te Deum laudamus.

Pabst Gregor d. G. (600) führte den ernsten und erhabenen Choralgesang ein, und zur Einübung des nach ihm benannten gregorianischen Kirchengesanges legte er Sängerschulen an. Wahrscheinlich haben wir Gregorn auch die schöne Hymne: Veni creator spiritus (Nr. 28) zu verdanken. Der gregorianische Kirchengesang war einfach, kunstlos, ohne Rhythmus; dieß macht ihn ernst und feierlich, also wahrhaft kirchlich.

Eine ziemliche Anzahl von deutschen Liedern und von deutschen Gedichten religiösen Inhalts besitzen wir aus dem 12. Jahrh. Die deutschen Lieder waren meist Übersetzungen lateinischer Hymnen. Die Zeit der Kreuzzüge hatte auch im Gebiete der Poesie eine mächtige Bewegung hervorgerufen, insbesondere in Österreich, Steiermark und Kärnten. *) Hier dichteten vorzüglich Geistliche, namentlich: Ezzo, Prälat von Melk (»die Schöpfung,« »die vier Evangelien«), Hartmann, Prior des Stiftes Göttweig (»die Bücher Mosis«), Arnolth (»Loblied auf den heil. Geist«), Konrat von Fussesbrunnen (»die Kindheit Jesu«). Die religiöse Stimmung des 12. und 13. Jahrh. tritt nicht bloß in den schönen Kirchenbauten zu Tage, sondern auch in den Legenden, den geistlichen Gesängen und den religiösen Gedichten der Minnesänger und geistlichen Dichter. Von Bernhard von Clairvaux (Klärwo) haben wir das Lied: Iesu, dulcis memoria (dein süßes Angedenken 2c.), von Thomas von Aquin (1224—1274) das: Lauda Sion und Pange lingua. Auch von deutschen Geistlichen wurde der Kirchengesang gepflegt, und auf den Kreuzfahrten ertönten die Leisen (Kyrie eleison) der deutschen Krieger. Osterlieder (»Christ ist erstanden«), Pfingst- und Weihnachtslieder (»Ein Kindelein so löbelich«), Marienlieder u. a.

---

*) Diemers Gedichte des 11. und 12. Jahrh. Kehreins Kirchen- und religiöse Lieder aus dem 12. bis 15. Jahrh. Hahn, Gedichte des 12. und 13. Jahrh.

entquollen aus kindlich reinem, glaubensvollem Herzen. Die Nachwehen der Kreuzzüge und besonders die Pest (der schwarze Tod) hielten die religiöse Stimmung wach und lebendig. Wallfahrten der Geißler (Flagellanten) brachten eine Menge Lieder in Umlauf. Manche Lieder und deren Singweisen wurden später von Luther aufgenommen, zum Theil mit erneuertem Texte. Viele weltliche Volkslieder wurden in der Folge nach den alten Weisen gesungen. Zuweilen war der Text lateinisch und deutsch, z. B. in dem Weihnachtsliede: »In dulci jubilo, nun singet und seid froh! Unsers Herzens Wonne leit (liegt) in praesepio« (Krippe). Bei dem kindlichen Charakter jener Zeit erregte dieß keinen Anstoß.

Schon im 13. Jahrh. zeigten sich Spuren von Verweltlichung des alten Kirchengesanges. Dieser war anfangs choralmäßig, d. h. das Kirchenlied wurde in langsam sich fortbewegenden Hauptnoten von gleichem Werte gesungen. Dem ernsten und würdevollen Choral gegenüber machte sich allmählich der Mensural- oder Figuralgesang geltend.

Zu den schönsten Blüten des kirchlichen Gesanges aus dem 14. Jahrh. gehören: das »Stabat mater« von Jacobus de Benedictis und »Dies irae« von Thomas von Celano. Unter den deutschen Liedern aus jener Zeit sind die bekanntesten: »Gott sei gelobet und gebenedeiet,« und »Es kommt ein Schiff geladen« von J. Tauler (Nr. 43).

Die schönsten weltlichen und geistlichen Volkslieder mit ihren ergreifenden Weisen stammen aus den drei Jahrhunderten vor der Reformazion. Viele haben sich, zum Theil mit abweichenden Texten, fortgeerbt bis auf den heutigen Tag. Eine der besten Sammlungen geistlicher Lieder, die größtentheils jetzt noch in Westfalen gesungen werden, ist die 1850 in Paderborn (bei Schöningk) erschienene unter dem Titel: »Geistliche Volkslieder mit ihren ursprünglichen Singweisen.« Ein wahrer Hausschatz für jede katholische Familie! Besonders zahlreich sind aus jener Zeit die Lieder zur Verehrung der heil Maria, dann die Weihnacht- und Osterlieder. Dazu kommen Psalmen und viele deutsche Übersetzungen und Nachbildungen der lateinischen Hymnen. *)

Im 15. Jahrh. war die ritterliche Dichtung (Volksepos und Minnelied) verstummt, und das Dichten wurde handwerksmäßig betrieben (Mei-

*) J. Kehrein, Kirchen- und religiöse Lieder aus dem 12. bis 15. Jahrh. (Paderborn, 1853). Die neueste und vollständigste Übersetzung ist: G. M. Pachtler, die Hymnen der katholischen Kirche, im Versmaße übersetzt (Mainz 1853).

stersänger). Daneben bildete sich das freie Volkslied aus, sich zum Theil anschließend an das Minnelied. Das weltliche Volkslied und das geistliche hatten oft dieselben Singweisen. In der kirchlich so bewegten Zeit des 15. und 16. Jahrh. ertönten die Lieder des Volkes in Kirche, Haus und Flur. »Die höchste Kraft wie die tiefste Demuth, freudiger Jubel und stille, zarte Liebe, freudige Hoffnung und ernste Todesbetrachtung können nicht schöner, lebendiger und treuer ausgesprochen werden, als es durch die alten Gesänge geschieht. Sie bleiben der Kirche ewig das Muster eines wahrhaften Kirchengesanges.«

Da trat die Kirchenspaltung ein (1517 und folg.). Luther führte die alten bekannten Lieder theilweise verändert in den neuen Gottesdienst ein. Dieser brachte es mit sich, dass man sich die Pflege der deutschen Kirchenlieder, denen meistens alte und beliebte Weisen zu Grunde gelegt wurden, sehr angelegen sein ließ. Aber auch die katholische Kirche bewarte ihre alten Gesänge, besonders rein und volksthümlich in Westfalen, am Rhein (Köln) und in Oberdeutschland (München). Der Noten waren wenige kundig, man sang die Weisen in gleichmäßigen Rythmen kunstlos und mit inniger Andacht dahin. Fast überall fand schon die Begleitung mit der Orgel statt.

In der Folge jedoch gewann die weltliche Musik mehr Eingang in die Kirche. Dieß war vorzugsweise der Fall in den Kathedralen, welche allmählich anfiengen Musikchöre zu bilden, und durch diese musikalische Messen aufzuführen. Der Figuralgesang begann im 17. Jahrhunderte vorwaltend zu werden, und der altehrwürdige gregorianische Kirchengesang trat zurück. Mit und nach dem 30jährigen Kriege trat überall, so auch in der Dichtung, eine geistige Erschlaffung ein.

Unsere alten katholischen Liederschätze sind in einer Menge von Liederbüchern und Sammlungen aufbewart, und erst in neuester Zeit werden sie hervorgesucht und von neuem gedruckt. *)

---

*) Von den Sammlungen nennen wir noch: „Kantate" von H. Bone. Das deutsche Kirchenlied von Hölscher (Münster). Geschichte des katholischen Kirchengesanges von Kienemund (Mainz). Der deutsche Choralgesang von Bollens (Tübingen). Die Kirche in ihren Liedern von J. Fr. H. Schlosser (Mainz). Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luthers Zeit, von Hoffmann v. F. (Hannover).

53. Befiehl du deine Wege.

(Von Paul Gerhardt, der zur Zeit des 30jährigen Krieges lebte. Im 17. Jahrh. war das Kirchenlied ein Hauptbestandtheil der Dichtkunst. Ein Hauptvertreter der protestantischen geistlichen Poesie war Paul Gerhardt. Nach ihm: Paul Flemming, Simon Dach, Neumark und und Luise H. von Brandenburg. Katholische Liederdichter waren: Friedrich von Spee und Johann Scheffler (Angelus Silesius).

1. Befiehl du deine Wege
und was dein Herze kränkt
der allertreu'sten Pflege
des, der den Himmel lenkt;
der Wolken, Luft und Winden
gibt Wege, Lauf und Bahn,
der wird auch Wege finden,
da dein Fuß gehen kann.

2. Dem Herren mußt du trauen,
wenn dirs soll wohl ergehn;
auf sein Werk mußt du schauen,
wenn dein Werk soll bestehn.
Mit Sorgen und mit Grämen
und mit selbsteigner Pein
läßt Gott ihm gar nichts nehmen:
Es muß erbeten sein.

3. Dein' ew'ge Treu' und Gnade,
o Vater, weiß und sieht,
was gut sei oder schade
dem sterblichen Geblüt;
und was du dann erlesen,
das treibst du, starker Held,
und bringst zum Stand und Wesen,
was deinem Rath gefällt.

4. Weg' hast du allerwegen,
an Mitteln fehlt's dir nicht;
dein Thun ist lauter Segen,
dein Gang ist lauter Licht;
dein Werk kann niemand hindern,
dein' Arbeit darf nicht ruhn,
wenn du, was deinen Kindern
erspießlich ist, willst thun.

5. Und ob gleich alle Teufel
hier wollten widerstehn,
so wird doch ohne Zweifel
Gott nicht zurücke gehn:
was er ihm vorgenommen,
und was er haben will,
das muß doch endlich kommen
zu seinem Zweck und Ziel.

6. Hoff', o du arme Seele,
hoff' und sei unverzagt!
Gott wird dich aus der Höhle,
da dich der Kummer jagt,
mit großen Gnaden rücken;
erwarte nur der Zeit:
so wirst du schon erblicken
die Sonn der schönsten Freud.

7. Auf, auf! gib deinem Schmerze
und Sorgen gute Nacht;
laß fahren was dein Herze
betrübt und traurig macht!
Bist du doch nicht Regente,
der alles führen soll:
Gott sitzt im Regimente
und führet alles wohl.

8. Ihn, ihn laß thun und walten!
er ist ein weiser Fürst,
und wird sich so verhalten,
dasſ du dich wundern wirst:
Wann er, wie ihm gebühret,
mit wunderbarem Rath
die Sach' hinaus geführet,
die dich bekümmert hat.

9. Er wird zwar eine Weile
mit seinem Trost verziehn,
und thun an seinem Theile,
als hätt' in seinem Sinn
er deiner sich begeben,
und solltst du für und für
in Angst und Nöthen schweben,
so frag' er nichts nach dir.

10. Wirds aber sich befinden,
dass du ihm treu verbleibst,
so wird er dich entbinden,
da du's am wen'gsten gläubst;
er wird dein Herze lösen
von der so schweren Last,
die du zu keinem Bösen
bisher getragen hast.

11. Wohl dir, du Kind der Treue!
du hast und trägst davon
mit Ruhm und Dankgeschreie
den Sieg und Ehrenkron;
Gott gibt dir selbst die Palmen
in deine rechte Hand,
und du singst Freudenpsalmen
dem, der dein Leid gewandt.

12. Mach' End, o Herr, mach Ende
an aller unsrer Noth!
stärk' unsre Füß' und Hände,
und laß bis in den Tod
uns allzeit deiner Pflege
und Treu' empfohlen sein:
so gehen unsre Wege
gewiss zum Himmel ein.

54. Friedrich von Spee.

Friedrich Spee ist 1592 zu Kaiserswörth bei Düsseldorf geboren. Er stammt aus dem edeln, jetzt gräflichen Geschlechte von Langenfeld. Im Jahre 1610 trat er zu Köln in den Jesuiten-Orden, lehrte dort und in Paderborn und Hildesheim. Er erhob sich mit Kraft gegen die Hechsenprozesse. Der Kurfürst von Mainz fragte ihn einst, woher es komme, dass er vor dem 40. Jahre schon eisgraue Haare habe. Spee antwortete: Der Gram hat mein Haar grau gemacht, denn ich habe viele Hechsen zur Richtstatt begleiten müßen, und habe unter allen keine befunden, die schuldig gewesen wäre. Spee starb bald darauf, im Jahre 1635 zu Trier, in Folge der Anstrengungen seines geistlichen Berufes. Seine Lieder sind ein reiner, ungekünstelter Erguss eines frommen und poetischen Gemüthes. Ein lebendiges Gefühl für die Natur und ein kindlicher Sinn, oft zum Spielenden hinneigend, waren ihm eigen. Der katholische Spee und der protestantische Paul Gerhardt sind die bedeutendsten geistlichen Liederdichter des 17. Jahrh.

Das Hauptwerk Spee's ist die „Trutz-Nachtigall: ein geistlich-poetisches Lustwäldlein," 1649 zum ersten Male herausgegeben. Im Jahre 1844 erschien es mit Musikbeilagen in Innsbruck, von Fr. Xaver Weninger, ebenfalls Priester der Gesellschaft Jesu. Außerdem haben wir von ihm das „güldene Tugendbuch," aus welchem wir lesen wollen das

Lob Gottes.

Sobald die Sonn verjagt den Mon
und sich bekleidt mit Stralen,
auch zart und rein mit Purpurschein
die Berg und Feld thut malen:
wünsch' ich, in heißer Lieb entzündt,
dass Gottes Nam', der reine,
recht in der Sonn gemalet stünd'
mit noch so klarem Scheine;
und dann mit samt der Sonn geschwind
die Welt thät überfahren:
damit doch alle Menschenkind,
Mann, Weib, Jung, Alt von Jahren,
beid, Arm und Reich, beid, Groß und Klein,
den Namen dieses Herren,
so viel es immer möchte sein,
all thäten doch verehren.

Wann aber Nacht den Tag verjagt,
und Thier und Menschen schlafen,

auch sich aufmacht die Sternen-Wacht,
bekleid't in gülden Waffen:
wünsch' ich, der Nam des Herren wär'
in jedem Stern geschrieben,
und, weil der Himmel eilet sehr,
mit ihm würd umgetrieben,
damit doch immer, Tag und Nacht,
thät leuchten also prächtig,
voll Herrlichkeit und Ehrenpracht
der Gottes-Nam allmächtig!

55. Gedicht vom heil. Francisco Xavier,

— als er nach Japan schiffen wollte, allda die Heiden zu bekehren. — *)

(Aus der „Trutz-Nachtigall" von Spee.)

1. Als nach Japan, weit entlegen,
dachte dieser Gottesmann,
alle waren ihm entgegen,
fielen ihn mit Worten an.
Wind und Wetter, Meer und Wellen
malten's ihm für Augen dar,
sprachen viel von Unglücksfällen,
von Gewittern und Gefahr.

2. »Schweiget, schweiget vom Gewitter,
ach, von Winden schweiget still!
nein, ein wahrer Held und Ritter
achtet nicht solch Kinderspiel.
Laßet Wind und Wetter blasen,
durch den Wind die Flamme wächst;
laßet Meer und Wellen rasen,
sie zum Himmel geh'n zunächst.

3. Ei doch, laßet ab von Scherzen,
schrecket mich mit keiner Noth!
nein, entschloss'ne Kriegerherzen
fliehen nicht, wo Schrecken droht.
Spieß und Pfeil, gezuckte Degen,
Schlachtendonner, Pulverdampf
machen Krieger nicht verlegen,
locken sie zum Ehrenkampf.

4. Laßet nur ihr' Hörner wetzen
Wind und Wetter und das Meer!
laßt den Sturm nur brummend schwätzen,
wenn er noch so wüthend wär!
Ost und West und Nord und Süden —
laßt sie kämpfen früh und spät:
dem ist allzeit Ruh beschieden,
der mit Gott in Frieden steht.

5. Wie, ich sollte mich nicht wagen
über tausend Meere fort,
um das Glaubenslicht zu tragen
vielen tausend Seelen dort?
Wer nur Seelen denkt zu fangen,
kostbar mehr als Gut und Blut,
sollte der vor Winden bangen,
vor der Wellen Übermuth?

6. Eja, starke, freche Wellen!
Eja, starke, stolze Wind'!
ihr mich nimmer sollet fällen;
euch zu steh'n bin ich gesinnt.
Seelen, Seelen muß ich haben,
sattelt euch nur, hölz'ne Roff'!
über Wellen müßt ihr traben:
drücket nur vom Ufer los!«

---

*) Fr. Xaverius reisete 1540 als Mitglied der Gesellschaft Jesu von Portugal nach Ostindien, um das Evangelium zu verkünden. Nachdem er dort viele tausend Heiden getauft, predigte er 1550 in Japan. Er starb 1552, und seine Überreste wurden nach Goa gebracht.

56. Gottes Macht und Vorsehung.

(Von Chr. Fürchtegott Gellert, 1715 in Sachsen geboren, starb 1769 als Professor in Leipzig. Viel verbreitet waren seine Fabeln und Kirchenlieder. Gellert hat für seine Zeit viel gewirkt. Seine geistlichen Lieder sind in die meisten protestantischen Gesangbücher übergegangen.)

1. Gott ist mein Lied!
er ist der Gott der Stärke,
hehr ist sein Nam', und groß sind seine Werke,
und alle Himmel sein Gebiet.

2. Er will und sprichts:
so sind uud leben Welten.
Und er gebeut: so fallen durch sein Schelten
die Himmel wieder in ihr nichts.

3. Licht ist sein Kleid
und seine Wahl das Beste;
er herrscht als Gott, und seines Trones Feste
ist Wahrheit und Gerechtigkeit.

4. Unendlich reich,
ein Meer von Seligkeiten,
ohn' Anfang Gott, und Gott in ewigen Zeiten!
Herr aller Welt, wer ist dir gleich!

5. Was ist und war
in Himmel, Erd und Meere,
das kennet Gott, und seiner Werke Heere
sind ewig vor ihm offenbar.

6. Er ist um mich,
schafft dass ich sicher ruhe;
er schafft, was ich vor- oder nachmals thue,
und er erforschet mich und dich.

7. Er ist dir nah.
du sitzest oder gehest;
ob du ans Meer, ob du gen Himmel flöhest:
so ist er allenthalben da.

8. Er kennt mein Flehn
und allen Rath der Seele;
er weiß, wie oft ich Gutes thu und fehle,
und eilt mir gnädig beizustehn.

9. Er wog mir dar,
was er mir geben wollte,
schrieb auf sein Buch, wie lang ich leben sollte,
da ich noch nicht hienieden war.

10. Nichts, nichts ist mein,
das Gott nicht angehöre.
Herr, immerdar soll deines Namens Ehre,
dein Lob in meinem Munde sein.

11. Wer kann die Pracht
von deinen Wundern fassen?
Ein jeder Staub, den du hast werden laßen,
verkündigt seines Schöpfers Macht.

12. Der kleinste Halm
ist deiner Weisheit Spiegel.
Du Luft und Meer, ihr Auen, Thal und Hügel, ihr seid sein Loblied und sein Psalm!

13. Du tränkst das Land,
führst uns auf grüne Weiden,
und Tag und Nacht, und Korn und Wein und Freuden
empfangen wir aus deiner Hand.

14. Kein Sperling fällt,
Herr, ohne deinen Willen,
sollt' ich mein Herz nicht mit dem Troste stillen,
dass deine Hand mein Leben hält?

15. Ist Gott mein Schutz,
will Gott mein Retter werden,
so frag' ich nichts nach Himmel und nach Erden,
und biete selbst der Hölle Trutz.

Vierter Abschnitt.

Lehrhafte Dichtung und deutsche Prosa.

57. Die Spruchdichtung.

Sagen und Märchen, Volkslieder und Sprichwörter sind nächst der Sprache das Nationalste, was ein Volk besitzt. In ihnen ist die Volksanschauung, der Volkscharakter, das Gemüth und der Witz einer Nazion am eigenthümlichsten ausgeprägt.

Das Volksmäßigste in der lehrhaften Litteratur sind die Sprichwörter. Sie enthalten gutentheils die Weisheit des Volkes. Wie beim Volksliede, so kennt man auch beim Sprichworte sehr selten den Urheber oder die Veranlassung. Beide pflanzen sich als nazionales Gemeingut von Geschlecht zu Geschlecht. Häufig drücken die Sprichwörter einen allgemeinen Satz in bildlicher (figürlicher) Form aus, z. B. »Böse Zimmerleut' viel Späne machen.« Dagegen »Wer muß, hat keine Wahl« ist ohne bildliche Form. Bloß bildliche Ausdrücke oder sprichwörtliche Redensarten sind: »Auf beiden Achseln tragen;« »das Blatt wird sich wenden;« »auf den Busch klopfen« 2c. Von »Sprichwort« ist zu unterscheiden »Spruch« d. i. Gesprochenes (Richterspruch, Sinnspruch, Wahlspruch, Denkspruch, Sittenspruch 2c.). In der Bibel findet man die Sprüche Salomons (Littb. I. Nr. 143), deren manche zum Sprichworte geworden sind. »Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden« (Röm. 5, 5) ist ein Denkspruch (eine Sentenz). Unser Kaiser hat den Wahlspruch: »Mit vereinten Kräften« (viribus unitis). »Treu dem Gesetz und treu dir selbst, so bist du frei« ist ein Sinnspruch *). Die Sprichwörter sind theils im Munde des Volkes, theils in Schriften, z. B. in Freidanks »Bescheidenheit,« bei Johann Agrikola (1492 geb.), Sebastian Frank u. a. Die beste Sammlung der Sinnsprüche aller Nazionen ist: »Buch der Sinnsprüche.« Leipz. bei G. Mayer 1853.

58. Sprichwörter.

1. Wer A sagt, der muß auch B sagen. Wer anstimmt, muß zu Ende singen. (Gryphius.)
2. Schönen Tag soll man loben, wann es Nacht ist. Wer weiß, was der Abend bringt? Es ist noch nicht aller Tage Abend.

*) Sinngedichte im Littb. I. Nr. 71 bis 76. Epigramme Nr. 25 bis 30.

3. Der Abend roth, der Morgen grau, gibt das schönste Tagesblau.
4. Wer »acceptiert,« muß bezahlen. (Wechselrecht.)
5. Ein Ding ist, wie man's achtet. (Agrikola.)
6. Müßiggang verderbt die Leiber wie Rost das Eisen. (Kaiser Max.)
7. Fremde Äcker pflügen, so eigne brach liegen.
8. Nieman also rechte thut, dass es allen dunket gut. (Freidank.)
9. Alte Gewohnheit ist stärker als Brief und Siegel.
10. Alte Marksteine sollst du nicht verrücken.
11. Alt Freund, alt Wein und alt Geld, führt den Preis in aller Welt. (Agrikola.)
12. Ich rede von Änten und du antwortest von Gänsen. (Agr.)
13. Wandelbar wie das Aprillenwetter.
14. Wer Arbeit liebt und sparsam zehrt, der sich in aller Welt ernährt. (Rollenhagen.)
15. Armut ist weder Schande noch Unehre. Arme Leut kennt niemand. (Agr.)
16. Besser ist beneidet als bemitleidet.
17. Einem den Brotkorb höher hängen. (Fischart.)
18. Man muß sich strecken nach der Decken.
19. Mäßig wird alt, zu viel stirbt bald
20. Man muß das Eisen schmieden, weil (so lange) es warm ist.
21. Was man nit mag erfliegen, muß man erhinken.
22. Fahevilan beendigt lützel (Agr.) (Der Vielanfangende b. wenig).
23. Es soll keiner fliegen, die Federn seien ihm denn gewachsen. (Agr.)
24. Besser umkehren denn fehl gehen.
25. Wer den Faden zu fein spinnt, dem bricht er leicht.
26. Frische Fische, gute Fische.
27. Fische fahet man mit Angeln, Leute mit Worten.
28. Es sind nit alle Freund', so uns anlachen.
29. Freundschaft so ein Ende fand, niemals echt und rein bestand.
30. Was früh zeitig wird, das faulet bald. (Agr.)
31. Wo Geld vorangeht, da stehen alle Wege offen.
32. Wen das Glück zärtet, den verderbt es. (Agr.)
33. Es ist nicht alles Gold was gleißet (glänzt).
34. Viel Köche versalzen den Brei. (Agr.)
35. Kopf kühl, Füße warm, macht den Dokter arm.

59. Aus Freidanks „Bescheidenheit."

(Freidank, mhd. vridanc (Freidenker), ist ein angenommener Name. Die Sprüche und Betrachtungen, um 1230 verfasst, werden Bescheidenheit genannt, d. h. Verständigkeit, die alles wohl auseinander legt, die verständigen Bescheid über etwas gibt.)

1. Gott dienen ohne Wank
ist aller Weisheit Anfang.
Wer um diese kurze Zeit
verliert die ew'ge Seligkeit,
der hat sich selber getrogen
und zimmert auf den Regenbogen.
Wer Gott minnet wie er soll,
des Herz ist aller Tugend voll.

2. Es sei übel oder gut,
was im Finstern jemand thut
und was im Herzen wird erdacht,
das wird noch all ans Licht gebracht.
Hätten wir den Himmel zerbrochen,
es würde seiner Zeit gerochen.

3. Wer dreier Dinge dächte,
vermiede gern das Schlechte:
Was er war und was er ist
und was er wird in kurzer Frist.
So sprechen, die da sind begraben,
zu den Greisen, zu den Knaben:
Was ihr seid, das waren wir;
was wir sind, das werdet ihr.

4. Der Armen Hochfahrt ist ein Spott;
der Reichen Demuth minnet Gott.

5. Die Süßigkeit der Welt ist gar
der Seele Gift, das nehmet war.

6. Wer in der Welt das Rechte thut,
der dünkt auch Gott im Himmel gut;
doch ist der Welt hier mancher wert,
des Gott im Himmel nicht begehrt.

7. Wer eigner Sünden nähme war,
schwiege wohl der fremden gar.
Der rügt des andern Missethat,
der hundertfach so große hat.

8. Wer von Sünden feiern mag,
das ist der beste Feiertag.

9. Almosen bittet für den Mann,
der selber nicht mehr bitten kann.
Wasser löschet Feuersglut,
Almosengeben Gleiches thut.

10. Die Geiz'gen und die Reichen
mag man dem Meer vergleichen:
Wie viel des Wassers geh zum Meer,
doch hätt es Wassers gerne mehr.

11. Schilt ein Dieb den andern Dieb,
das ist den Nachbaren lieb.
Mäuse soll man fangen,
Diebe soll man hangen.

12. Der Augendiener dienet nicht
als zu des Herren Angesicht.

13. Wer seines Mundes hat Gewalt,
der mag mit Ehren werden alt.
So in Alter als in Jugend
ziemt nichts so wohl als Zucht und Tugend

14. Milde macht werte Hand,
am Obste wird der Baum erkannt.

15. Nach Lob und Ehre soll man jagen,
und doch Gott im Herzen tragen.

16. Gewisser Freund, versuchtes Schwert,
das ist in Nöthen Goldes wert.
Der meint es mit dem Freund nicht gut,
der alles lobt was er auch thut.
Noch besser ist der Bösen Hass
als ihre Freundschaft, wisset das.
Wer sich selbst erkennen kann,
der heißt allein ein weiser Mann.

17. Wer mehr verspricht als er mag geben,
will ohne Noth in Schanden leben.

18. Reines Herz und reiner Muth
sind in jedem Kleide gut.

19. Das Gut allein mag heißen gut,
mit welchem man das Rechte thut.

20. Man soll nach Gute werben
als gält es nie zu sterben,
um es in Fülle hinzugeben
als bliebe man nicht Wochen leben.

21. Ohne Sorge niemand mag
leben einen vollen Tag.
Mich grüßen immer Sorgen
zuerst an jedem Morgen.

22. Enthaltung ist die beste List,
die in Arzneibüchern ist.

23. Man lobt im Tode manchen Mann,
der im Leben selten Lob gewann.

24. Ich weiß, aus meines Feindes Mund
geht mein Lob zu keiner Stund,
und wenn er Gutes von mir spricht,
so kommt es aus dem Herzen nicht.

25. Will einer wissen wer er sei,
der schelte seiner Nachbarn drei:
wenn ihm die zweie das vertragen,
der dritte wird es ihm wohl sagen.

26. Ich schelte das an manchem Mann,
was ich selber nicht vermeiden kann.

27. Des Mannes Witz zu Ende geht,
wenn er in großen Zorn geräth.
Im Zorne redet leicht ein Mann
das Schlimmste, das er reden kann.

28. Wer rußig ist, der wasche sich
und komme dann und wasche mich.

29. Wie mag der lautres Wasser geben,
den man sieht im Pfuhle schweben?

30. Niemand hat weisen Muth,
als wer Gottes Willen thut.

31. Wie großen Schatz ein Thor noch fand,
er kam doch in der Weisen Hand.

32. Wir gefallen all uns selber wohl,
drum ist das Land der Thoren voll.
Den Thoren dünkt es selten gut,
was ein weiser Mann auch thut.

33. Wer zwei Ding auf einmal thut,
die gerathen selten beide gut.

34. So wohl ist keinem noch geschehn,
er sollte doch zur Erde sehn,
denn von der Erd ist er genommen,
und soll zur Erde wieder kommen.

35. Ich misfalle manchem Mann,
der mir auch nicht gefallen kann.

36. Ein Kind nähm ein gefärbtes Ei
für ungefärbter Eier drei.

37. Man mag mit allen Sinnen
dem Tode nicht entrinnen.
Wie je die Leute warben,
sie sorgten bis sie starben,
und wie sie jetzt noch werben,
sie sorgen bis sie sterben.

38. Ich weiß mir ist der Tod bereit,
doch weiß ich nicht des Todes Zeit.

60. Spruch.

(Magister Martinus in Bibrach. 1498.)

Ich leb und weiß nicht wie lang,
ich stirb und weiß nicht wann,
ich fahr und weiß nicht wohin:
mich wundert dass ich fröhlich bin.

61. Niemand kann zwen Herren dienen.

(Sebastian Brants Narrenschiff, herausg. v. Fr. Zarncke (S. 21 Nr. 18). Brant lebte in Straßburg (1494); er nannte sein satirisches Lehrgedicht „Narrenschiff," weil der Narren so viele seien, dass man eines Schiffes bedürfe, um sie unterzubringen. Indem er die Gebrechen seiner Zeit geißelte, wollte er die Menschen zur Selbsterkenntnis hinleiten. Diese Richtung schlugen auch Thomas Murner und Geiler von Kaisersberg (1500) ein. Später (1580) schloss sich Johann Fischart ihnen an. (Elsaß war die eigentliche Heimat der Satire.)

Der ist ein Narr, der unterstoht
der Welt zu dienen und auch Gott;
denn wo zwen Herren hat ein Knecht,
der mag ihn' nimmer dienen recht.
Gar oft verdirbt ein Handwerksmann,
der viel Gewerb und Handwerk kann.
Wer jagen will und auf ein Stund
zwen Hasen fangen mit ei'm Hund,
dem wird etwan kaum einer wol,
gar oft wird ihm gar nichts zumol.
Wer schießen aus viel Armbrust will,
der trifft kaum etwan wol das Ziel.
Wer auf sich selbst viel Ämter nimmt,
der mag nicht thun das jedem ziemt.
Der hier muß sein und anderswo,
der ist recht weder hier noch do.
Wer thun will das ei'm jeden gfallt,
der muß han Athem warm und kalt. *)

62. Reinhart der Fuchs (Reineke Vos).

Die Thiersage von Reinhart dem Fuchs ist uralt und deutschen Ursprungs. Die Thiersage war, wie die Heldensage, eine harmlose Naturdichtung; erst in der Folgezeit hat man satirische und allegorische **) Beziehungen an die Thiersage geknüpft. Die Thierfabel dagegen ist ihrem Wesen nach lehrhaft

---

*) Ähnliche Sprüche: Wer zwen Weg will gan, der muß zwei lange Beine han (Diutisca). Viel Handwerk, viel Unglück. Er kann viel Handwerk, aber Betteln ist das beste (Agrikola). Wer viel Handwerk zugleich lernet, der lernet selten eines wohl. Vers **11**: Jeder Schütze muß vertraut sein mit seiner Waffe. Etwan = mitunter, manchmal. Oft schießen trifft etwan das Ziel (Seb. Frank). Vers **18**: Warm und kalt bezeichnet die Falschheit. Selten Wasser ist gerunnen süß und bitter aus einem Brunnen (Hugo v. Trimberg). Warm und kalt aus einem Munde blasen (Agr.).

**) Satire heißt Spottrede. Allegorie ist die absichtliche Bezeichnung eines Gegenstandes durch einen ähnlichen, oder die Andeutung einer bestimmten Vorstellung durch ein Bild. Allegorie ist eine Bildrede (Dichtungen von Herder u. a.); sie findet aber auch Anwendung in der Malerei und Bildnerei.

(didaktisch). Westfranken und die Niederlande sind die eigentliche Heimat unserer Thiersage. Später kam sie in das nördliche Deutschland. Schon die epischen Namen der Thiere beweisen die deutsche Herkunft: Der Wolf heißt Isengrim (der eisengrimmige); der Fuchs heißt Reinhart (Reginhart), d. i. kluger Rathgeber, der schlaue, in der niederdeutschen Verkleinerungsform Reineke Vos; der Bär heißt Brun (der braune). Nach dem Bären ward der Löwe (Nobel) Thierkönig, und zwar seitdem eine französische Bearbeitung der Thiersage gemacht wurde. Wie die Heldensage, so ward auch die Thiersage je nach den Örtlichkeiten theilweise umgestaltet.

Aufgeschrieben wurde das Thierepos, wie das Volksepos, erst nachdem die Bestandtheile Jahrhunderte lang im Volksmunde umgegangen waren. Im 12. Jahrh. ward sie in Flandern lateinisch verfasst, später französisch und holländisch, und im 15. Jahrh. aus dem holländischen in das nieder- oder plattdeutsche übersetzt (Lübeck 1498), und in dieser Fassung sind die satirischen Nebenbeziehungen bemerkbar, die der Sage ursprünglich fremd waren. Neuere hochdeutsche Bearbeitungen haben wir von Göthe, aber leider in Hexametern. Natürlicher und dem Originale näher sind die Verse von Soltau.

63. Hans Sachs.

Hans Sachs ward geboren am 5. November 1494 zu Nürnberg, wo sein Vater Schneidermeister war. Da sein Vater in ziemlich günstigen Vermögensumständen lebte, so erhielt der junge Hans eine sorgfältige Erziehung, und er ward in seinen Knabenjahren bis in sein fünfzehntes Jahr in die lateinische Schule geschickt. [1]) Nach dieser Zeit, welche der Knabe wohl benutzt hatte, muste er sich zu einem Handwerke entscheiden. Er wählte die Schusterei, trat in Nürnberg bei einem Meister in die Lehre und gieng nach beendigter Lehrzeit, wie es damals Sitte war und auch jetzt noch ist, auf die Wanderschaft. Hans reiste aber nicht nur in der Absicht, sich in seinem Geschäfte zu vervollkommnen, sich Länder und Menschen etwas näher zu betrachten, sondern er hatte auch noch andere Absichten. Von seiner Kindheit an hatte er für den Gesang eine große Neigung gezeigt und viele alte Volkslieder gesammelt und gesungen; in der

---

1) „Darin lernt' ich — sagt er — Puerilia, Grammatica und Musica nach schlichtem Brauch derselben Zeit, solches all's ist mir vergessen seit."

Schule hatte er Wunderbares von alten Helden vernommen, die Sagen von Gottheiten fremder Völker; er hatte lesen gelernt die alten Zeit- und Denkbücher seiner Vaterstadt, hatte nachgesonnen über die alten Sagen und Mären seines Volkes Schon während seiner Schulzeit hatte er sich im Reimen versucht, und in der Lehrzeit, da er mit andern Lehrlingen und Werkgesellen in frohen Stunden zusammenkam, und wo bald seine Gabe bekannt wurde, munterte man ihn vielfach auf. Einen Lehrer hatte er an dem Meistersänger Leonhart Nunnenbeck, einem Leinweber; denn die wohlhabenden Bürger der mächtigen Reichsstädte hatten sich nach dem Verfalle des Ritterthums der Dichtung angenommen. Das Wanderleben gab dieser Neigung manche Nahrung. Auch Hans Sachs benutzte die Wanderzeit, um sich Menschenkenntnis zu sammeln und in Gesang und Dichtung zu vervollkommnen.

Der junge Schuster reiste nach Regensburg, Passau und Salzburg, arbeitete in diesen Städten eine Zeitlang, machte während der Arbeit Bekanntschaft mit den sangeskundigen Meistern und Gesellen. Von Salzburg gieng er nach Tirol. Hier waren es die eigenthümlichen Weisen und Sitten des Berglandes, die ihn anzogen. Dazu lockte ihn der Sinn nach Abenteuern in die Nähe des Kaiserhofes. Kaiser Max hielt damals gerade in Innsbruck oder auf seinen tirolischen Bergschlössern Hof, dichtete, jagte und versuchte sich in seltsamster Kurzweil. Als Schuster konnte Hans freilich sich nicht eindrängen; erfinderisch, wie er war, gab er sich daher für einen wandernden Weidgesellen aus, und wurde als solcher mit offenen Armen am Hofe aufgenommen, und vom Kaiser selbst als Weidmann angestellt. *) Allein nach kurzer Zeit zog Hans Sachs wieder als Schustergeselle durch Bayern, über München nach Franken. In Würzburg und in Frankfurt hielt er sich längere Zeit auf, lernte als Arbeiter und Sänger, und wanderte dann rheinabwärts über Mainz, Koblenz und Köln bis Aachen. Nachdem er auch Lübeck, Erfurt, Leipzig und Wien besucht hatte, begab er sich in seine Vaterstadt zurück.

Im Jahre 1516 ward er als Bürger aufgenommen, und richtete sich als Meister ein. In dem Jahre, da Kaiser Max starb und der Augustiner-Mönch Luther öffentlich auftrat (1519), verheiratete sich Hans Sachs und lebte von nun an in bürgerlicher Wohlhabenheit theils seinem Dichterberufe,

*) Hans Sachs selbst sagt: „Weil ich war ein Weidmann bei Maximilian am kaiserlichen Hof zu Innsbruck" rc. I. 4 S. 392 Folioausgabe.

theils seinem Handwerke. Seine Gedichte sind in fünf Bänden erschienen, der erste Band im Jahre 1560, enthaltend die Gedichte von 1515 bis 1558. Dass unter den vielen Erzeugnissen dieses fruchtbaren Dichters viel Eilfertiges und bloß Handwerksmäßiges sich findet, läßt sich erwarten. Allein man ist im Irrthum, wenn man Hans Sachsen für einen bloßen »Meistersänger« hält. Als solcher ist er wohl bekannt, aber er ist zu wenig gekannt und darum verkannt. Gegen diese Verkennung tritt selbst Göthe auf, der ihm ein ehrendes Denkmal gesetzt hat. [1]). Hans Sachs ist unstreitig der bedeutendste deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts. Wir finden bei diesem schlichten Manne mehr Gehalt als bei den meisten gelehrten Dichtern und Reimern der folgenden Jahrhunderte. Er war ein glücklich begabtes Talent mit gesundem Gefühl und natürlichem Ausdruck, so dass er als volksthümlicher Dichter seines Gleichen sucht. Die Erzählungsweise ist einfach und naiv, seine heitere Laune unübertrefflich. Am meisten ausgezeichnet ist er in den weltlichen Erzählungen und Schwänken, glücklich in dem Gespräche (Dialoge) und in den Anfängen des Schauspiels. Alles was er in alten Schriften gelesen, gestaltete sich bei ihm zu Versen. Die Geläufigkeit in Versen hat er mit Rückert gemein. Hans Sachs ist, wie Rückert, vorzugsweise ein lehrhafter Dichter. Die Lehre kleidet er in Erzählungen oder Gespräche ein, und fast immer bildet die Moral den Anhang. In biblischen und weltlichen Erzählungen (Historien), in Fabeln und Schwänken, in Komödien und Tragödien, in Kampfgesprächen und Vergleichungen lehrt H. Sachs Lebensweisheit allen Ständen; lachend und schonend sagt er die Wahrheit, lehrt das Gute, und eifert wider Heuchelei und Laster. Aus den übersetzten Werken der Griechen und Römer nahm er Stoffe und Gedanken, gab ihnen eine volksmäßige Einkleidung und verwebte in derbem und launigem Tone, aber immer sittlich und ehrbar, seine eigenen Betrachtungen hinein. In seinen Schwänken und selbst in den »Fastnachtspielen« wuste er immer Nutz und Frommen mit dem Erheiternden zu verbinden, »zu zimlicher Freud' und Frölichkeit und zu erquicken die schwermüthigen trawrigen Hertzen« [2]). Sein ihm von Gott verliehenes Pfund wollte er nicht vergraben, sondern es gebrauchen zu Gottes Ehr und des Nächsten Nutz. Der Meister sagt selbst: »Menschlich hertz feyret nicht, darfür mach ich Geticht« [1]) Was Schiller, Uhland u. a.

---

1) Vergl. Weimarisches Jahrbuch I. 2. S. 306—321.
2) I, 5 S. 466 Fol. 1560.

in Romanzen erzählen, das behandelt H. Sachs als »Historie und Geschicht.«[1] Biblische Geschichten, Erzählungen aus der Weltgeschichte und Mythologie, Gleichzeitige Ereignisse (z. B. die Belagerung Wiens durch die Türken 1529) wurden durch seine gereimten Verse dem Volke kund. Unser Meisterdichter mischte sich nie in die Zeithändel, wie Ulrich Hutten u. a. Nur in anspruchloser Weise bespricht er den Zwiespalt des Reiches [2]) und nimmt stillen Antheil an den kirchlichen Bewegungen. Einige seiner Gedichte beweisen, dass er sich den Ansichten Luthers angeschlossen hatte. Ruhig und bescheiden betrachtete er den Lauf der Ereignisse, die bewegte Zeit riss ihn nicht hin. Wie Göthe den Eindruck der Zeitstürme nur gelegentlich in poetischer Weise äußerte, so vergleicht auch H. Sachs auf einem Spaziergange im Freien die »unruhige und irrige Welt« mit einem Ameisenhaufen [3]): »Der baucht mich ein gleichnus recht auf erd dem ganz menschlichen geschlecht, das gleich also ohn all ruh lauft, reist und zapplet immerzu.« Seinen Begleiter gemahnet es an das Labyrinth auf Creta, in das man sich durch Zänkereien verirre. Dazu macht unser Dichter den »Beschluss:« »Wer aber heraus kommen wöll ohn Schaden, derselbige söll das wort Gottes, das wort der gnade anbinden als den roten fadn an seines innern herzens pfort, auf dass er durch das göttlich wort auch richten könnt aus aller irrung menschliches lebens arge verwirrung, auf dass er treff die rechte thür wider durch Gottes wort herfür.« In einem andern Gedichte sagt er: »Weil die gelehrten sind spaltig, derhalb glaub du einfaltig der heiligen geschrift, so entrinnst du dem gift vielfaltiger verwirrung rotten, sekten und irrung.« Gegenüber den Kämpfen seiner Zeit bewies der Nürnberger Schuster eine große Selbständigkeit, und durch seine Gedichte übte er keinen geringen Einfluss auf seine Mitbürger aus.

Außer den vielen geistlichen Schauspielen haben wir von ihm auch Psalmen, gereimte Evangelien, biblische Gleichnisse und deren Auslegung, Parabeln und Legenden (Historien) mit moralischer Nutzanwendung. Ganz eigenthümlich ist bei H. Sachs, dass er in seinen Gedichten sich gern durch Erscheinungen, Träume u. dgl. belehren läßt; zuweilen fragt er auch wohl bei Gelehrten oder bei alten Dichtern und Philosophen an. Sein Name schließt jedes Gedicht, und das Datum vergisst er selten.

---

1) II. 5. S. 130 Fol. Ausg. 2) I. 4. S. 401 Fol. 3) I. 3. S. 344 Fol.

An Ende seines Lebens im 80. Jahre wurde der sonst rührige Mann geistesschwach; Gehör und Sprachvermögen verschwanden.

Da saß denn der alte Dichter und Meister — wie einer seiner dankbaren Schüler erzählt — schneeweiß und grau an Haar und Bart hinter seinem Pulte vor seinem großen Buche, und neigte nur noch das weiße Haupt gegen die Besuchenden, und sah sie mit seinem milden Greisenantlitze freundlich an, bis er — wie Göthe — im 82. Jahre seines Lebens am 25. Jänner 1576 sanft entschlummerte.

64. Arachne wird in eine Spinne verwandelt.

(Historia von H. Sachs. Fol. Ausg. von 1560 I. 2. Bl. 154. Wörtlich, nur in der jetzigen Schreibung.)

Ovidius beschrieben hat
ein große wunderliche That
in seim Buch der Verwandelung
von einer Frauen zart und jung,
welche Arachne ward genannt,
die wohnt in Lybia dem Land,
die selb erfand in ihrem Leben
schneeweiß subtile Leinwat weben,
dergleich durch ihr Vernunft anschicken
erfand sie mit der Hand zu stricken
Fischnetz und auch die Vogelgarn,
so zu der Zeit noch seltsam warn,
so künstlich, dass auch die Waldfrauen
kamen ihr Arbeit zu schauen,
dergleich sie vor nie hatten g'sehen,
darzu mit sticken und aufnähen
was ihr's gleichen in keinem Land,
des wurd' Arachne weit erkannt,
und aus dem Ruhm unsinn und wütig
und in Hoffart gar übermütig
und begehret zu ihren Zeiten
mit der Göttin Pallas zu streiten,
welche das Tuchmachen erfand
vorlängst in Afrika dem Land,
und bot der an mit Kunst ein Kampf.
Pallas ob diesem Trutz sich rampf
und fieng an ein Teppich zu weben,
die vier Element gleich und eben
und die vier Wind an die vier End.
Dergleich das ganze Firmament,
die Planeten samt dem Gestirn
und das Erdreich mit allen Thiern,
Menschen, Vieh, Vögel und Fischen
mit auserwählten schönen frischen
Farben, so artlich und so eben
als ob es thät natürlich leben.
Auch wirket sie darein besunder
von den Göttern ihr Kräft und Wunder,
geschehen gar vor langen Zeiten.
Arachne auf der andern Seiten
wirket ein schön Tapezerei
von schönen Farben mancherlei,
darin wurd' Europa gebildt,
wie sie auf einem Löwen wild

Vers 3 s. Nr. 76 im I. Th. des Littb. Die Sage ist erzählt im II. Th. des deutschen Leseb. für Unt. R. Nr. 9. — V. 5 das griechische Wort Arachne heißt: Die Spinne. — V. 8 Wat, Watt (Watte) heißt Kleidung, später zu „Gewand" geworden. — V. 23 s. Littb. I Nr. 94. — V. 26 Rimpfen, rampf, gerumpfen = zusammenziehen; die Stirn runzeln, die Nase rümpfen.

her schwamm über das wütend Meer,
mit großer Kunst durch weise Lehr.
Jedoch Arachne die war unten,
von Paladi gar überwunden,
von dem Endurtheil aller Gött
weh thät Arachne das Gespött,
und an eim Strange sich erhieng,
damit sie solcher Schand entgieng.
Die Götter thaten sich erbarmen
in Gnad über die hangend armen,
und verwandelten da mit Sinnen
die hängend Frauen in ein Spinnen,
daſs sie hernach durch all ihr Leben
hangend thät spinnen unde weben
mit ihrer künstenreichen Händ.
Darmit die Geschicht hat ein End.

Der Beschluſs.

Da soll man aber merken in:
wem Gott hat Kunst, Vernunft und Sinn
durch seine milde Gnad verliehen,
daſs er soll allen Hochmuth fliehen
und keinen neben ihm verachten,
sondern allmal mit Fleiß betrachten
daſs Gott im Himmel noch thut leben
der einem andern auch könn' geben
noch viel artlicher Künst denn ihm;
derhalb ihm auch mit nichte ziem'
seinen Nächsten darum zu neiden,
daſs er nicht auch darum müß' leiden
Verachtung, Schand, Schmach, Rach und Spott,
denn es liegt als allein an Gott,
und ist alles ein Gottes Gab.
Wieviel Künste auch einer hab,
so sind sie doch all gar nicht sein
sondern Gott des Herrn allein.
Dem soll er darum Dank sagen
und ihm die Ehr wieder heim tragen,
daſs ihm kein Unglück daraus wachs,
den treuen Rath gibt ihm Hans Sachs.*)

Anno salutis MCCCCCXLV. (1545)
Am X. Tag Decembris.

65. Die Löwin und ihre Jungen.

(Fabel von H. Sachs. I, 5. Bl. 485.)

Wer andern zufügt Ungemach,
den trifft zuletzt die Gottes-Rach,
als dieser Löwin auch geschach.

Ein Löwin hatt zwei Wölflein klein
im Wald in einem hohlen Stein.
Eins Tags lief sie aus nach ihr Speis,
in dem da kam ein Jäger leis.
Da er die jungen Wölflein fund,
er würgets und darnach sie schund.
Die Häut trug mit sich fort der Jager,
da kam die Löwin zu dem Lager,
fand ihr Wölflein tot alle zwei,
die Löwin that ein kläglich G'schrei,
sie lawert, weinet für und für.
Das hört ein Fuchs, kam bald zu ihr,
sprach: Schwester wie thust also klagen!
Die Löwin gund ihr Leid ihm sagen.
Bald der Fuchs ihren Schaden sach,
gar listiglich er zu ihr sprach:
Sag an wie viel Jahr bist du alt?
Die Löwin sprach hiewieder bald:
Ich bin geleich als hundert Jahr.
Der Fuchs sprach: Sag mir an für wahr,
von was Speis hast du dich genährt
so lang in diesem wilden Gferd?
Die Löwin sprach: Mein Speis die was

*) Die Schüler mögen das Stück schriftlich in richtiger Prosa erzählen.

Vers **11** law, lau = erweicht, herabgestimmt, schlapp, träge. In ähnlichem Sinne sagt man: „er läßt die Ohren hängen“ Vergl. Schmeller bair. Wörterb. II, 405. — V. **14** gund, gunde Präter. von ginnen (gan und gunde — gunnen); verkürzt aus begunde (begann) von beginnen. — V. **22** Gferd, Gefährdege = fährlicher, abgelegener Ort, wo man hinterlistig auflauern kann.

allein das Fleisch der Thier ich aß,
als Hasen, Füchs, Hirschen und Hünden
und was ich in dem Wald mocht finden.
Der Fuchs sprach: Sind die Thier dein Futter,
sag' haben sie auch Vater, Mutter,
so hast auch ihr Mutter betrübet,
denn jedes Thier sein Kinder liebet
in aller Maß als du die dein.
Wie oft hast du sie bracht in Pein,
wann du ihr Jungen hast gefressen!
Jetzt wird dir mit der Maß gemessen,
wie du den andern hast gethan,
daran sollst du kein Zweifel han.
Die Götter haben dir gelohnet
gleichwie du niemand hast geschonet.
Also mußt du jetzt Schaden leiden.
Willst du der Götter Straf vermeiden,
so merk: Was du nicht gerne hast,
dass du's ein anders auch erlast,
auf dass dir nimmer misseling
und dich aber ein stärk'rer zwing
und Maie Zeit ihr Rosen bring.

H. S.

Anno salutis M.D.XXXI. am ersten Tag Mai.

66. Sinngedichte von Logau.

(Fr. v. Logau (1604—55) erlebte den 30jähr. Krieg, ließ sich in Sinngedichten (Epigrammen) und Satiren gegen das Verderbnis der Zeit aus.)

1.

Wodurch wird Würd' und Glück erhalten lange Zeit?
Ich meine: durch nichts mehr als durch Bescheidenheit.

2. (1650.)

Die Schweden ziehen heim; daheime wann sie blieben,
wär Deutschland auch daheim, und nicht wie jetzt vertrieben.

3.

Deutsche sind so alte Leute,
lernen doch erst reden heute;
wann sie lernen doch auch wollten
wie recht deutsch sie handeln sollten!

4.

Wer nicht französisch kann,
ist kein gerühmter Mann;
drum müsten wir verdammen
von denen wir entstammen,
bei denen Herz und Mund
alleine deutsch gekunt.

5. (Französische Kleidung.)

Diener tragen in gemein ihrer Herren Liverei;
soll's dann sein dass Frankreich Herr, Deutschland aber Diener sei?

6.

Alamode-Kleider, Alamode- Sinnen;
wie sichs wandelt außen, wandelt sich's auch innen.

7.

Leser, wie gefall' ich dir?
Leser, wie gefällst du mir? (S. 81, Nr. 35.)

67. Sinnsprüche von Scheffler.

(Johann Scheffler, genannt Angelus Silesius, 1624 zu Breslau geb., zuerst Arzt, dann nachdem er sich zur katholischen Kirche bekannt (1653 „Angelus") Priester (1661), dichtete geistliche Lieder und „geistreiche Sinn- und Schlussreime," in Wien 1657 zuerst gedruckt (später auch unter dem Titel „cherubinischer Wandersmann"). Scheffler gehört zu den tiefsinnigsten Dichtern des 17. Jahrh. Er starb 1677. Folgende Sinn- und Schlussreime nach der ältesten Ausgabe (J. J. Kürner, n. ö. Landschaft-Buchdrucker), nur in der jetzigen Schreibung.)

1. (I. 61.) In dir muß Gott geboren werden.
Wird Christus tausendmal zu Bethlehem geboren
und nicht in dir, du bleibst noch ewiglich verloren.

2. (I. 64.) Die geistliche Sä'ung.
Gott ist ein Ackersmann, das Korn sein ew'ges Wort,
die Pflugschar ist sein Geist, mein Herz der Sä'ungsort.

3. (I. 132.) Bewehret muß man sein.
Mensch, in das Paradeis kommt man nicht unbewehrt,
willst du hinein, du mußt durch Feuer und durch Schwert.

4. (I. 145.) In dir ist was du willst.
Der Himmel ist in dir, und auch der Höllen Qual:
was du erkiest und willst, das hast du überall.

5. (I. 173.) Der Mensch lebt nicht vom Brot allein.
Das Brot ernährt dich nicht: was dich im Brote speist,
ist Gottes ewigs Wort, ist Leben und ist Geist.

6. (I. 289.) Ohne warum.
Die Ros' ist ohne warum, sie blühet weil sie blühet,
sie acht nicht ihrer selbst, fragt nicht ob man sie siehet.

7. (II. 111.) Maria.
Du preist Mariam hoch: ich sage noch darbei,
daſs sie die Königin der Königinnen sei.

8. (V. 60.) Der Weg zum Himmel.
Wenn du, mein Pilger, willst in Himmel dich erhöhen,
so must du nahe zu, grad übern Kreuzweg gehen. *)

9. (V. 105.) Den Himmel kann man stelen.
Wer heimlich Gutes wirkt, sein Geld austheilt verholen,
der hat das Himmelreich gar meisterlich gestolen. **)

---

*) Den Weg welchen der Gekreuzigte uns gezeigt hat.

**) Stelen hat ursprünglich den Begriff des Heimlichen, wie noch das Mittelwort „verstolen". Hier bedeutet stelen: heimlich Gutes thun, ohne es auszuposaunen. Man vergleiche: sich wegstelen (unvermerkt sich entfernen), er stal sich in meine Gunst — durch Verstellung. Der Spruch (9) stützt sich auf das Evangelium: „Wenn du Almosen gibst, so soll deine linke Hand nicht wissen, was deine rechte thut, damit dein Almosen im Verborgenen sei; und dein Vater, der im Verborgenen sieht, wird es dir vergelten." VI. Matth. 3, 4.

68. Gutes Ziel.

(Von Martin Opitz 1597—1639. Hinweisend auf das Altklassische regelt er die Dichtkunst. Höher stand P. Flemming aus Sachsen. Ein anderer Zeitgenosse war Simon Dach in Königsberg. Mit Opitz beginnt die Dichtung der Gelehrten, die Nachahmungsperiode, die den Übergang bildet zur klassischen Zeit.)

1. Wer Gott das Herze gibet,
so nie sich von ihm trennt,
und eine Seele liebet,
die keine Falschheit kennt,

2. der mag ohne Sorgen wachen,
mag schlafen wie er will,
weil seine rechten Sachen
gehn auf ein gutes Ziel.

3. Laß böse Zungen sprechen,
was ihnen nur gefällt,
laß Neid und Eifer stechen,
laß toben alle Welt,

4. so wird er dennoch machen
was sein Gemüthe will,
weil seine rechten Sachen,
gehn auf ein gutes Ziel.

5. Ich lege Neid und Hassen
beständig unter mich,
und stelle thun und laßen,
o Gott, allein auf dich.

6. Du wirst es alles machen,
thun, was mein Herze will,
weil seine rechten Sachen
gehn auf ein gutes Ziel.

69. Alles eitel.

(Von Andreas Gryphius (1616—64), dem vielseitigsten unter den schlesischen Dichtern; ein schwermüthiger Ton ist vorherrschend; G. bildete das gelehrte Drama aus. Wir theilen ein Sonett von Gryphius mit, dessen Reim ist: abba, abba, ccd, ccd.)

1. Du siehst, wohin du siehst, nur Eitelkeit auf Erden.
Was dieser heute baut, reißt jener morgen ein;
wo jetzund Städte stehn, wird eine Wiese sein,
auf der ein Schäferskind wird spielen mit der Herden.

2. Was jetzund prächtig blüht, soll bald zertreten werden;
was jetzt so pocht und trotzt, ist morgen Asch und Bein.
Nichts ist das ewig sei, kein Erz, kein Marmorstein;
jetzt lacht das Glück uns an, bald donnern die Beschwerden.

3. Der hohen Thaten Ruhm muß wie ein Traum vergehn:
Soll denn das Spiel der Zeit, der leichte Mensch bestehn?
Ach, was ist alles dieß, was wir für köstlich achten,

4. als schlechte Nichtigkeit, als Schatten, Staub und Wind;
als eine Wiesenblum', die man nicht wieder find't!
Noch will, was ewig ist, kein einz'ger Mensch betrachten!

Proben aus der ältern deutschen Prosa.

(Satzbau und Ausdruck sind möglichst genau beibehalten.)

70. Eine Urkunde.

(Pfalzgraf Rudolf bei Rhein gab im Jahre 1314 die schriftliche Versicherung, dass er dem Herzoge Friedrich von Österreich oder dessen Bruder Leupolt seine Stimme bei der Kaiserwahl geben wolle. Die folgende Urkunde Rudolfs steht in Olenschlagers Urkundenbuch und in Lochners »das deutsche Mittelalter« S. 163.)

Wir, Rudolf von Gottes Gnaden Pfalzgraf bei dem Rhein und Herzog in Bayern, thun kund allen denen, die diesen Brief ansehen und hören lesen. Dass wir angesehen haben und uns auch gänzlich dunket, dass zu diesen Zeiten das römische Reich von nieman als wohl beschirmt und gemehrt mag werden als mit unserm lieben Oheim [1]) Herzog Friedrich von Österreich. Haben wir gelobt mit guten Treuen, und zu den Heiligen geschworen, dass wir unsere Wahl zu diesem Mal an ihn kehren sollen, [2]) und ihn zu einem römischen König wählen sollen und davon nicht zurückkommen sollen, weder durch Lieb noch durch Leid, durch [3]) keinerlei Vorwand noch durch irgend eine andere Sache. Wäre (es) auch, was Gott nicht geben möge, dass unser vorgenannter Oheim Herzog Friedrich nicht mehr wäre oder sonst eine Hindernis einträte, so wollen wir mit unserer Wahl fallen auf unsern lieben Oheim seinen Bruder Herzog Leupolten, mit allen den Verpflichtungen, womit wir uns verbunden (verbindlich gemacht) haben gegen seinen Bruder Friedrich, als (wie) vorgeschrieben steht. Wir verbinden uns auch bei den vorgenannten Gelübden und Eiden, dass wir dem vorgenannten unserm Oheim, Herzog Friedrich oder seinem Bruder Herzog Leupolt, ob (wenn) der vorgenannt Herzog Friedrich nicht wär, als vorgeschrieben steht, behilflich sein werden mit Leben (Leib) und mit Gut, in sofern wir vermögen, bis er gewaltiger König und gekrönt wird zu Aachen, oder welcher von beiden es sei, wie vorher geschrieben steht. Darüber zu einer Urkunde geben wir ihnen diesen Brief, mit unserm Insiegel gesiegelt. Der gegeben ist zu Speier, da man von Christi Geburt zählt dreizehn hundert Jahr, darnach in dem vierzehnten Jahr an dem nächsten Sonntag nach Sankt Georgi Tag.

---

1) Rudolf und Ludwig von Bayern waren mit den österreichischen Herzogen Geschwisterkind. Der Titel Oheim ward im Mittelalter für Oheim, Neffe und Vetter gebraucht. 2) Auf ihn wenden (lenken) werden. 3) Aus, wegen.

71. Ein Brief von M. Luther.

(De Wette Th. III. S. 550—553. Die Schreibung ist nicht geändert, weil es sich hier um den Stand der Prosa in jenem wichtigen Wendepunkte handelt. Im Übrigen ist der Standpunkt des Briefschreibers aus der Geschichte bekannt; darum ist auch der Inhalt unverändert geblieben.)

Meinem lieben Vater Hans Luther, Bürger zu Mansfeld im Thal, Gnad und Fried in Christo Jesu, unserm Herrn und Heiland, Amen.

Lieber Vater! Es hat mir Jacob, mein Bruder, geschrieben wie daß ihr fährlich krank seyn sollt. Weil denn itzt böse Luft, und sonst allenthalben Fahr ist, auch der Zeit halben, bin ich beweget für euch zu sorgen. Denn wiewohl euch Gott bis hieher einen festen harten Leib gegeben und erhalten, machet mir doch euer Alter zu diesen Zeiten sorgliche Gedanken; wiewohl wir alle ohn das kein Stund unsers Lebens sicher sind, noch sein sollen; derhalben ich aus der Maßen gern wär selbs zu euch komen leiblich: so haben mirs doch meine guten Freund widderrathen und ausgeredt, und ich auch selbs denken muß, daß ich nicht auf Gottes Versuchen in die Fahr mich wagte: denn ihr wisset, wie mir Herrn und Bauern günstig sind.

Aber große Freud sollt mirs seyn, wo es möglich wär, daß ihr euch ließet sampt der Mutter hieher führen zu uns, welchs mein Käth mit Thränen auch begehrt, und wir alle. Ich hoffet, wir wollten euer aufs best warten. Darauf hab ich Cyriacus zu euch abgefertigt, zu besehen ob es euer Schwachheit halben müglich wär. Denn es gerieth mit euch nach göttlichem Willen zu diesem oder jenem Leben, so wollt ich ja herzlich gern (wie auch wohl billig) leiblich umb euch seyn, und nach dem vierten Gebot mit kindlicher Treu und Dienst mich gegen Gott und euch dankbar erzeigen.

Indeß bitt ich den Vater, der euch mir zum Vater geschaffen und gegeben hat, von Herzensgrund daß er euch nach seiner grundlosen Güte woll stärken, und mit seinem Geist erleuchten und bewahren, damit ihr erkennet mit Freuden und Danksagung die selige Lehr von seinem Sohn, unserm Herrn Jesu Christo, zu welcher ihr auch itzt durch sein Gnad berufen und kummen seyd aus dem vorigen Finsterniß und Irrthumen, und hoffe, daß seine Gnade, so solch Erkenntniß euch gegeben, und sein Werk damit in euch angefangen hat, werde es bis zu Ende in jenes Leben und auf die fröhliche Zukunft unsers Herrn Jesu Christi bewahren und vollbringen. Amen.

Denn er hat solche Lehre und Glauben auch schon in euch versiegelt,

und mit Merkzeichen bestätigt, nämlich daß ihr umb meines Namens willen viel Lästerung, Schmach, Hohn, Spott, Verachtung, Haß, Feindschaft und Fahr darzu erlitten habt sampt uns allen (Galat. 6, 17). Das sind aber die rechten Malzeichen, darin wir unserm Herrn Christo gleich und ähnlich müssen seyn, wie Sankt Paulus sagt (Röm. 8, 19.), auf daß wir auch seiner zukünftigen Herrlichkeit gleich werden.

So laßt nu in euer Schwachheit das Herz frisch und getrost seyn: denn wir haben dort in jenem Leben bey Gott einen gewissen treuen Helfer, Jesum Christum, welcher für uns den Tod sampt den Sünden erwürget hat, und itzt da für uns sitzet, und sampt allen Engeln auf uns siehet, und unser wartet wenn wir ausfahren sollen, daß wir nicht sorgen noch fürchten dürfen daß wir versinken oder zu Grund fallen werden. Er hat zu große Gewalt uber den Tod und Sünde, daß sie uns nichts thun können; so ist er so herzlich, treu und frumb, daß er uns nicht lassen kann noch will, allein daß wirs ohn Zweifel begehren. Denn er hats geredt verheißen und zugesagt, er wird und kann uns nicht liegen noch triegen; das hat keinen Zweifel. Bittet (spricht er), so sollt ihrs kriegen; suchet, so sollt ihrs finden; klopfet an, so wird euch aufgethan werden (Matth. 7,7). Und anderswo (Apostlg. 2,21): Alle die den Namen des Herrn anrufen, sollen selig werden. Und der ganz Psalter voll solcher tröstlicher Verheißung ist, sonderlich der 91. Psalm, welcher allen Kranken sonderlich gut zu lesen ist.

Solchs will ich mit euch schriftlich geredt haben als in Sorgen euer Krankheit halben (dieweil wir das Stündlin nicht wissen), damit ich theilhaftig werde euers Glaubens Kampfs, Trosts und Dank gegen Gott für sein heiliges Wort, das er uns so reichlich kräftig und gnadenreich zu dieser Zeit gegeben hat.

Ists aber sein göttlicher Will, daß ihr sollt jenes bessern Lebens noch länger verzogen mit uns fürder in diesem betrübten und unseligen Jamerthal mit Leiden und Unglück sehen und hören, oder auch sampt allen Christen helfen tragen und überwinden: so wird er auch Gnad geben solchs alles williglich und gehorsamlich anzunehmen. Es ist doch ja dieß verflucht Leben nichts anders denn ein rechtes Jamerthal, darin man je länger je mehr Sünde, Bosheit, Plage und Unglück siehet und erfähret, und ist des alles kein Aufhören noch Abnehmen da, bis man uns mit der Schaufel nachschlagt: da muß es doch aufhören, und uns zufrieden in der Ruhe

Christi schlafen lassen, bis er kömpt und wecke uns mit Fröhlichseyn wieder auf. Amen.

Hiemit befehle ich euch dem, der euch lieber hat denn ihr euch selbs, und solche Liebe beweiset hat, daß er euer Sünd auf sich genomen, und mit seinem Blut bezahlt und solchs euch durchs Evangelium wissen lassen, und durch seinen Geist solchs zu glauben geschenkt, und also alles aufs gewissest bereitet und versiegelt hat, daß ihr nichts mehr dörfet weder sorgen noch euch fürchten, denn daß ihr mit eurem Herzen fest und getrost bleibet an seinem Wort und Glauben. Wo das geschicht, so lasset ihn sorgen: er wird es wohl machen; ja, er hats alsdann schon aufs allerbest gemacht, mehr denn wir begreifen mügen. Derselbig unser lieber Herr und Heiland sey mit und bey euch, auf daß (Gott gebe, es gescheh hie oder dort) wir uns fröhlich wiederumb sehen mügen. Denn unser Glaube ist gewiß, und wir zweifeln nicht, daß wir uns bey Christo wiederumb sehen werden in kurzem, sintemal der Abschied von diesem Leben für Gott viel geringer ist, denn ob ich von Mansfeld hieher von euch, oder ihr von Wittemberg gen Mansfeld von mir zöget. Das ist gewißlich wahr: es ist umb ein Stündlein Schlafs zu thun, so wirds anders werden.

Wiewohl ich nu hoff daß euer Pfarrherr und Prediger euch in solchen Sachen ihren treuen Dienst reichlich werden erzeigen, daß ihr meines Geschwätzes nicht fast bedürft: hab ich doch nicht lassen mügen mein leiblich Abwesen, das mir (Gott weiß) von Herzen wehe thut, zu entschuldigen.

Es grüßen euch, und bitten auch treulich für euch meine Käthe, Hänsichen, Lenichen, Muhme Lehne, und das ganze Haus. Grüßet meine liebe Mutter und die ganze Freundschaft. Gottes Gnade und Kraft sey und bleibe bei euch ewiglich. Amen. Zu Wittemberg am 15. Febr. Anno 1530.

Euer lieber Sohn

Martinus Luther.

72. Die deutsche Prosa.

Die Sprache der Gelehrsamkeit war in der ältern und mittlern Zeit die lateinische. Früher schon machte sich die Dichtung von dieser fremden Sprache los, und im 13. Jahrhunderte stand die deutsche Dichtungssprache völlig ausgebildet da. Erst nach dem Verfalle der Dichtkunst, nach ihrem Übergange zum Verstandesmäßigen und Lehrhaften, ward der Grund zur deutschen Prosa gelegt, zum Theil auf den Trümmern der erzählenden Poesie, von welcher

einiges in die Volksbücher übergieng. Abgesehen von den Übersetzungen aus dem lateinischen, die fast nur geistliche Stoffe betrafen, trugen für die Ausbildung der Prosa die Predigten, noch mehr die bürgerlichen und staatlichen Verhältnisse bei. Als Prediger waren im 13. Jahrh. berühmt: der Franziskanerbruder Berthold (von Regensburg), später Johann Tauler (Mönch in Straßburg um 1340), Heinrich Suso (Dominikaner in Schwaben), Johann Geiler von Kaisersberg (aus Elsaß 1445—1510). *)

Von größerer Bedeutung ist die Rechtsprosa, für welche der Grund gelegt ward durch die Sammlung der alten Reichsrechte und der Rechtsgewohnheiten: durch den s. g. Sachsenspiegel. Dieses Buch entstand im 13. Jahrh. in Sachsen, nachdem die deutschen Völker bis dahin unter lateinischen Gesetzen gelebt hatten. Aus dem niederdeutschen Sachsenspiegel gieng dann ein größeres Rechtsbuch in hochdeutscher Sprache hervor: der s. g. Schwabenspiegel. Aber auch dieses kam in Deutschland nicht zu allgemeiner Geltung, weil das Reich zu zersplittert war und das römische Recht überall um sich griff. Daneben entstunden besondere Stadtrechte und Urkunden, für welche seit Rudolf von Habsburg die deutsche Sprache immer mehr angewandt wurde.

Die erzählende Prosa ward vermittelt durch die gereimten Zeitbücher, die Reimchroniken, z. B. die von Ennenkel aus Wien, die von Ottokar von Horneck, einem steierischen Edeln. In Prosa ist geschrieben: die Limburger Chronik, die von Twinger von Königshofen.

Der Erwähnung verdient auch Maxens »Teuerdank,« ein allegorisches Reimwerk (1517). M. Pfinzing war der Bearbeiter, und der Kaiser hatte ihm den Stoff dazu gegeben. Der »Teuerdank« erzählt die Abenteuer, welche der Held Teuerdank (Max von Österreich) auf seiner Brautfahrt zu Ehrenreich (Marie von Burgund), der Tochter König Ruhmreichs (Karls des Kühnen) glücklich bestand.

Der Gebrauch der deutschen Sprache in den öffentlichen Verhältnissen erhielt mit Rudolf von Habsburg, der sie durch eine Vorschrift bei der

---

*) Ein gutes Hilfsbuch, insbesondere für den Geschichtsunterricht, ist: „das deutsche Mittelalter," in Urkunden, Chroniken und Rechtsdenkmälern, von Lochner (Nürnberg 1851).

Die Volksbücher sind von Görres, Simrock, Schwab Marbach u. a. herausgegeben. Taulers Nachfolge des Lebens Christi herausgeg. von Schlosser; Suso's Schriften von Diepenbrock; Bruder Bertholds Predigten von Göbel u. A. Stolz.

Kanzlei einführte, einen feststehenden Charakter. Mit dem Aufkommen der deutschen Reichsstädte gewann die deutsche Kanzleisprache eine Bedeutung. Von einer andern Seite wirkte das Christenthum auf die Ausbildung unserer Sprache mächtig ein. Im 15. und 16. Jahrh. wurden die Bibel und die Kanzlei die hauptsächlichsten Lebensquellen der deutschen Prosa. Von großem Einflusse auf die Verbreitung der schon durch das Mittelhochdeutsche des 13. Jahrh. angebahnten allgemeinen Schriftsprache war die Bibelübersetzung Luthers, die als Muster deutscher Prosa allgemein anerkannt wurde. *)

Luthers Prosa mahnt oft an die eindringliche und tiefe Sprache der s. g. Mystiker (Suso und Tauler). Aus dieser Schule ist auch die alte, vorlutherische Bibelübersetzung hervorgegangen, die in 14 Ausgaben bis zum Jahre 1520 erschienen ist.

In der Folge, namentlich im 17. Jahrhunderte, lag die geistige Bildung der Nazion und mit ihr auch die Sprache tief darnieder; man vergaß die große deutsche Vergangenheit und richtete seine Blicke nach dem Auslande; und noch jetzt, nachdem Lessing, Göthe, Schiller, Tieck, Rückert und viele andere unsere Sprache und Litteratur zum höchsten Ansehen gebracht haben, noch jetzt halten s. g. Gebildete ein fremdklingendes Wort für vornehmer als das heimische. An der Nachahmungskrankheit des 17 und 18 Jahrhunderte liegen noch jetzt gewisse Schichten der Gesellschaft darnieder, und vermögen sich nicht zu erheben. Was der eigenen Nazion angehört, verachten sie, was dagegen mit einem fremdartigen Anstriche glänzet und gleißet, das schätzen sie hoch.

Überblicken wir den Entwickelungsgang der deutschen Prosa, so finden wir, dass er sich hauptsächlich folgenden Epoche machenden Namen anschließt: Tauler und Luther, Lessing und Göthe. Die beiden letztern und nach ihnen Tieck, J. Grimm, Al. Humboldt, Varnhagen, die Schlegel, Fr. Raumer und Ranke, Görres, Immermann u. a. haben die Prosa so vollendet, dass sie nunmehr alle Zweige der wissenschaftlichen Litteratur beherrscht und selbst für das Drama, die Novelle und fast alle erzählenden Dichtungsarten angewandt wird.

---

*) Proben im Litteratb. I. Nr. 136. 138. 141. II. Nr. 71.

Fünfter Abschnitt.

Geschichtliches aus Zeitbüchern und neuern Geschichtschreibern über die mittlere Zeit.

Die Quellen unserer alten Geschichte liegen vornemlich in Perzens „monumenta Germaniae historica." Aus diesem lateinischen Werke ist das Wichtigste in deutscher Bearbeitung herausgegeben von G. H. Perz, J. Grimm, K. Lachmann, L. Ranke, K. Ritter unter dem Titel: „Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit." Berlin bei Besser, 1847 und folg.

73. Paulus Diakonus,

Geschichtschreiber der Langobarden (um das Jahr 790 n. Chr).

Es drängt mich die allgemeine Geschichte zu unterbrechen und einiges über mein des Schreibers Geschlecht einzuflechten, wobei ich mit der Erzählung wieder etwas zurückgehen muß. Zu der Zeit, da das Volk der Langobarden aus Pannonien nach Italien kam, war auch mein Urgroßvater Leupichis, der ein Langobarde von Geburt war, mitgezogen. Nachdem er etliche Jahre in Italien zugebracht hatte, so starb er mit Hinterlassung von fünf unmündigen Söhnen, die nun zu der Zeit, von der die Rede war, alle in Gefangenschaft geriethen und aus Forojuli in die Fremde nach dem Avarenland abgeführt wurden. Nachdem sie daselbst viele Jahre lang das Elend der Gefangenschaft erduldet und bereits das Mannesalter erreicht hatten, so blieben vier von ihnen, deren Namen sich nicht erhalten haben, in den Banden der Knechtschaft, der fünfte von den Brüdern mit Namen Leupichis, der nachmals mein Urgroßvater wurde, beschloss, wie ich glaube auf Eingebung des Herrn der Barmherzigkeit, das Joch der Gefangenschaft abzuschütteln, und nach Italien, wo er noch wuste, dass das Volk der Langobarden ansäßig sei, zurückzukehren und seine Freiheit wieder zu erlangen. Auf seine Flucht nahm er bloß einen Bogen mit dem Köcher und etwas Wegezehrung mit, wuste aber gar nicht, wohinaus er ziehen sollte: da kam ein Wolf und wurde ihm Führer und Begleiter auf der Reise. Als der Wolf vor ihm hergieng, sich häufig nach ihm umsah, wann er Halt machte auch stille stand, wann er aufbrach wieder vorausgieng, da merkte Leupichis, dass ihm das Thier von Gott zugeschickt sei, damit es ihm den Weg weise, den er nicht kannte. Als sie auf diese Weise mehrere Tage durch das einsame Gebirge gezogen waren, gieng dem Wanderer das wenige Brot, das er hatte, ganz aus.

Mit leerem Magen schritt er weiter; wie er aber von Hunger gänzlich erschöpft war, so spannte er seinen Bogen und wollte den Wolf mit dem Pfeile töten, um ihn zu verzehren. Aber der Wolf wich dem Schusse aus und verschwand aus seinen Augen. Als der Wolf ihn verlassen, wuste Leupichis nicht, wohin er gehen sollte, dazu hatte er durch den Hunger alle Kraft verloren; schon am Leben verzweifelnd warf er sich zu Boden und schlief ein; da sah er im Traum einen Mann, der folgende Worte zu ihm sprach: »Erhebe dich, der du schläfst! nimm den Weg nach der Seite zu, wohin deine Füße gerichtet sind, denn dort liegt Italien, wohin du willst.« Sogleich stand Leupichis auf und zog nach der Seite hin, von der er im Traum gehört hatte, und bald kam er zu der Wohnstätte von Menschen. Es waren aber in jenen Gegenden Slaven ansässig. Eine bereits ältliche Frau merkte alsbald wie sie ihn erblickte, daſs er ein Flüchtling sei und Hunger leide. Sie ward von Mitleiden ergriffen, versteckte ihn in ihrem Hause und reichte ihm insgeheim und ganz allmählich Nahrung, damit er nicht, wenn er auf einmal bis zur Sättigung Speise erhielte, sein Leben verlöre. In angemessener Weise gab sie ihm zu essen, bis er wieder völlig zu Kräften gekommen war; und als er ihr nun zur Fortsetzung der Reise kräftig genug erschien, so gab sie ihm noch Speise auf den Weg mit und wies ihn an, welche Richtung er einschlagen müste. Nach einigen Tagen erreichte er Italien und kam zu dem Hause, in dem er geboren war. Er fand es so verödet, daſs es nicht allein kein Dach hatte, sondern auch von Hecken und Dornen verwachsen war. Er hieb sie nieder; an einem stattlichen Eschenbaum aber, den er innerhalb der Wände vorfand, hängte er seinen Köcher auf. Durch Gaben seiner Verwandten und Freunde unterstützt konnte er sein Haus wiederherstellen und nahm ein Weib; aber von dem Vermögen, das sein Vater gehabt hatte, konnte er nichts mehr herausschlagen, er blieb durch diejenigen, die sich durch langjährigen Besitz dasselbe angeeignet hatten, davon ausgeschlossen. Dieser Leupichis nun wurde, wie ich schon oben angab, mein Urgroßvater. Mein Vater hieß Warnefrit, meine Mutter Teudelinda.

74. Odoakar.

(Von Paul Diakonus I. 19.)

In dieser Zeit (um 487) entbrannte zwischen Odoakar, der bereits seit einigen Jahren in Italien geherrscht hatte, und dem Feletheus, der Feva hieß, dem König der Rugier, heftiger Streit. Dieser Feletheus saß in

jenen Tagen auf dem jenseitigen [1]) Ufer der Donau, das diese von Norikum scheidet. In diesem Norikum war damals das Kloster des heiligen Severinus [2]), der sich einem enthaltsamen, heiligen Leben gewidmet hatte und schon durch viele Tugenden berühmt war. Bis ans Ende seines Lebens wohnte er in dieser Gegend, sein Leichnam aber ruht jetzt in Neapel. Er hatte den schon genannten Feletheus und dessen Gemalin, die Gisa hieß, schon oftmals mit frommer Rede ermahnt, ihr unrechtes Treiben zu laßen. Da sie aber seine frommen Worte verachteten, so verkündete er ihnen schon lange vorher, was ihnen nachmals widerfuhr. Odoakar bot also die Völkerschaften auf, die ihm gehorchten, nemlich die Turcilinger, die Heruler und einen Theil der Rugier, die er alle schon längst beherrschte, dazu noch die Völker Italiens, zog gen Rugiland, kämpfte mit den Rugiern, brachte ihnen eine schwere Niederlage bei und erschlug ihren König Feletheus. Nachdem er das ganze Land verwüstet hatte, zog er mit einer großen Anzahl Gefangener wieder nach Italien. Hierauf wanderten die Langobarden aus ihren Sitzen und kamen nach Rugiland und blieben da, weil es einen fruchtbaren Boden hatte, viele Jahre.

75. Justinian.

(Von Paul Diakonus I. 25.)

In dieser Zeit (527—565) herrschte der Kaiser Justinian mit Glück über das römische Reich, denn er war siegreich im Kriege und bewunderungswürdig im Regieren. Durch den Patricius Belisar besiegte er die Perser, durch denselben brachte er das Volk der Vandalen zur Vernichtung, ihren König Gelismer gefangen in seine Gewalt und ganz Afrika nach sechs und neunzig Jahren wieder an das römische Reich. Wiederum mit Belisars Hilfe überwand er das Volk der Gothen in Italien und nahm ihren König Withises gefangen. Auch die Mauren, die hierauf die afrikanische Provinz angriffen, und ihren König Amthala bändigte er durch den Consul Johannes mit wunderbarer Tapferkeit. Gleichermaßen siegte er auch über andere Völker, und ob all' dieser Siege wurde er der Alamanische, Gothische, Fränkische, Germanische, Antische, Alanische, Vandalische und Afrikanische genannt und er verdiente diese Namen. Auch verbesserte und sammelte er die Gesetze der Römer, deren Weitläuftigkeit und Mangel an Einklang überaus groß war; alle kaiserlichen Gesetze, die

1) D. i. nördlichen. — 2) Sivering am Fuß des Kahlenberges bei Wien.

durch viele Bände giengen, brachte er in zwölf Bücher zusammen und befahl diesen Band den iustinianeischen Codex zu nennen. Sodann führte er die Gesetze der einzelnen Obrigkeiten und Richter, die fast bis zu zweitausend Büchern angewachsen waren, auf die Zahl von fünfzig Büchern zurück und nannte das den Codex der Digesten oder Pandekten. Ferner ließ er vier Bücher Institutionen, in denen der Inhalt sämtlicher Gesetze in kürzerer Form enthalten ist, neu abfassen. Endlich brachte er die neuen, von ihm selbst erlassenen Gesetze in einen Band, und befahl ihn die Novellen zu nennen. Derselbe Fürst erbaute in der Stadt Konstantinopel dem Herrn Christus, der die Weisheit Gottes des Vaters ist, einen Tempel, den er mit dem griechischen Worte Agia Sophia, das heißt heilige Weisheit nannte. Dieses Bauwerk übertrifft alle andern Gebäude, so dass auf der ganzen weiten Erde nichts dem ähnliches gefunden wird. Es war übrigens dieser Fürst von katholischem Glauben, rechtschaffen in seinen Handlungen, gerecht in seinen Urtheilen und darum schlug ihm alles zum guten aus. Zu seiner Zeit war Cassiodor in der Stadt Rom durch seine Gelehrsamkeit in weltlichen und geistlichen Dingen berühmt; außer andern trefflichen Schriften erklärte er auch die dunkeln Stellen der Psalmen ganz vortrefflich. Er war zuerst Consul, dann Senator, zuletzt aber Mönch. In derselben Zeit fertigte auch Dionysius, der Abt in der Stadt Rom war, eine Bestimmung der Osterzeit durch wunderbar scharfsinnige Berechnung an. Damals ergründete, so zu sagen, in Konstantinopel Prisciamus von Cäsarea die Tiefen der Grammatik, und Arator, Unterhelfer an der Kirche zu Rom, ein herrlicher Dichter, beschrieb die Thaten der Apostel in Hexametern.

76. Chlodovech.

(„Zehn Bücher fränkischer Geschichte vom Bischof Gregor von Tours, übers. v. Wilh. Giesebrecht. II. 27.30.31. Der Merovinger Chlodovech lebte um 500 nach Chr. Seit dem weltgeschichtlichen Ereignisse, als Chlodovech, der wilde Sicamber, vor Remigius seinen Nacken beugte um die h. Taufe zu empfangen, tritt er als Vorfechter der christlichen Kirche auf. Sein Werk, die Gründung des fränkischen Reiches, war — wie die Geschichte lehrt — von den weitgreifendsten Folgen für alle Völker Europa's.)

Zu dieser Zeit (481) herrschte nach Childerichs Tode an seiner Stelle sein Sohn Chlodovech („Chlodwig“). Im fünften Jahre seiner Regierung zog er gegen Syagrius, den König der Römer, des Ägidius Sohn, der seinen Sitz zu Soissons hatte, welche Stadt einst schon Ägidius beherrschte. Und mit Chlodovech zog sein Vetter Ragnachar, der auch ein Königreich hatte. Da forderte er, dass der Kampfplatz bestimmt werde. Syagrius aber zögerte

nicht und scheute sich nicht ihm Stand zu halten. Es kam nun zwischen beiden zur Schlacht, und als Syagrius sein Heer zurückgedrängt sah, wandte er sich zur Flucht und eilte spornstreichs nach Toulouse zum König Alarich. Chlodovech aber sandte zu Alarich, daſs er ihm den Syagrius ausliefere; wo nicht, werde er mit bewaffneter Hand ihn angreifen, weil er seinen Feind beware. Da fürchtete Alarich, er möchte seinethalben den Zorn der Franken auf sich laden (wie denn die Gothen überhaupt zaghafter Art sind), und er lieferte Syagrius gefesselt den Gesandten aus. Chlodovech ließ ihn in das Gefängnis werfen und heimlich mit dem Schwerte töten. Das Reich des Syagrius nahm er in Besitz.

Dazumal wurden viele Kirchen von Chlodovechs Heer geplündert, denn er war noch vom heidnischen Aberglauben befangen. So hatten auch die Franken aus einer Kirche einen Krug von wunderbarer Größe und Schönheit nebst den andren kostbaren Kirchengeräthen weggenommen. Der Bischof jener Kirche sandte darauf Boten zum Könige und bat, daſs wenn er auch nichts andres von den heiligen Geräthen wiedererlangte, seine Kirche doch mindestens diesen Krug zurückerhielte. Der König vernahm es und sprach zu dem Boten: »Folge mir nach Soissons, denn dort muß alles getheilt werden, was erbeutet ist; und wenn jenes Gefäß auf meinen Antheil fallen wird, so will ich thun, was der heilige Vater will.« Darauf kam er nach Soissons, und es wurde die ganze Masse der Beute öffentlich zusammengebracht. »Ich bitte euch, tapfere Krieger,« sprach der König, »erzeigt mir die Gunst, mir außer meinem Theil auch jenes Gefäß da zu geben.« Er meinte nämlich den erwähnten Krug. Da sprachen, als der König solches gesagt, die Verständigeren: »Ruhmreicher König, es ist alles dein, was wir sehen, auch wir selbst stehen unter deinem Gebot. Thue jetzt, was dir gefällt, denn keiner kann deiner Macht widerstehen.« Da sie dieß sagten, rief ein leichtsinniger, neidischer und unbedachtsamer Mensch mit lauter Stimme: »Nichts sollst du haben, als was dir nach dem Recht das Loß zutheilt,« erhob seine Achst und schlug auf den Krug. Alle erstaunten darüber, der König aber trug diese Beleidigung mit Sanftmuth und Geduld, nahm den Krug und gab ihn dem Boten der Kirche, bewarte aber heimlich in seiner Brust den ihm angethanen Schimpf. Und als ein Jahr verflossen, ließ er das ganze Heer im Waffenschmuck zusammenrufen, damit es auf dem Märzfelde sich im Glanz seiner Waffen zeige. Als er aber hier alle durchmusterte, kam er auch an den, der auf den Krug geschlagen, und sprach: »Keiner trägt so schlechte

Waffen, als du, denn deine Lanze, dein Schwert und deine Achst ist nichts nütze.« Und er nahm dessen Achst und warf sie auf die Erde. Jener neigte sich darauf ein wenig herab, um die Achst aufzuheben, da holte der König aus und hieb ihn mit der Achst in den Kopf. »So, sagte er, hast du es zu Soissons einst mit dem Kruge gemacht.«

Der Mann war tot. Die Übrigen hieß er nach Hause gehen. Allen jagte er durch diese That eine gewaltige Furcht ein. Viele Kriege führte er fortan und gewann viele Siege.

77. Chlodovechs Taufe.

(Fortsetzung.)

Die Königin Chrodichilde, eine Christin, ließ nicht ab in ihn zu dringen, daſs er den wahren Gott erkenne und ablasse von den Götzen, aber auf keine Weise konnte er zum Glauben bekehrt werden, bis er endlich einst mit den Alamannen in einen Krieg gerieth: da zwang ihn die Noth zu bekennen, was sein Herz vordem verläugnet hatte. Als die beiden Heere zusammenstießen, kam es zu einem gewaltigen Blutbad, und Chlodovechs war nahe daran, völlig vernichtet zu werden. Als er das sah, erhob er seine Augen zum Himmel, sein Herz wurde gerührt, seine Augen füllten sich mit Tränen und er sprach: »Jesus Christ, Chrodichilde sagt, du seiest der Sohn des lebendigen Gottes, Hilfe sollst du den Bedrängten, Sieg geben denen, die auf dich hoffen; ich flehe dich demüthig an um deinen mächtigen Beistand. Gewährst du mir jetzt den Sieg über diese meine Feinde, und erfahre ich so jene Macht, die das Volk, das deinem Namen sich weiht, an dir erprobt zu haben rühmt, so will ich an dich glauben und mich taufen laßen auf deinen Namen. Denn ich habe meine Götter angerufen, aber, wie ich erfahren, sie haben mich verlassen mit ihrer Hilfe. Ich meine daher, ohnmächtig sind sie, da sie denen nicht helfen, die ihnen dienen. Dich nun rufe ich an, und ich verlange an dich zu glauben. Nur entreiße mich erst aus der Hand meiner Widersacher.« Und da er solches sprach, wandten die Alamannen sich, und fiengen an zu fliehen. Als sie aber ihren König getötet sahen, unterwarfen sie sich Chlodovech und sprachen: »Laß, wir bitten dich, nicht noch mehr des Volkes umkommen; wir sind ja dein.« Da that er dem Kampfe Einhalt, brachte das Volk in seine Gewalt und kehrte in Frieden heim. Der Königin erzählte er, wie er Christi Namen angerufen und so den Sieg gewonnen habe. Das geschah im fünfzehnten Jahr seiner Regierung.

Darauf ließ die Königin heimlich den Bischof von Reims, den heiligen Remigius, rufen und bat ihn, er möchte das Wort des Heils dem Könige zu Herzen führen. Der Bischof aber beschied ihn im Geheimen zu sich, und fieng an, ihm anzuliegen, er solle an den wahren Gott, den Schöpfer Himmels und der Erde, glauben, und den Götzen den Rücken wenden, die weder ihm noch andern helfen könnten. Jener aber sprach: »Gern höre ich dich, heiliger Vater, aber eins macht mir noch Bedenken: das Volk, das mir folgt, duldet nicht, daſs ich seine Götter verlaße. Doch ich gehe und spreche mit ihm nach deinem Wort.« Als er darauf mit den seinigen zusammentrat, rief alles Volk zur selben Zeit, noch ehe er den Mund aufthat, denn die göttliche Macht kam ihm zuvor: »Wir verlaßen die sterblichen Götter, gnädiger König, und sind bereit zu folgen dem unsterblichen Gott, den Remigius predigt.« Solches wurde dem Bischof gemeldet, und er befahl hocherfreut das Taufbad zu bereiten. Mit bunten Decken wurden nun die Straßen behängt, mit weißen Vorhängen die Kirchen geschmückt, der Taufstein in Ordnung gebracht, Wohlgerüche verbreiteten sich, es schimmerten hell die duftenden Kerzen, und der ganze Tempel um den Taufstein wurde von einem himmlischen Wohlgeruch erfüllt; und solche Gnade ließ Gott denen zu Theil werden, die damals gegenwärtig waren, daſs sie meinten, sie seien versetzt in die Wohlgerüche des Paradieses. Zuerst verlangte der König vom Bischof getauft zu werden. Er gieng, ein neuer Konstantin, zum Taufbade hin, sich rein zu waschen von dem alten Aussatz, und sich von den schmutzigen Flecken, die er von Alters her gehabt, im frischen Wasser zu reinigen. Als er aber zur Taufe hintrat, redete ihn der Heilige Gottes mit beredtem Munde also an: »Beuge still deinen Nacken, Sicamber [1], verehre, was du verfolgtest, verfolge, was du verehrtest.«

Es war nemlich der heilige Bischof Remigius ein Mann von hoher Wissenschaft und besonders in der Kunst der Beredsamkeit erfahren, aber auch durch Heiligkeit zeichnete er sich so aus, daſs er an Wunderthaten dem heiligen Silvester gleich kam. Wir haben noch jetzt seine Lebensbeschreibung, die berichtet, daſs er einen Toten erweckt habe.

---

1) Die Sicambrer an der Sieg, einst gefürchtete Feinde der Römer, verschwinden nachher in ihrer alten Heimat. Sie waren von dort fortgeführt und hatten Wohnsitze am Rhein erhalten, auch an der Waal werden sie genannt. Sie müßen sich hier später mit den Franken verbunden haben, die nun den Namen Sicamber öfters in einer ehrenden Beziehung führen. Namentlich wird bei den merovingischen Königen öfters die Abstammung von den Sicambrern hervorgehoben.

Also bekannte der König den allmächtigen Gott als den dreieinigen, und ließ sich taufen im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, und er wurde gesalbt mit dem heiligen Öhl unter dem Zeichen des Kreuzes Christi. Von seinem Gefolge wurden aber getauft mehr als dreitausend. Es wurde auch seine Schwester Alboflede getauft, die nicht lange danach zum Herrn eingieng. Und da sich der König um sie tief bekümmerte, schrieb ihm der heilige Remigius einen Trostbrief, der hub solchermaßen an: »Es betrübt mich die Veranlassung Eures Kummers, es betrübt mich über die Maßen, dass Eure Schwester guten Andenkens Alboflede heimgegangen ist. Aber wir vermögen Euch deshalb zu trösten, denn so schied sie von dieser Welt, dass man eher dankend emporblicken, als trauern sollte.« Es bekehrte sich ferner auch eine andre Schwester des Königs, mit Namen Lantechilde, die in die Irrlehre der Arianer verfallen war; sie bekannte nun, dass der Sohn und der heilige Geist gleichen Wesens mit dem Vater sei, und wurde darauf gesalbt.

78. Karls Familie.

(„Kaiser Karls Leben von Einhard" (Eginhard), 19. Dieser diente am Hofe Karls des Großen, dem er sehr nahe stund. Einhard lebte von 770 bis 844 nach Ch.)

Die Erziehung seiner Kinder richtete Karl so ein, dass Söhne wie Töchter zuerst in den Wissenschaften unterrichtet wurden, auf deren Erlernung auch er selbst seinen Fleiß verwandte. Dann mußten die Söhne, sobald es nur das Alter erlaubte, nach der Sitte der Franken reiten, sich in den Waffen und auf der Jagd üben, die Töchter aber sich mit Wollenarbeit abgeben und mit Spinnrocken und Spindel beschäftigen [1]), damit sie sich nicht an Müßiggang gewöhnten, und ließ sie anleiten zu jeder guten Zucht. Von allen seinen Kindern verlor er nur zwei Söhne und eine Tochter, bevor er starb, Karl seinen ältesten [2]) und Pippin [3]), den er zum König von Italien gemacht hatte, und die Hruodrud [4]), seine erstgeborne Tochter, die mit dem griechischen Kaiser Konstantin verlobt war. Pippin hinterließ einen Sohn Bernhard und fünf Töchter, Adalheid, Atula, Guntrada, Bertheid und Theoderada. An diesen bewies der König recht deutlich seinen liebevollen Sinn, indem er nach des Sohnes Tod den Enkel zum Nachfolger seines Vaters machte und die Enkelinnen mit seinen eigenen Töchtern auferziehen ließ. Den Tod seiner Söhne und seiner Töchter trug

---

1) Karls Mutter Bertha führt in der Sage den Beinamen der Spinnerin. — 2) Starb am 4. Dez. 811. — 3) Starb am 7. Juli 810. — 4) Starb 810.

er überaus gelaßen und mit dem hohen Sinn, der ihm eigen war, doch presste ihm die herzliche Liebe, die ihn nicht minder auszeichnete, Tränen aus. Auch bei der Nachricht von Papst Adrians Tod, der hoch in seiner Freundschaft stund, weinte er so, als hätte er seinen Sohn oder den theuersten Bruder verloren. Denn er hatte ein für Freundschaft äußerst empfängliches Gemüth, leicht war er ihr zugänglich, unverbrüchlich hielt er sie fest und bewies gegen alle diejenigen heilige Treue, zu denen er in solch ein Verhältnis getreten war. Um die Erziehung seiner Söhne und Töchter war er so besorgt, dass er zu Hause niemals ohne sie speiste, nie ohne sie eine Reise machte; seine Söhne ritten ihm zur Seite, seine Töchter aber folgten ihm im hintersten Zuge und eine Schar von Leibwächtern war zu ihrer Beschützung bestellt.

79. Einhard an Lothar.

Es war im Frühjahre 830, als eine offene Empörung gegen den Kaiser (Ludwig) ausbrach und auch dessen ältester Sohn Lothar aus Italien gegen ihn heranzog. Einhard war noch bei der Kaiserin Judith in Aachen und schrieb auf ihre Bitte ohne Zweifel den schönen und bedeutsamen Brief an seinen ehemaligen Zögling:

»Welche Sorge und Bekümmernis um Eure Hohheit mich erfüllt, das kann ich Euch nicht leicht mit Worten ausdrücken. Denn immer habe ich Euch und Euren Vater gleich sehr geliebt und in gleichem Maße Euer beider Wohlfahrt gewünscht, seitdem er mit Euch unter Zustimmung seines ganzen Volks seine Würde und sein Reich getheilt und mir geboten hat, Euch in Obhut zu nehmen, über Eure Sitten zu wachen und Euch zu allem ehrbaren und nützlichen Thun anzuhalten. Wenn Ihr auch hierin meine Dienste weniger förderlich erfunden habt, als sie hätten sein sollen, so fehlte doch meinerseits der treue Wille nicht, und diese Gesinnung welche heute noch lebendig ist, läßt mich nicht schweigen, sondern verpflichtet mich, Euch zum Heil zu rathen und mit wenigen Worten vor der Gefahr zu warnen, die Euch droht. So wisse denn Eure Hohheit, dass es zu meiner Kenntnis gekommen ist, wie etliche Menschen, die mehr auf ihren als Euern Vortheil ausgehen, Euch aufreizen und zu bewegen suchen, den väterlichen Rath misachtend und den schuldigen Gehorsam verletzend, den Euch von Euerm Vater zur Regierung angewiesenen Ort zu verlaßen [1])

---

1) Lothar war nach dem Wormser Reichstag im Sommer 829 nach Italien geschickt worden, um dem Getreibe der Parteien entrückt zu sein.

und gegen seinen Willen und Befehl zu ihm zu kommen und, so unlieb es ihm auch ist, bei ihm zu bleiben. Kann man sich etwas verkehrteres und ungebührlicheres denken? Überleget doch, was das für ein Rath ist und wie viel böses er in sich fasst. Vor allem will er Euch, wie es mir scheint, verleiten, jenes Gebot Gottes, in dem er die Ältern zu ehren befiehlt, zu misachten und das lange Leben, das als Lohn für die Befolgung dieses Gebots verheißen ist, für nichts zu halten; sodann ungehorsam zu werden und mit hochmüthigem Trotz sich gegen den zu erheben, unter den Ihr Euch mit Demuth beugen solltet; ferner durch Eure Misachtung und Euren Ungehorsam die Liebe ganz zu verbannen und die Zwietracht, von der man zwischen Euch gar nicht sollte sprechen dürfen, so zu steigern, dass statt der Liebe gar noch Hass ausbricht, was um jeden Preis verhütet werden muß. Denn Ihr werdet, glaube ich, gar wohl wissen, wie sehr ein trotziger und seinen Ältern ungehorsamer Sohn ein Abscheu ist vor dem Herrn und dass Gott, wie Ihr im Deuteronomium es lesen könnt, durch Moses geboten hat, dass ein solcher von allem Volke gesteiniget werde. Darum habe ich Euch ermahnen zu müßen geglaubt, dass Ihr nach der Euch von Gott verliehenen Klugheit die Euch drohende Gefahr vermeidet und nicht meinet, es könne dieses göttliche Gebot, obwohl es im alten Gesetze steht, von irgend jemand verachtet werden. Denn es ist eines von den vielen, welches unsere Meister und Lehrer, die heiligen Väter, für neue wie für alte Zeiten, für Christen wie für Juden für verbindlich erklärt haben. Ich liebe Euch, Gott weiß das, und darum wende ich mich mit meinen Ermahnungen so vertrauensvoll an Euch. Ihr aber müßt nicht die niedrige Person des Ermahnenden, sondern die Heilsamkeit des Raths in Anschlag bringen.«

80. Otto's des I. Wahl und Krönung (936).

(Widukinds (von Korvei) sächsische Geschichten II. 1. 2.)

Nachdem der Vater des Vaterlandes und der größte und beste der Könige, der Herr Heinrich entschlafen war, da erkor das ganze Volk der Franken und Sachsen dessen Sohn Oddo, der schon vorher zum Nachfolger bezeichnet war, zu seinem Gebieter und als Ort der allgemeinen Wahl bezeichnete und bestimmte man die Pfalz zu Aachen. Es ist aber jener Ort nahe bei Jülich, welches von seinem Gründer Julius Cäsar den Namen erhalten hat. Und als man dorthin gekommen war, versammelten sich die Herzoge und die Ersten der Grafen mit der Schar der vor-

nehmsten Vasallen in dem Säulengange, welcher mit der Basilika des großen Karl verbunden ist, und sie setzten den neuen Herrscher auf einen hier errichteten Tron; hier reichten sie ihm die Hände *), gelobten ihm Treue und Hilfe gegen alle seine Feinde, und machten ihn so nach ihrem Brauche zum Könige. Während dieß von den Herzogen und den übrigen Beamten vorgenommen wurde, erwartete der höchste Bischof mit der gesamten Priesterschaft und dem ganzen niedern Volke unten in der Basilika den Aufzug des neuen Königs. Als dieser eintrat, gieng ihm der Erzbischof entgegen, und berührte mit seiner Linken die Rechte des Königs, während er selbst in der Rechten den Krummstab trug, und angethan mit der Albe, geschmückt mit der Stola und dem Messgewand, schritt er vor bis in die Mitte des Heiligthums, wo er stehen blieb, und sich zu dem Volke wendend, welches rings umher stand — es waren nämlich in dieser Basilika Säulengänge unten und oben im Kreise errichtet, so dass er von allem Volke gesehen werden konnte — sprach er so: Sehet, hier stelle ich euch vor den von Gott erkornen und vom Herrn Heinrich früher bezeichneten, nun aber von allen Fürsten zum Könige erhobenen Herrn Oddo; wenn euch diese Wahl gefällt, so bezeugt dieß, indem ihr die rechte Hand zum Himmel emporhebt. Darauf hob alles Volk die Rechte in die Höhe und wünschte mit gewaltigem Geschrei dem neuen Gebieter Heil und Segen. Sodann schritt der Erzbischof mit dem Könige, welcher mit dem enganliegenden fränkischen Gewande bekleidet war, hinter den Altar, auf welchen die königlichen Insignien gelegt waren, das Schwert mit dem Wehrgehenk, der Mantel mit den Spangen, der Stab mit dem Zepter und das Diadem. Höchster Priester war nämlich zu dieser Zeit Hildiberht, von Geschlecht ein Franke, seines Standes ein Mönch, erzogen und gebildet im Kloster zu Fulda, und nach Verdienst zu so hohen Ehren gestiegen, dass er zum Vorsteher dieses Stiftes ernannt wurde, später aber die höchste Würde des erzbischöflichen Stuhles zu Mainz erlangte. Dieß war ein Mann von wunderbarer Heiligkeit, und außer der natürlichen Weisheit seines Geistes war er durch seine Gelehrsamkeit hoch berühmt. Man erzählt von ihm sogar, dass er unter anderen Gnadengaben auch den Geist der Weißagung erhalten habe. Und da wegen der Salbung des Königs ein Streit unter den Bischöfen sich erhob, nämlich dem zu Trier

---

*) Der Huldigende hielt, indem er den Eid sprach, seine Hände zwischen den Händen des Königs.

und dem zu Köln — von Seiten jenes, weil sein Stuhl der ältere und gewissermaßen vom Apostel Petrus gegründet sei, von Seiten dieses, weil der Ort zu seinem Sprengel gehöre — und da deshalb beide meinten, die Ehre der Weihe gebühre ihnen, so traten dennoch beide vor der allen bekannten Hoheit des Hildiberht zurück. Er selbst aber trat an den Altar, nahm hier das Schwert mit dem Wehrgehenk, und sprach zum König gewendet: Empfange dieses Schwert und treibe mit ihm aus alle Widersacher Christi, die Heiden und schlechten Christen, da durch Gottes Willen alle Macht des ganzen Frankenreiches dir übertragen ist, zum bleibenden Frieden aller Christen. Sodann nahm er die Spangen und den Mantel und bekleidete ihn damit: Dieß bis an den Boden wallende Gewand möge dich erinnern, wie du vom Eifer im Glauben entbrennen mögest und in Wahrung des Friedens verharren müßest bis in den Tod. Sodann reichte er ihm Zepter und Stab und sprach: Bei diesen Zeichen mögest du gedenken, dass du mit väterlicher Zucht deine Unterthanen leitest, und vor allem den Dienern Gottes, den Witwen und Waisen die Hand der Erbarmung reichest; und möge niemals von deinem Haupte das Öhl der Barmherzigkeit versiegen, auf dass du jetzt und in Zukunft mit ewigem Lohne gekrönt werdest. Darauf wurde er alsbald mit dem heiligen Öhle gesalbt und mit dem goldnen Diadem gekrönt von den Bischöfen Hildiberht und Wicfrid [1]), und da nun die Weihe, wie sich gebührt, vollständig vollendet war, ward er von eben denselben Bischöfen zum Tron geführt, zu welchem man auf einer Wendeltreppe hinanstieg, und der zwischen zwei marmornen Säulen von herrlicher Schönheit errichtet war, so dass er von hier aus alle sehen und von allen wiederum gesehen werden konnte.

Nachdem man hierauf Gott gepriesen und das Messopfer feierlich begangen hatte, stieg der König in die Pfalz herab, trat sodann an eine marmorne, mit königlichem Geräth geschmückte Tafel und setzte sich mit den Bischöfen und allem Volke; die Herzoge aber warteten auf. Der Herzog der Lotharinger, Isilberht [2]), zu dessen Amtsgewalt jener Ort gehörte, ordnete die ganze Feier, Evurhard besorgte den Tisch, Herimann der Franke stand den Mundschenken vor, Arnulf sorgte für die ganze Ritterschaft und für die Wahl und Absteckung des Lagers; Sigifrid aber, der Sachsen trefflichster und der zweite nach dem Könige, einst Schwager des Königs, und auch dem neuen Könige durch diese Verschwäge-

1) Erzbischof von Köln. — 2) Gewöhnlich Giselbert genannt.

rung nahe verbunden, verwaltete um diese Zeit Sachsen, damit nicht etwa unterdessen ein feindlicher Einfall stattfände, und hatte den jüngern Heinrich zur Erziehung bei sich. Der König aber ehrte nach diesem einen jeden der Fürsten königlicher Freigebigkeit gemäß mit angemessenen Geschenken und entließ die Menge mit aller Fröhlichkeit.

81. Die christliche Staatenbildung.

(Von Fr. Schlegel.)

Die ersten drei Jahrhunderte seit dem Anfange der neueren Geschichte und unserer christlichen Zeitrechnung bilden die Epoche, wo sich mit diesem zweiten Werde in der Schöpfung das Licht des Christenthums in dem ganzen damaligen römischen Weltreiche verbreitete, und mit Konstantin endlich nach langen Verfolgungen sich erhebend, aus der bisherigen Unterdrückung auch äußerlich siegreich hervorgieng. Die zweite Epoche von fünfhundert Jahren umfasst den chaotischen Zwischenzustand in der Weltgeschichte, oder den Übergang aus dem untergehenden Alterthume zu der sich aus diesem seinem Untergange bildenden neuen Zeit, die gärende Mischung so vieler und verschiedenartiger durch einander flutenden Geschichtselemente. Als endlich die Ungewitter sich entladen hatten, der Sturm sich legte, die Wolken sich zertheilten und nun das reine Himmelsfirmament des christlichen Glaubens der Entwicklung eines neuen Lebens zum schirmenden Obdach dienen konnte, und nachdem die wilden Wasser in jener gewaltigen Völkerflut sich mehr und mehr zu verlaufen anfiengen, da bildeten alsdann die germanischen Stämme, mit der romanischen Grundlage in eins verschmolzen, den festen Boden, aus welchem die neuen europäischen Nazionen aufwuchsen und hervorgiengen, nachdem mit Karl dem Großen das sichere Fundament gelegt war, auf welchem das Gebäude des christlichen Staates ruhen, und derselbe seine weitere Entwicklung gewinnen und seine vollkommene Gestaltung erreichen mochte. Auf diesem Fundamente des christlichen Staates und des christlichen Lebens, und unter dem Obdache jenes leuchtenden Sternenhimmels des göttlichen Glaubens und unter seinem beseligenden Einflusse muste und sollte nun aber auch die menschliche Wissenschaft, aus dem geringen Anfange des nach allen Zerstörungen noch übrig gebliebenen Erbtheils menschlicher Kenntnisse und alter Bildung, sich mit neuer Kraft zum vollen Wachsthume entfalten und mehr und mehr eine christliche und göttliche werden. Diese neue Entwicklung des Lebens im christlichen Staate, so wie des Geistes und der christ-

lichen Wissenschaft ist der eigentliche Inhalt der dritten Epoche der neuern Geschichte, welche die sieben Jahrhunderte von Karl dem Großen bis auf die Entdeckung der neuen Welt und bis auf die letzte Periode des Kampfes umfasst. Dass aber auch jene sieben Jahrhunderte der inneren christlichen Entwicklung der neueren Nazionen mit dem manigfach reichen und vollen Wachsthume der Kraft und des Lebens zugleich auch schon eine Periode des Kampfes im Staate und in der Wissenschaft gewesen sind, dass auch in dem einen wie in dem anderen Gebiete dem Christlichen noch vieles Unchristliche schädlich und störend beigemischt war, ihm hemmend und feindlich entgegen trat, das versteht sich, historisch genommen, ganz von selbst.

Wie das Heil und der Wert des einzelnen Menschen nach der christlichen Lebensansicht, nicht auf dem äußersten Scheine beruht oder auf einer bloßen Formel, sondern auf der inneren Gesinnung und auf der Wahrheit derselben, so ist es auch mit dem öffentlichen Leben und mit dem Staate. Der Geist und die Absicht, der Charakter einer That, das Persönliche in dem gegenseitigen Verhältnisse und dem ganzen öffentlichen Zustande, das ist es, und nicht die äußere Form, was in der einen oder der anderen Hinsicht über die gute und göttliche, so wie auch über die entgegen stehende, Tendenz in einem historischen Stoffe oder Gegenstande vorzüglich entscheidet und worauf alles ankommt. Der christliche Charakter und Ton in der Regierung des großen, wenn auch sonst nicht fleckenfreien Karl liegt nicht darin, dass er, wie es auch Alfred nach ihm that, für seine bürgerlichen Reichs- und Landes- oder auch Provinzialgesetze mehrentheils die berathende Mitwirkung seiner Bischöfe mit hinzu nahm, nachdem jene Gesetze auch so viele mehr moralische Vorschriften enthielten, oder dass ihm der Papst zu Rom die Kaiserkrone aufsetzte, sondern auf dieser, seinem thatenreichen Leben zum Grunde liegenden Idee beruht derselbe, auf diesem seinem ganzen Begriffe von dem Staat und der Kirche und der die Völker und die Zeiten belehrenden und bildenden Wissenschaft, auf seinem Gedanken von einem, alle gesitteten Völker umfassenden und schirmenden Weltreiche, von diesem neuen Europa, zu dem er doch eigentlich den ersten Grund gelegt hat, und seiner ganzen darin beruhenden Ansicht von der nachfolgenden Zukunft und seiner eigenen Zeit. Wo wir also immer, ganz abgesehen von der äußeren Form, die Grundzüge einer liebevollen, auf Gott begründeten Gerechtigkeit sehen, und die Gesinnung der bereitwilligsten Aufopferung alles einzelnen Vortheils und des ganzen

eigenen Daseins für diese und für die göttliche Weltordnung, da sind es eben so viele charakteristische Merkmale von der glücklichen Entwicklung des christlichen Rechtsbegriffs und Staates. Und wo immer wir eine Willkür und Gewaltthat, oder was sonst für ein Unrecht warnehmen, da ist das Beginnen selbst gewiss auch ein unchristliches, sobald es die Gesinnung war.

Mit den Gebräuchen und Einrichtungen der germanischen Völker stimmte das Christenthum in dieser seiner eigenthümlichen Grundbeschaffenheit überaus gut zusammen, ungleich mehr, als mit der absolut gewordenen Republik in dem römischen Weltstaate, der in seinem wesentlichen Grundcharakter auch nach Konstantin immer heidnisch geblieben ist. Die monarchische Erbverfassung war hier in den altdeutschen Einrichtungen überwiegend vorherrschend, aber fern von allem Absolutismus, und mit manchem republikanischen Herkommen, Gesetz oder Recht im Einzelnen verwebt, überhaupt alles auf der historischen Grundlage, der alten Sitte, der freien, adelichen Gesinnung, der reinen Ehre, auf der Person und dem persönlichen Ruhme, dem großen Geiste und Charakter beruhend. Sobald zu dieser sittlichen Naturkraft der germanischen Völker nur die religiöse Weihe hinzu kam und der Grundsatz der christlichen Liebe in frommer Einfalt des lebendigen Glaubens in diese starken Heldenseelen aufgenommen und eingeschlossen ward, so waren auch schon alle Elemente des wahren Staates und öffentlichen Lebens damit gegeben.

82. Karlingische Zeiten.

(„Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformazion.“ Von Leopold Ranke.)

Es war einer der größten Momente der Weltgeschichte, als im Anfang des achten Jahrhunderts von der einen Seite her der Mohamedanismus nach Italien und Gallien, von der anderen das altsächsische und friesische Heidenthum noch einmal über den Rhein vordrang, in dieser Gefahr des christlichen Abendlandes aber sich ein germanischer junger Fürst, Karl Martell, zum Vorkämpfer derselben erhob, sie mit alle der Anstrengung, zu welcher die Nothwendigkeit der eignen Vertheidigung aufruft, behauptete und darnach aufs neue ausbreitete. Denn da der Inhaber der einzigen Gewalt, die sich in den romanischen Nazionen noch behauptete, der Papst zu Rom, sich an diesen Fürsten und seine Nachfolger anschloss, von ihnen Hilfe empfieng und ihnen dagegen Begünstigungen der geistlichen Autorität zu Theil wer-

den ließ, so bildete sich von diesem Augenblick an der kriegerisch-priesterliche Staat aus, welcher die Grundlage aller europäischen Entwikkelung ist. Eroberung und Christlichung giengen seitdem Hand in Hand. »Als die Herrschaft des ruhmreichen Karl,« sagt die Lebensbeschreibung des Bonifacius, »über die Friesen befestigt war, so erscholl auch die Drommete des göttlichen Wortes.« Man könnte nicht sagen, ob die fränkische Herrschaft mehr dazu beitrug, die Hessen und Thüringer zu bekehren, oder das Christenthum mehr, diese Völker dem fränkischen Reiche einzuverleiben. Der Krieg Karls des Großen wider die Sachsen war zugleich ein Religionskrieg. Karl eröffnete ihn mit einem Angriff auf das altsächsische Heiligthum der Irminsul; die Sachsen antworteten mit der Zerstörung der Kirche in Fritzlar. Mit Heiligenreliquien zog Karl in die Feldschlacht; Sendboten begleiteten die Abtheilungen seines Heeres; seine Siege wurden mit Errichtung von Bisthümern gefeiert; die Taufe besiegelte die Unterwerfung; Rückfall in das Heidenthum war zugleich ein Staatsverbrechen. In der Kaiserkrönung des alten Siegers liegt eine Vollendung aller dieser Ereignisse. Ein Germane trat im natürlichen Laufe der Dinge mit geordneter gesetzmäßiger Gewalt an die Stelle der Cäsaren, an die Spitze eines großen Theiles der romanischen Welt; er nahm, dem römischen Oberpriester zur Seite, auch für die geistlichen Angelegenheiten eine erhabene Stellung ein; eine fränkische Synode hat ihn den »Regenten der wahren Religion« begrüßt. Sein ganzer Staat empfieng nun eine durchaus geistlich-weltliche Farbe und Form.

83. Das Mönchthum.

(J. A. Möhler.)

Welches gebildetere Volk der alten Welt die Geschichte auch immer unserer Betrachtung darbietet, unter den manigfaltigsten äußeren Gestalten zeigt sich uns überall dem Wesen nach das, was wir Mönche nennen. Die Erscheinungsweisen sind nach Zeit und Ort verschieden, die Sache findet sich überall. Allenthalben werden wir auf Männer aufmerksam gemacht, welche, sich ausscheidend von der großen Masse und dem Gewühle der Menschen entziehend, durch einen geheimnisvollen Zug in die Einsamkeit, in Wälder und Wüsten geführt werden, wo sie, die Schätze und Freuden der Welt nicht so fast nur gern entbehrend, als vielmehr dieselben gar nicht vermissend, das inhaltvollste Leben suchen, und wo ihnen

auch die höchsten Freuden und Leiden, welche nur die menschliche Brust bewegen können, zu Theil werden. Was jener Römer sagte, dass er niemals weniger allein sei, als wenn er allein sei, war bei ihnen zumeist der Fall. In ihnen, obgleich von den Menschen getrennt, oder vielmehr weil von den Menschen äußerlich getrennt, gelangte oft ihre Zeit, ihr Stamm oder ihr Volk zum Selbstbewustsein, und sie traten, verkehrend mit Göttern, und von diesen, wie sie nicht zweifelten, beauftragt, als Religionsstifter und Gesetzgeber, als Offenbarer tiefer Geheimnisse und Sittenlehrer auf; denn gesammelt in sich selbst, begriffen sie nach ihrer Weise Gott und die Welt, sie begriffen die Ihrigen, die zerstreut nach allen Seiten zur Selbsterkenntnis und zum Begriff ihrer Zustände, ihrer wahren Bedürfnisse, ihrer Gegenwart und Zukunft nicht gelangten. Was sie gegründet, dauerte nicht selten Jahrhunderte und Jahrtausende; denn ihr Blick war tiefer als auf die schwindende Oberfläche gefallen. Andere bieten uns ein eben so liebevolles als tragisches Schauspiel dar; das tiefste und erhabenste Geheimnis der Menschengeschichte ahnend aber auch misverstehend, weiheten sie sich zum Opfer für die Sünden ihrer Volksgenossen der zürnenden Gottheit; zogen sich als Büßer zurück und endeten ein qualvolles Leben mit dem Herzensgeschrei um Erbarmung und Hilfe für jene, denen sie wahrhaft nicht aus Menschenhass und launenvoll entflohen waren. Die Geschichtsbücher und Sagen des Morgenlandes, auch die des Abendlandes, rufen dem Kenner vieles dergleichen ins Gedächtnis zurück. Nur wilde Völker haben keine erkennbaren Spuren des Mönchthums aufzuzeigen, und ihr Gegentheil, die überfeinerten Völker, scheinen wieder zur Vertilgung und zum Hasse desselben geneigt zu sein. Dort ist das Geistesleben zu dumpf, um den Mönch zu erzeugen, hier zu kraftlos, um ihn zu erhalten, und ist er auch vorhanden, so gleicht er nur dem traurigen Schatten, der nach dem Verschwinden des Körpers zuweilen noch auf kurze Zeit gesehen wird. So bleibt es dann, bis eine allgemeine Lebenserneuerung eintritt.

Unter den ersten Christen fehlte deshalb das Mönchthum auch nicht; ja, ganz neue und eigenthümliche Gründe für dasselbe flossen unmittelbar aus dem Christenthume. In einem nicht unwahren Sinne kann gesagt werden, dass die Jünger des Herrn in den ersten drei Jahrhunderten allzumal Mönche gewesen seien. Von der Welt ausgeworfen, lebte der Christ mitten in ihr als Einsiedler, gerade so weit durch seine Sitten von ihr getrennt, als durch seinen Glauben; denn dieser prägte sich getreu in

jenen ab. Die Thatsache, daſs der Sohn Gottes zur Erlösung der Menschen Mensch wurde und am Kreuze starb, ergriff in ihrer ganzen Bedeutung die Herzen, und die Worte des Apostels, daſs die Taufe auf Christus die Taufe auf seinen Tod sei, waren inhaltschwere Worte für jeden Gläubigen. Die Bande der Gemeinschaft mit Christus knüpfen, und die Fesseln dieser Welt zerbrechen, war dasselbe; der Christ starb daher mit Christus, trat aus dem lebendigen Zusammenhange mit dieser Welt heraus und war tot für sie, oder, wie der Apostel sagt, begraben mit dem Herrn; hielt seine Sinne nur für eine höhere offen und thätig, und war ein Fremdling hier unten, ein Bürger dort oben. Darin besteht das Auszeichnende dieser Zeit der ersten Blüte der Kirche, daſs alle Geistliche waren, daſs alle die Religion für ihren Beruf hielten, nicht für eine der vielen Angelegenheiten des Lebens, sondern für die Angelegenheit desselben. Diese Gestalt des Lebens der ersten Christen tritt so sprechend in der Geschichte hervor, daſs sie zu jenem großen und folgenreichen Irrthume führte, nach welchem ursprünglich alle Christen Priester im engeren Sinne des Wortes gewesen, und keine besondere heilige Handlung zur Weihe derselben vom Herrn eingesetzt worden sei, ein Misverständnis, welches die wirkliche ideale Höhe des sittlichen Lebens der ersten Christen eben so sehr verkannte, als es seine Vertheidiger eine eingebildete Höhe erträumen ließ.

84. Kaiser Friedrichs I. Sieg bei Ikonium und Tod.

(Friedrich Raumer, Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit.)

Einstweilen beruhigt zog das Heer an Nikopolis vorüber, und gelangte durch unfruchtbare Gegenden in ein enges Thal. Am Ende desselben erhob sich ein Berg, welchen Herzog Friedrich mit dem Vorderzuge rasch hinanzog, während das Gepäck und der Kaiser mit dem Nachzuge zurückblieb. Hierdurch entstand in der Mitte eine Lücke, in welche die Türken eindrangen und zugleich das ganze Heer umringten. Aber der Kaiser führte mit der größten Anstrengung die Pilger den Berg hinan; der Herzog eilte, obgleich ihm ein Stein mehrere Zähne ausschlug, seinem Vater zu Hilfe und die Türken wurden zurückgetrieben; jedoch erst nach einem harten Kampfe, weil selbst die Verwundeten und zu Boden Gestürzten noch Steine und Erdschollen auf die Christen warfen.

Zweifelhaft blieb es jetzt, welchen Weg man einschlagen solle. Denn die Hauptstraße war von den Türken so viel als möglich verderbt worden,

und zur Rechten zeigten sich undurchdringliche Wüsten; da führte endlich ein gefangener Türke das Heer links über die Berge in eine fruchtbare Ebene. Aber bei dem Hinabsteigen von dem steilen Gebirge verlor man wiederum viele Pferde und Gepäck, und die Ebene gewährte nicht die gehofften Erfrischungen, weil die leicht berittenen Türken alle Zufuhr abschnitten und nicht das Mindeste ohne Gefecht zu gewinnen war. Nie hatten die Pilger Ruhe; zu allen Stunden des Tages und der Nacht wurden sie, bald durch Kriegsgeschrei, bald durch den Schall der Trompeten aufgeschreckt, und in sechs Wochen konnten sie die Rüstung nicht ablegen. Außerdem brach ein solcher Mangel in, dass man sogar Pferdefleisch aß und Pferdeblut trank. Aber ungeachtet dieser schrecklichen Lage hielt Friedrich strenge Mannszucht, und bestrafte selbst nach dem Zeugnisse seiner Feinde jeden Frevel und jede Unzucht an den Geringeren, jeden Misbrauch der anvertrauten Gewalt an den Vornehmen. So strenge Mittel kamen indess nur gegen wenige zur Anwendung; im Allgemeinen zeigten die Pilger in Noth und Gefahr eine fast unglaubliche Geduld und Ausdauer. Einzelne, welche verzweifelnd zu den Türken übergiengen und dem Christenthume entsagten, galten für keinen wahren Verlust und der unverzagte Kaiser sprach: »Wie konnten wir in solcher Gesellschaft glücklich sein? Die Flucht jener Gottlosen ist eine erwünschte Reinigung des Heeres!«

Um diese Zeit baten die Gesandten des Sultans, dass sie, von einem deutschen Reiter begleitet, den Befehlshaber der umherschweifenden Türken aufsuchen dürften, damit sie ihn wo möglich durch Rath und Drohungen von weiterer Belästigung der Pilger abhalten möchten. Gern bewilligte der Kaiser ihr Gesuch, aber weder die Gesandten noch ihr Begleiter kehrten zurück, und es hieß, sie würden mit Gewalt von den Türken gefangen gehalten. Bald nachher offenbarte sich indess der Verrath: am 14. Mai 1190 erblickte man das Heer des Sultans von Ikonium, welches sich mit den umherschweifenden Türken vereint hatte, und nach der geringsten Angabe 300,000 Mann stark war. Welch eine schreckliche Aussicht bei der Minderzahl und der körperlichen Ermattung der Christen! Deshalb wandten sich alle Gedanken zum Himmel, und der Bischof von Würzburg ermahnte die Versammelten: »sie sollten Hoffnung und Vertrauen nicht schwinden lassen, und an das tröstende Beispiel der heiligen Märtirer gedenken; dann werde Gottes Geist und Hilfe allen nahe sein.« Auch Friedrich sprach mit der Kraft und Festigkeit, welche ihn nie verließ,

und erinnerte: »daſs nur der Tapfere auf Rettung hoffen könne, jeder aber, der die Gefahr fliehe, darin umkommen müße.« Da stimmten alle einmüthig den deutschen Kriegsgesang an und kehrten, jedes Leiden vergessend, in ihre Zelte zu einer nur kärglichen Mahlzeit zurück. Mit dem Anbruche des Tages vertheilten die Bischöfe den Leib des Herrn, und schnell trat dann das Heer in Schlachtordnung.

Der feindliche Feldherr und Schwiegersohn des Sultans, Melech, wollte sogleich angreifen; aber einer seiner angesehensten Rathgeber brachte den Arm eines Türken in die Versammlung, welcher trotz des starken Harnisches von einem Pilger abgehauen war, und sprach: »Herr, mit Männern, welche so großen Muth und so gewaltige Waffen haben, ist nicht gut in der Nähe kämpfen; wir werden eher durch Zögern, Aushungern, Beunruhigen ihrer Meister werden, als durch eine offene Schlacht.« Viele stimmten dieser Ansicht bei, aber Melech vertraute der Überzahl seiner Mannschaft und drang auf eine schnelle Entscheidung. Sie ward ihm zu Theil; denn mit solcher Gewalt durchbrachen die Christen alle Reihen der Türken, daſs 10,000 von diesen auf dem Platze blieben, die übrigen nach Ikonium flohen, und Melech selbst, der mit dem Pferde gestürzt war, kaum sein Leben rettete. — Aber so großen Ruhm dieser Sieg auch den Pilgern brachte, so wenig wurde dadurch ihre äußere Lage gebessert; denn als beim Einbruche der Nacht kein Feind mehr zu sehen war, und alle sich wieder um ihre Feldzeichen gesammelt hatten, befanden sie sich in einer öden, wasserlosen Gegend: Lebensmittel fehlten gänzlich, und den entsetzlichen Durst löschten manche mit dem Blute der getöteten Pferde, oder nagten an ausgerissenen Rasenschollen. Erst am folgenden Tage erreichte man eine sumpfige Stelle und fand schlechtes Wasser und Gras für die Pferde. Ohne Salz und Gewürz gekochtes Esels- und Pferdefleisch galt für eine schätzbare Labung, und weil es durchaus an Holz fehlte, so machte man Feuer von Sätteln und alten Kleidern.

Über alle diese Umstände wohl unterrichtet erschien Melech und sprach zum Kaiser: »Wenn ihr 300 Zentner Goldes, oder für jeden Kreuzfahrer ein Goldstück bezahlt, so sollt ihr Frieden haben und Lebensmittel erhalten.« Friedrich aber antwortete: »Es ist nicht Sitte in unserem Reiche, noch Sitte bei den Kriegern des Kreuzes, sich mit Golde einen Weg zu eröffnen. Mit dem Schwerte werden wir uns Bahn brechen, unter dem Beistande unseres Herrn Jesu Christi. Wenn dir aber als Lösung für alle

Christen, zur Vertheilung an alle Türken, ein einziger Byzantiner [1]) genügt, so will ich Befehl geben, ihn dir auszuzahlen.« — Erzürnt sprach der hierauf abreisende Türke: »Wenn ich in der Nacht nicht zurückkehre, so erwartet um die dritte Stunde den Angriff des ganzen Heeres!«

Manche ergriff jetzt die höchste Besorgnis; sie nannten den ungebeugten Sinn des Kaisers nutzlose Halsstarrigkeit, sie drangen darauf, sich rechts zu wenden und, unbekümmert um die Türken und das feste Ikonium, in höchster Eile nach den christlichen Landschaften zu ziehen. Andere hingegen stellten vor: man könne, bei dem Mangel an Lebensmitteln und den ringsumherschweifenden Türken, die zu entfernten christlichen Besitzungen nicht erreichen, und der Noth ganz allein durch die Eroberung des mit allen Vorräthen versehenen Ikonium ein Ende machen. Friedrichs Ausspruch entschied für diese Ansicht; er gelobte öffentlich, dem um Hilfe angeflehten heiligen Georg eine Kirche zu erbauen, und befahl mit fester, ruhiger Haltung: »Morgen schlagen wir unter Gottes Beistand das Lager auf in den Gärten des Sultans, und finden daselbst Erfrischungen in Überfluss. Niemand darf aber bei schwerer Strafe vor dem vollständigen Siege plündern, Verwundete verbinden, oder sich irgend einer Zögerung verdächtig machen.«

Melech kehrte nicht zurück, und mit dem Anbruche des Tages sahen die Pilger, wie sie von den Türken in einem Halbkreise umringt waren. Aber das Geschrei derselben blieb, weil sie jeden ernsten Kampf vermieden, an diesem Tage furchtbarer als ihre Waffen, und am Abend erreichten die Christen wirklich des Sultans Gärten und fanden in denselben Gras, Wasser und manche Lebensmittel. Kein Feind ließ sich sehen, aber ein entsetzliches Gewitter und übermäßige Regengüsse störten die Ruhe der Nacht. Mit dem Anbruche des Tages erschienen türkische Gesandte und boten den Frieden, ungewiss ob aus aufrichtiger Neigung, oder nur, um Zeit zu gewinnen. Der Kaiser erwiederte: »zuvörderst müße sein Gesandter, welchen die flüchtigen Boten des Sultans mitgenommen hätten, aus der Gefangenschaft befreit werden; dann möchten verständige Männer die Bedingungen gemeinsam entwerfen.« Friedrichs Gesandter kehrte hierauf zurück und verkündete, der Sultan wolle die Hauptstadt übergeben. Weil aber 60,000 Türken die Christen mittlerweile immer enger einschlossen, so fürch-

---

1) Eine Goldmünze.

teten diese, daſs man die verrätherische Absicht hege, sie während der glühenden Hitze des Mittags anzugreifen. Deshalb sonderte der Kaiser schnell das Heer in zwei Abtheilungen; er selbst wandte sich wider jene äußern Feinde; Herzog Friedrich und Graf Florenz von Holland zogen gen Ikonium; in der Mitte blieben die Kranken, die Priester und das Gepäck.

Von allen Seiten drangen jetzt die Türken auf die Pilger ein, und die Größe der Gefahr presste selbst dem standhaften Kaiser den Wunsch ab: »er wolle gern jede andere Noth ertragen, wenn das Heer ungefährdet in Antiochien wäre.« Als aber die seinen wirklich anfiengen zu weichen, rief der Greis mit lauter Stimme und durch seinen Heldenmuth wunderbar verjüngt: »Warum zögert ihr? Weshalb seid ihr niedergeschlagen? Gottlob, daſs die Feinde endlich eine Schlacht wagen! Um den Himmel mit eurem Blute zu gewinnen, verließet ihr das Vaterland; jetzt ist die rechte Zeit; folgt mir, Christus siegt, Christus herrscht!« Mit diesen Worten sprengte Friedrich in die Feinde, es folgten ihm seine Mannen, und in demselben Augenblicke gewarte man die christlichen Fahnen auf den Türmen von Ikonium. Anfangs war nämlich Herzog Friedrich durch die Menge der Feinde und durch die hinter den Gartenmauern verborgenen Scharfschützen zurückgedrängt worden, dann ermunterte er kräftig die seinen; Fußgänger stiegen auf die Rücken der Pferde, man erklomm die Gartenmauer und sprengte gleichzeitig ein Thor der Stadt. Auf allen Seiten flohen nunmehr die Türken, aber an 10,000 sollen an diesem Tage umgekommen sein.

Mit großer Freude empfieng der siegende Kaiser seinen siegenden Sohn, und die erbeuteten Vorräthe an Lebensmitteln und an Gelde verwandelten den bisherigen Mangel in Reichthum. Besonders fand man viel Gold und Silber in Melechs Hause: es war der Brautschatz, welchen der Sultan seiner Tochter mitgegeben, und das Geld, welches Saladin, einer Angabe nach, überschickt hatte, um Söldner gegen die Kreuzfahrer zu werben. Der Sultan selbst, welcher anfangs den Gefechten von einem Turme zusah, hatte sich bei wachsender Gefahr mit den Vornehmsten und mit vielen Kostbarkeiten in die auf einem Berge gelegene Burg gerettet, bat aber, weil er nicht hoffen konnte, sich hier lange zu halten, nach dreien Tagen um Frieden, mit der Entschuldigung, daſs er als ein alter Mann gegen seine eigene Neigung von den jüngeren zum Kriege beredet worden sei. Friedrich antwortete: »Einem Kaiser darf die Milde nie feh-

len; gegen Stellung von Geiseln, sicheres Geleit und Darreichung hinlänglicher Lebensmittel soll jede Feindseligkeit aufhören.«

Ungeachtet ihrer Siege waren die Kreuzfahrer bei weitem nicht so zahlreich als die Türken, und wünschten, auf alle Weise ihren Hauptzweck zu beschleunigen; dieß trug ohne Zweifel dazu bei, dass nur Billiges verlangt wurde. Auch nahm der Sultan sogleich die Bedingungen an, und sandte dem Kaiser, so wie Melech dem Herzoge Friedrich, große Geschenke. Das christliche Heer lagerte, um den Ausdünstungen der Leichname zu entgehen, einstweilen außerhalb der Stadt in schönen Gärten, versorgte sich dann reichlich mit jedem Bedarf, und brach endlich gestärkt nach den südlicheren Gegenden auf. Zwar beunruhigten umherschweifende Türken noch die Pilger, und einige Erdstöße erschreckten einmal in der Nacht; zwar konnte man nicht ohne Anstrengung und manchen Verlust über die Bergrücken klimmen; aber endlich erblickte man das tröstende Zeichen des Kreuzes an den Wegen; über Pyrgos und Laranda hatte man die Besitzungen des christlich armenischen Fürsten Leo erreicht, welcher für Lebensmittel sorgte und den Kaiser bis Seleucia am Kalykadnus oder Seleph begleitete. —

Alle Feinde waren nun bezwungen, der Weg nach Syrien frei und offen, nahe das ersehnte Ziel, und Saladin so in Sorgen, dass er durch Gesandte auf's höflichste anbot: »der Kaiser und die Fürsten möchten selbst entscheiden, was er rechtmäßig besäße.« Von Tag zu Tage wuchs Friedrichs Ruhm, und alle seine früheren Thaten wurden durch diesen großen Zug überstralt und verklärt; denn während sein früheres Bemühen, die Herrschaft des Papstes zu brechen und die Christenheit von dieser angeblichen Sklaverei zu befreien, vielen keineswegs über Vorwürfe erhaben däuchte, so erschien dagegen sein jetziger Zweck, das Christenthum in dem Lande herzustellen, wo es seinen heiligen Ursprung genommen hatte, des unbedingten Lobpreisens würdig und die echte Krone seines thatenreichen Lebens.

Am 10. Junius 1190 brach das Heer von Seleucia auf, Herzog Friedrich führte den Vortrab über den Kalykadnus, das Gepäck folgte und der Kaiser befand sich beim Hintertreffen. Weil aber die Brücke über jenen Strom nur schmal war, so gieng der Zug sehr langsam vorwärts; auch traten Zögerungen und Hindernisse anderer Art ein. Deshalb beschloss der Kaiser, dem aus mehreren Gründen daran lag schnell zu seinem Sohne zu kommen, er wolle den Fluss durchschwimmen. Zwar warn-

ten ihn einige der seinen, er möge sich nicht dem unbekannten Wasser anvertrauen; allein furchtlos, wie immer, sprengte er mit dem Pferde in den Strom. Der Greis hatte aber nicht mehr so viel jugendliche Kraft, als jugendlichen Muth: die Wellen ergriffen ihn gewaltig und rissen ihn fort, und als man endlich zu Hilfe kam und ihn auf's Land brachte, war er bereits entseelt. Die Bestürzung, der Jammer, die Verzweiflung überstieg jedes Maß; nach Friedrich wandten sich alle Gemüther, wie die Pflanzen nach der Sonne; der Kaiser, der Feldherr, der Vater sei verloren; nun könne, so klagten alle, ihnen kein Glück mehr aufblühen.

Zwar huldigte man dem Herzoge Friedrich von Schwaben, und ohne erheblichen Unglücksfall führte er das Heer bis Antiochien; aber die strenge Ordnung wich, und nach langem Mangel übernahmen sich so viele in den reichlich dargebotenen Lebensmitteln, dass jetzt mehr an Krankheiten starben, als auf dem ganzen Zuge durch das Schwert umgekommen waren. Andere kehrten, uneingedenk des noch nicht erfüllten Gelübdes, zu Schiffe in ihre Heimat zurück, oder zerstreuten sich nach mancherlei Richtungen, oder verkauften aus Geldmangel ihre Waffen; und nur der geringe zum Fechten taugliche Überrest folgte dem Herzoge nach Tyrus. Hier begrub man in feierlicher Trauer Kaiser Friedrichs Gebeine, und vereinte sich dann mit den Christen von Akkon. Herzog Friedrich kämpfte tapfer und stiftete den Orden der deutschen Ritter; dann erlag er am 20. Januar 1191 ebenfalls den Krankheiten, und die Überbleibsel des so großen deutschen Heeres verschwinden seitdem in der Geschichte der Belagerer von Akkon.

So endete der dritte, mit den frohesten Hoffnungen begonnene, mit seltener Klugheit geführte Kreuzzug. Bei längerem Leben des großen Kaisers wäre er gewiss nicht in diesem Maße vereitelt worden; indess erschienen die unausweichbaren Schwierigkeiten, welche in dem Unternehmen selbst lagen, seitdem bedeutender und abschreckender als je zuvor.

85. Saladin.

(Friedrich Raumer.)

Saladin ward im Jahre 1137 zu Takrit, einer mesopotamischen Stadt, geboren. Sein Vater Eyub — von dem dieser Herrscherstamm den Namen Eyubiden erhielt — und sein Oheim Schirkuh zogen aus Turkestan zum Chalifen nach Bagdad, und dienten ihm mit Auszeichnung, bis Schirkuh im heftigen Zorne einen von dessen Beamten erstach. Beide

Brüder wandten sich hierauf nach Mosul und gewannen zuerst bei Zenki, dann bei Nureddin das größte Ansehen. Saladin verlebte einen Theil seiner Jugend in der prachtvollen, Eyubs Leitung anvertrauten, Stadt Baalbek, und hatte, bei seiner heitern, fröhlichen Natur, eine Abneigung vor Staatsgeschäften, bis sich ihm bei seiner zweiten Anwesenheit in Ägypten die Möglichkeit darbot, Herrschaft zu gewinnen. Sein Benehmen gegen Schaver und die Erben Nureddins unterliegt, nach abendländisch-christlichen Ansichten, gerechtem Tadel; nach morgenländischem Standpunkte war aber der Sturz eines zweideutigen, oder gar feindlich gesinnten Veziers etwas ganz Gewöhnliches, und der Gedanke eines gesetzlich unwandelbaren Erbrechtes der Herrscherstämme nie aufgestellt, viel weniger anerkannt und befolgt worden. Von dem Augenblicke, wo Saladin seine Herrscherlaufbahn betrat, zeigte er männlichen Ernst und große Thätigkeit, ohne dass diese in Kleinigkeitssucht, oder jener in finstere Strenge ausgeartet wäre. Alle Gebote des Islams befolgte er genau, und kannte selbst die wissenschaftlichen Ansichten und Streitigkeiten über diese Lehre; so wenig er sich aber, Gott und seiner eigenen Kraft vertrauend, von Spitzfindigkeiten, Sterndeuterei und Aberglauben übermannen ließ, so wenig mochte er Freidenker und Neuerer leiden. Bei diesen Gesinnungen mußte ihm der Krieg gegen die Christen politisch und religiös von der höchsten Wichtigkeit sein; auch verfolgte er den Plan der Eroberung Syriens beharrlich und trotz aller Hindernisse. Zweimal in der Woche wohnte er in der Regel den Gerichten bei, wo man selbst wider des Sultans nächste Verwandte mit Erfolg klagen konnte, ja er stellte sich persönlich, wenn gegen ihn Streit erhoben ward, und unterwarf sich dem Spruche.

Einst saß er vor seinem Zelte und sagte, als ihm jemand eine Bittschrift überreichte: »das Schreibzeug fehlt, ich kann nicht sogleich Bescheid ertheilen;« jener aber erwiederte: »es steht im Zelte,« und Saladin holte es und schrieb. — Das Maulthier Bohadins, seines Geschichtschreibers, der neben ihm ritt, bespritzte ihn sehr mit Koth; er scherzte darüber, und erlaubte jenem nicht, sich deshalb zu entfernen. — Einem Christenweibe war ihre Tochter geraubt worden; dem Rufe vertrauend suchte sie Hilfe bei Saladin; dieser erforschte, wer das Mädchen gekauft hätte, und gab es der Mutter zurück. — Züge solcher Art zeigen freilich, in gewissem Sinne, nur das Natürliche und Gewöhnliche, allein bei Sultanen ist leider zu oft die gräulichste Unnatur das Gewöhnlichste, und selbst die Franken erhoben sich damals nicht zu der Redlichkeit, Gerechtigkeit, Großmuth

und Milde Saladins. Ungeachtet dieser herablassenden Milde des Sultans und der Gewandtheit, für jeden sogleich einen angenehmen Gegenstand des Gespräches aufzufinden, fehlte doch nie der gebührende Anstand in seiner Gesellschaft, nie wurden zweideutige Reden gehört. Wissenschaftliche Beschäftigungen galten ihm für Erholung; kein Gelehrter ward von ihm abgewiesen, keiner entlassen, ohne ein Geschenk empfangen zu haben. Oft ließ er sich geistliche und weltliche Geschichten vorlesen, und die Darstellung großer, gewaltiger Thaten bewegte ihn nicht minder zu Tränen, als Erzählungen von einfachen, die Theilnahme ansprechenden Begebenheiten. Ohne Ziererei verstattete er seinen Gefühlen freien Lauf; selten aber übermannte ihn der Zorn, nie verließ ihn in ungünstigen Lagen die Heiterkeit und Fassung, nie in Krankheiten die Geduld. Nur Verleumder konnten ihn heftiger aufreizen. Sein Geist zeigte sich weit erhaben über die bloße Leidenschaft des Besitzes, und größer selbst, als die Unbescheidenheit der Fordernden, war seine Neigung zum Bewilligen. Er wuste, dass die Quellen reichlich flossen, und gab nicht minder bei geleerter als bei gefüllter Schatzkammer; weshalb die Schatzmeister oft heimlich Summen zu außerordentlichen Ausgaben zurücklegten. Betrogen ihn jene, so verloren sie zwar ihre Stellen, erlitten aber keine weitere Strafe; denn Geldgier erschien dem Sultan so allgemein als gemein.

86. Die Mongolen in Schlesien und Mähren.

(Fr. Palacky's „Geschichte von Böhmen".)

Tief in Asien, im Norden China's und im Südosten des Baikalsees, bildete sich seit dem Jahre 1202 bei dem bis dahin wenig beachteten Nomadenvolke der Tataren und Mongolen durch den gewaltigen Temucin und seine Söhne eine neue Weltmonarchie mit solcher Schnelligkeit und so ungeheuerem Erfolge, dass ehe ein Menschenalter vergieng, der bei weitem größte Theil des damals bekannten Erdbodens ihr gehorchte. — Die mongolischen Heere, so kolossal und so unnahbar wie die Hochgebirge und die Wüsten Asiens, von denen sie herabgestiegen waren, übertrafen dennoch an leichter Gliederung, an Geübtheit und Schnelligkeit alle Truppen jener Zeit. Entfernungen, die zu erreichen der europäische Krieger drei Tagmärsche brauchte, legte der Mongole auf seinem kleinen und magern, aber ausdauernden Rosse oft in einer Nacht zurück und gewann so die meisten Erfolge durch Überraschung. Übrigens trafen die mongolischen

Geschosse sicher und drangen so tief ein, daſs ein gewöhnlicher Schild dagegen nur selten Schutz gewährte. —

König Wenzel von Böhmen war wohl der erste Monarch des mittleren Europa, der den Einfall der Tataren voraussah und schon zum voraus die kräftigsten Maßregeln ergriff, ihm mit Erfolg zu begegnen. Noch bevor sie vor Krakau anlangten, schrieb er an alle Fürsten Europa's, sie zu vereinigter schneller Hilfe auffordernd; im Lande selbst ließ er alle nur irgend haltbaren Städte und Burgen so eilig befestigen, daſs selbst Geistliche und Mönche mit Hand anlegen mußten; und die befestigten Plätze wurden zugleich die allgemeinen Niederlagen von Nahrungsmitteln für die ganze Umgegend. Alle Päſſe im Riesengebirge wurden verhauen, und schon zu Anfang des Aprillmonats stellte der König eine hinlängliche Macht zu deren Vertheidigung auf.

Indessen kam es am 9. Aprill 1241 auf der Walstatt bei Liegnitz zu einer blutigen Schlacht zwischen den Mongolen und den Polen. Herzog Heinrich der Fromme von Breslau, der König Wenzels Schwester Anna zur Gemahlin hatte, sammelte alle seine und der ihm verwandten piastischen Fürsten Macht und stellte sich den an Zahl weit überlegenen Feinden im offenen Felde entgegen; auch der letzte böhmische Depoltic, dessen die Geschichte erwähnt, Herzog Boleslaw, zog mit ihm aus. Nach der muthigsten Gegenwehr wurden die Christen überwältigt, die Herzoge Heinrich und Boleslaw und an die dreißig tausend Krieger starben den Heldentod auf dem Platze, nur wenige retteten sich mit dem Herzoge Měčislaw von Oppeln nach Liegnitz.

Den theuer erkauften Sieg verfolgten die Mongolen auf dieser Seite nicht weiter, sie zogen sich zurück, um mit dem zweiten Haufen, der gegen Böhmen ausgesandt worden war, sich zu vereinigen. Drei Wochen lang standen sie in der Umgegend von Ottmachau, sich in fruchtlosen Versuchen erschöpfend, durch die Gebirgspäſſe von Glatz vorzudringen. König Wenzel, der mit den vielen ihm aus Deutschland einzeln zu Hilfe kommenden Rittern erst in die Oberlausitz gezogen war, um dort ihre Fortschritte zu hemmen, eilte auf die Kunde von ihrem Abzuge hieher und wies sie allenthalben kräftig zurück.

Nun wälzte sich die ganze Heeresmasse nach Süden und drang durch das Thor, das die Oder oder die Opawa zwischen den Karpathen und den Sudeten bilden, nach Mähren hinein. Bald waren zwei Drittel dieses Landes von den wüthenden Barbaren überschwemmt; die Städte

Troppau, Prerau, Littau, Gewitsch und andere, die Klöster von Hradisst, Obrowitz, Raigern, ja selbst Tissnowitz und Daubrawnik, giengen in Flammen auf; der Jammer des Volks, das überall Haus und Hof verließ und auf unzugänglichen Felsen in Bergschluchten, in tiefen Wäldern sich zu verbergen suchte, war unbeschreiblich Nur drei Städte, Olmütz, Brünn und Unčow (Neustadt) und einige Burgen trotzten hinter ihren Befestigungen der Übermacht der Weltstürmer. Und hier erfuhren diese Unholde, dass sie nicht immer ungestraft gegen alle Völker freveln, alle Rechte der Menschheit verhöhnen durften.

Olmütz, die damalige Hauptstadt Mährens, blieb nicht dem Schutze des dortigen Kastellans Witek von Neuhaus und seiner Mannen allein überlassen; der König sandte an Jaroslaw von Sternberg einen eben so erfahrenen und klugen, als tapferen Feldherrn dahin und hieß ihn den Oberbefehl, wie in Olmütz, so in Mähren überhaupt übernehmen. Gegen achttausend Bewaffnete soll Jaroslaw aus Böhmen mitgebracht und überdieß alle wehrhaften Männer Mährens an sich gezogen haben; so dass er die festen Plätze mit Besatzungen versehen und selbst mit etwa zwölftausend Mann sich in Olmütz einschließen konnte. Die wiederholten Stürme auf die Stadt schlug er tapfer ab, ließ sich aber durch keine Kunstgriffe und Aufreizungen der Belagerer verleiten, Ausfälle gegen ihr nahe gelegenes Hauptlager zu machen, so dass sie ihn bald als feig zu verachten und in ihrer Vorsicht nachzulassen anfiengen. Erst nachdem er sie auf diese Art sicher gemacht und zugleich ihre Zerstreuung im Lande, so wie die ihm aus Böhmen nahende Hilfe erfahren hatte, überfiel er bei Tagesanbruch einst plötzlich ihr Lager, Tod und Schrecken darin verbreitend. In dem furchtbarsten Schlachtgewühle gelang es ihm, den Oberanführer der Mongolen, einen der zahlreichen Enkel Dschengischans, selbst zu erreichen und tot zu Boden zu strecken. Dieß entschied das Schicksal Mährens und vielleicht Europas. Die in Unordnung gebrachten rathlosen Barbaren ergriffen um so mehr die Flucht, als sie zugleich den Heranzug der Hilfe aus Böhmen erfuhren. Schnell wurde nun das Land von ihnen frei, indem sie sämtlich zu Batus Hauptheere zurückeilten, welches die Ungarn in einer großen Schlacht geschlagen, ihr Land nebst Siebenbürgen eingenommen und verwüstet, und König Bela IV. bis auf die Inseln des adriatischen Meeres zu flüchten genöthigt hatte.

Noch einmal, im Sommer dieses Jahres, versuchten es die Mongolen, von Ungarn aus durch Österreich nach Westen vorzudringen. Sie

umschlossen Korneuburg, Wien und Neustadt, ohne jedoch die Städte ernstlich zu belagern, und begiengen ihre gewohnten Frevel gegen die Einwohner auf dem Lande. Als sie aber ein großes christliches Heer, unter persönlicher Anführung des Königs von Böhmen, der Herzoge von Österreich und Kärnten, des Patriarchen von Aquileja und des Markgrafen von Baden gegen sich heranrücken sahen, da ergriffen diese räuberischen Horden die Flucht, um nimmermehr wiederzukehren.

So gewiss nun die bei Liegnitz, vor Ottmachau und Olmütz gemachte Erfahrung ein weiteres Vorschreiten für Batu bedenklich machen mußte, so vereinigte sich doch damit, zum Glück der Christenheit, auch noch ein anderes Ereignis, das ihn erst zum völligen Rückzuge bestimmte. Der Großchan Ügetai starb nämlich in demselben Jahre, und die Ränke seiner Wittwe Turakinachatun erregten über die Nachfolge einen Streit, in dessen Folge das Großchanat vier Jahre lang unbesetzt blieb. Der dabei betheiligte Batu eilte nach Asien zurück und gab fortan den Entschluss auf, Europa in ein mongolisches Chanat zu verwandeln.

87. Über das Studium der vaterländischen Geschichte.

(Heinrich Luden.)

Das Wichtigste, womit sich der Mensch beschäftigen kann, ist das menschliche Leben. Den Geist zu erforschen der sich in den manigfaltigen Erscheinungen dieses Lebens offenbaret; die Gottheit zu erkennen, die in diesen Erscheinungen wirkt und waltet — das ist darum der höchste Genuss des Lebens, weil der allwaltende Geist nirgend größer erscheint, als in den Werken menschlicher Freiheit. Aber nur in der Geschichte, welche ein Abbild des menschlichen Lebens ist, mag dieser Geist erkannt werden. Die Gegenwart eilt schnell vorüber; die Zukunft ist uns unbekannt; nur die Vergangenheit steht fest in der Geschichte und antwortet auf unsere Frage. Gleichgültigkeit gegen die Geschichte zeugt daher von Gleichgültigkeit gegen Leben und Bildung. Wer wahrhaftig Mensch ist und in sich die Regung eines lebendigen Geistes gewart, der muß sich angezogen und gereizt fühlen von den Erscheinungen der Menschlichkeit, von den Offenbarungen des Geistes; wer fähig ist zu Tugend und That, dem kann Tugend und That anderer nicht uninteressant sein; wer leben und wirken mag für die Gegenwart, den muß ergötzen, früherer Menschen Leben und Wirken zu sehen, zu erforschen ihre Zwecke, zu beachten ihre Weise, zu bemerken das Resultat: wie und warum alles so war und kam; was Reiche und Völ-

ker erzeugt, gehoben, gefährdet, gerettet, gestürzt, und wie bei allem Wechsel und allen Unfällen immer eins gerettet ward, welches das Glück folgender Zeiten und die Würde des Menschen ist. Er muß an der Geschichte jedes Volkes das reine Interesse finden, welches der Mensch an Menschen findet, der Geist am Geiste, die Vernunft an der Vernunft und, wenn so zu sagen erlaubt ist, an der Gottheit. Denn in der Geschichte jedes Volkes zeigt sich Vernunft und Gottheit!

Außer diesem rein menschlichen Interesse aller Geschichte aber gewährt die Geschichte des Vaterlandes noch ein anderes und, wenngleich kein höheres, doch zarteres und näheres Interesse.

So weit nämlich das Andenken der Menschen reicht, ist zu aller Zeit, bei allen Völkern, sobald sie zu einiger Kultur und Menschlichkeit gekommen waren, der Name Vaterland ein heiliger Name gewesen; selbst tief entartete Nazionen haben ihn nicht verläugnet. Der Baum wurzelt in dem Boden, der ihn emportreibt; das Thier bleibt der Gegend getreu, wo es Futter findet; der rohe Mensch, noch Sklave seines Leibes und darum dem Thiere nicht ungleich, hängt an der Scholle, die ihn nährt; dem Gebildeten aber, dem Menschen von Verstand und Gemüth, ist das Vaterland etwas ganz anderes, etwas viel Höheres, und darum kann er es lieben. Die Natur will unläugbar mehrere Völker neben einander auf der gemeinsamen Erde; die unendliche Fülle des Geistes, die sich im Leben entfalten soll, kann sich nur entfalten in vielen und verschiedenen Weisen und Eigenthümlichkeiten. Darum sondern Höhen und Tiefen, Meere und Gebirge Menschen von Menschen, und geben eben damit Veranlassung zur Vereinigung von Menschen mit Menschen. Denn der Mensch, obgleich ein Ganzes für sich, ist ein Theil der Menschheit, aus dieser heraus, und dadurch innerlich verwandt und eins mit den Menschen. Daher sucht er auch äußerlich diese Einheit; er ist gesellig und erstrebt die Gemeinschaft derer, denen er begegnet. So bilden sich verschiedene Gesellschaften von Menschen. Durch die besondere Umgebung der Sinnenwelt, durch gegenseitige Bedürfnisse und Befriedigungen, durch gemeinschaftliche Arbeiten und Genüsse, durch Theilnahme an gleichen Leiden und Freuden, wird jede derselben für sich ein Ganzes, fremd den andern; es bilden sich Völker. Nun ist freilich in allen Völkern ein und dasselbe Leben: alle bestehen aus Menschen, und alle Menschen sind Glieder der Menschheit; nun ist es freilich derselbe Geist, der sich zu offenbaren ringt, hier wie dort; es ist das Streben nach Kultur und Menschlichkeit, nach voller Entwick-

lung aller inwohnenden Kraft, welches zieht und treibt. Aber dieser Geist, dieses allgemeine Leben zeigt sich in jedem Volke und kann sich nur zeigen auf eine eigenthümliche Weise; das Leben bekommt einen bestimmten individuellen Charakter, den es nur in diesem Volke hat und haben muß, und in der Verschiedenheit und Manigfaltigkeit dieser Charaktere enthüllt sich eben der Reichthum des Lebens. Alle Offenbarungen des Geistes, die wahrhaftig in diesem einen Volke sich entwickeln, haben durchaus einen eigenthümlichen Stämpel, den sie sonst nirgend haben und nirgend, bei keinem anderen Volke, haben können. So wie die allgemeine Sprache, als die unmittelbarste Erscheinung der Vernunft (als der allgemeine Verstand) bei jedem Volke zur Nazionalsprache wird, weil die allgemeine Vernunft zur Nazionalvernunft geworden ist, d. h. eine bestimmte Eigenthümlichkeit erhalten hat, so trägt auch, wiewohl nicht jedem eben so vernehmbar, die Staatsverfassung und das Recht, die Sittlichkeit und Religion, die Wissenschaft und die Kunst einen eigenthümlichen Stämpel, die diesem Volke angehört. Was nicht diesen Stämpel trägt, was dem Volke von außen zugebracht wird, das kann nur Leben und Kraft gewinnen, wenn es dem Volke als Nahrung dient, wenn es umgesetzt wird und sich auflöset in die Eigenthümlichkeit.

Der einzelne Mensch nun gehört nothwendig zu irgend einem Volke und geht aus dem Volke hervor. Er hat für die Menschheit die Bestimmung, alles, was von Geist und Kraft in ihm ist, frei und vollkommen auszuleben. Was aber von Geist und Kraft, von Kultur und Menschlichkeit sein ist oder sein wird, das offenbart sich in ihm und gelangt zu ihm in der Eigenthümlichkeit seines Volkes und kann sich darum nur entwickeln in dieser Eigenthümlichkeit; darum muß sein Streben zusammenfallen mit der Bestrebung des Volkes, dessen Theil er ist; darum muß des Volkes Ehre seine Ehre, so wie die Schande des Volkes seine Schande sein. Er muß die Selbständigkeit seines Volkes wollen, weil er die Eigenthümlichkeit desselben wollen muß, und er muß die Eigenthümlichkeit desselben wollen, weil er die Sehnsucht seines Gemüthes nur dadurch stillen oder dem Sinne und der Bestimmung seines Lebens — sich frei und vollkommen auszubilden — nur so gemäß leben kann. Darum liebt der Verständige oder der, den ein menschliches Gemüth beseelt, sein Volk, wie er sich selbst liebt, weil das Volk in ihm ist, wie er im Volke; darum wird ihm der Boden, auf welchem sich die von den Vätern angestammte Eigenthümlichkeit bewegt, zum Vaterlande, dem sein Leben gehört; und darum gibt der,

welcher sein Vaterland aufgibt, sich selbst auf: das Verdammungswürdigste, welches geschehen kann!

Der Wunsch aber, das Eigenthümliche des Volkes, wie es von den Vätern empfangen ist, so zu erhalten, zu fördern und es den Kindern zu hinterlassen, damit es vollendet werde — das Streben, das Ewige und Heilige, welches allen Völkern und Zeiten gemein, auf die individuelle Weise, auf welche es uns allein zugänglich ist, zu erkennen, zu bewaren und auszubilden, und es so auf die Nachkommen zu bringen — Freude über das Gelingen, Schmerz über das Mislingen, Bereitwilligkeit zu jeder Aufopferung für diesen Zweck bis zur frohen Hingabe des Lebens: das allein ist Vaterlandsliebe; keineswegs aber ist Vaterlandsliebe jener tote Gewohnheitssinn, der sich nicht von hergebrachten Formen trennen mag, weil sie bequem sind, noch thierische Anhänglichkeit an Grund und Boden, auf welchem man sich zuerst gefunden hat ohne Wollen oder That.

Das Eigenthümliche eines Volkes, wie es sich im Leben desselben, im Ablaufe der Zeit, geoffenbart hat in Thun und Leiden, in Religion und Sitten, in Wissenschaft und Kunst, in Recht und Gesetz, das berichtet die Geschichte dieses Volkes. Je lebendiger daher jemand durchdrungen ist von den Wahrheiten, die bisher angeführt sind; je kräftiger der Geist seines Volkes in ihm selbst lebt und arbeitet; je tiefer wahrhaftige Vaterlandsliebe ihn beseelt: desto inniger wird er der Geschichte seines Volkes nachforschen, weil er den Geist seines Volkes erkennen und sehen will, auf welcher Stufe der Kultur es steht, wie alle seine Verhältnisse geordnet sind, und wie das geworden, was ist; unter welchen Umständen, durch welche Thaten; was gehindert, was gefördert. Und er will dieses wissen und muß es wissen, um für sein Volk nach festen Grundsätzen leben und wirken zu können; denn ein jeder muß ja wohl die Natur des Stoffes kennen, der ihm zur Bearbeitung vorliegt; im menschlichen Leben aber gibt es nur einen Weg zur Erkenntnis der Gegenwart — den Weg durch die Vergangenheit. Das ist das besondere eigene Interesse, welches die Geschichte des Vaterlandes neben dem rein menschlichen Interesse hat, das alle Geschichte gewährt.

Es versteht sich von selbst, dass die Gränzen des (weitern) Vaterlandes, die Gränzen einer Nazion nicht bloß ethnografische sind. Auch ist obigem Aufsatze ausdrücklich beizufügen, dass zur vollständigen Kenntnis des Vaterlandes auch die Kenntnis der Naturbeschaffenheit des Landes und seiner Sitten, die Kenntnis der vorwaltenden Sprache, der Nazional-Litteratur (vorzüglich der Poesie), der Alterthumskunde und Mythologie, und überhaupt der geistigen Kultur gehört.

88. Krönung Kaiser Rudolfs I.

(Von E. M. Lichnowsky „Geschichte des Hauses Habsburg.“)

König Rudolf I. zog nach Frankfurt, und von da geleiteten ihn die Kurfürsten und viele aus der schwäbischen und rheinischen Ritterschaft nach Aachen. Über drei Meilen lang war der Zug von mehr als zwanzigtausend Bewaffneten. Wohl zogen sie nach der Ordnung ihres Ranges. Es ist dann folgendes anzunehmen: viele der Bischöfe und Fürsten, der Äbte und Grafen zuerst, begleitet von den Freien, welche Hofdienste hatten nehmen wollen oder Lehen von ihnen empfangen, auch Allode ihnen zu Lehen aufgetragen hatten, dann von einer Auswahl ihrer Landes-Ministerialen und ihrer Kriegshörigen. *) Freie schlossen sich an, die noch der Verführung widerstanden, welche Geldmangel und der Glanz des Hofes oft veranlaßte, sich wie die oben erwähnten, den Mächtigern dienstbar zu verschreiben; sie waren von einer Auswahl ihrer Hörigen begleitet. Ministerialen folgten, die den königlichen Besitzungen pflichtig waren, aber sie kamen in geringerer Zahl als es hätte sein sollen, denn zu viel war dem Reich entzogen worden. Geschlechter und Bürger der Städte beschlossen den Zug, froh über die Aussicht, einen Herrn und Richter über sich, über ihre Nachbarn, über ihre Bischöfe zu haben. Vermischt unter allen, aber nicht die Unwichtigsten, waren Lombarden (Kaufleute), auch Juden, mit Packrossen, Mauleseln und Kameelen, die mit dem Köstlichsten von dem beladen waren, was Italien, Byzanz und besonders die Karavanen des Orients an die asiatischen Küsten, und von dort des aufblühenden Venedigs Schiffe in diese Meeresstadt gebracht hatten. Alles zu Pferde, alles geschmückt in den malerisch farbenreichen Trachten der Zeit, die nicht Mode, sondern die Laune eines jeden, Vermögen und Wohlanstehen bestimmte; alles fröhlich in der schönen Herbstzeit, alles zufrieden, denn der Wunsch eines jeden war erreicht, das zerrissene Vaterland fühlte sich jubelnd wieder unter einem gemeinsamen Oberhaupte geeint; vor dem versöhnenden Könige verschwand aller Parteiunterschied; die des ehedem wel-

---

*) Das Allôd: das Ganzeigen, das echte (vererbliche) Eigenthum, im Gegensatze zu Lehngut. Die Hörigen waren zu bestimmten Abgaben verpflichtet. Das Lehnwesen im deutschen Alterthum ruhete auf 3 Säulen: der Lehnsmannschaft (Mannen, Vasallen, die zur Heerfahrt verpflichtet waren), der Burgmannschaft (welche Dienste zur Burghut thun mußte), der Dienstmannschaft. Diese Dienstmannen oder Ministerialen waren zu Diensten am Hofe (Hoffahrt) verpflichtet und hatten die Ämter der Verwaltung zu versehen.

fischen Anhanges drängten sich zu ihm, aber auch die Namen, die unter den Hohenstaufen so oft gehört wurden, waren in dem Gefolge zu vernehmen.

Zu Mainz übergab ihm der Erzbischof die noch übrigen Reichskleinodien und Insignien, seit Richards Tode dort bewart. Auf Dienstag den 24. Oktober war die Krönung zu Aachen bestimmt, und der Volksandrang soll so groß gewesen sein, dass die niedrigste Schätzung der Anwesenden auf zweimalhunderttausend angenommen wird.

Feierlich war die Krönung des Königs, die, so wie jene der Königin, der Erzbischof von Köln, mit Zustimmung dessen von Mainz, vollzog. Als aber nach derselben die Fürsten huldigen sollten und die Belehnung zu ertheilen war mit dem kaiserlichen Szepter, da fehlte dieses; es war in der Verwirrung der Zeiten verloren gegangen. Die Fürsten stutzten; manchem war Aufschub wohl erwünscht. Schon ward die Frage laut, ob ohne Szepter belehnt werden könne; es hieß, ein neues sollte bestellt, bis dahin die Belehnung aufgehoben werden. Da schritt der König zum Altar, ergriff ein Kruzifix, küsste es und rief aus: »Dieses Zeichen, in dem die ganze Welt erlöset worden, kann wohl auch ein kaiserliches Szepter vertreten.« Die Fürsten schwiegen und küssten das Kreuz, mit dem die Belehnungen vollzogen wurden.

So sehr hatte der Geist der Ordnung, die Achtung für das Ansehen des Reichs und für die, sonst wie Heiligthümer verwarten Sinnbilder kaiserlicher Macht und Majestät, alle Fürsten verlassen, dass kein weltlicher gefragt hatte, wo die Kleinodien und ob alle da wären, kein geistlicher sich um den Zustand derselben bekümmert hatte. Dass das Szepter fehlte, überraschte sie, und es konnte als ein Glück angesehen werden, dass nicht mehr abgieng.

89. Die Jungfrau von Orleans.

(Guido Görres.)

Der, welcher das Schwert zum Kampf erhebt, der muß sich auch das Gesetz des Kampfes gefallen lassen, und dieses Gesetz lautet also: dass der Starke siegt und der Schwache unterliegt. Denn das ist der natürliche Lauf der Dinge, dass der Wolf das Lamm zerreißt, wenn er ihm begegnet. Anders aber ist es, wenn der allmächtige Gott selbst zwischen die Kämpfer tritt und seine Hand wunderbarer Weise in den natürlichen Lauf der Dinge eingreift. Er, auf dessen Gebot der Tod zum Leben erwacht

und das Leben in den Tod zurücksinkt; er, der höher ist denn alle Gesetze, die er selbst seiner Kreatur gegeben, er kann den Sieg verleihen nach seiner Weisheit, wem er will, dem Starken oder dem Schwachen. Und dieses gerade liegt manchmal in dem Plane seiner ewigen Weisheit, dass er, vor den Augen der Welt, die Klugheit der Weisen durch die Einfalt der Kinder beschämet und mit dem schwachen Lilienstängel die stolze Eiche zerschlägt, auf dass der Hochmuth der Spötter und die Klugheit der Zweifler zu Schanden werde und die Welt erkenne, dass ein Gott im Himmel lebet und er der Herr ist und ihm die Ehre gebührt.

Eine solche wunderbare Geschichte nun, und eidlich beglaubigt, wie kaum eine andere, von vielen Augenzeugen, ist die des Hirtenmädchens Johanna von Arc, nach ihrem großen Siege die Jungfrau von Orleans genannt. Eine Geschichte, groß und kühn und thatenreich, wie die des muthigsten Ritters, und zart und lieblich und rührend, wie die einer heiligen, gottgeweihten Jungfrau; durch und durch aber von dem lebendigen Athem Gottes durchweht, dessen Wunder allenthalben daraus hervorscheinen, wie die lichten Sterne am stillen nächtlichen Himmel.

Schon hatte England, als den Preis vieler und großer Siege, sich die Königskrone von Frankreich aufs Haupt gesetzt; schon hatten dem fremden Herrscher die Großen und Stände der einen Hälfte des Reiches Treue geschworen; Paris war dahin; Orleans sah seinem gewissen Falle entgegen, und sein verlassener rathloser König Karl VII. dachte schon in der Angst seines Herzens das schöne Reich seiner Väter als ein Flüchtling zu verlassen: da erschien in dem Augenblicke der höchsten Noth auf dem Kampfplatze ein armes unbekanntes Mägdlein; es brachte seinem König keine Heere und keine Schätze, aber es brachte ihm die Verheißung, dass der allmächtige Gott, der König des Himmels, sich Frankreichs erbarmt habe, und dass seine Macht mit ihrem Arme sei und der Sieg ihre Schritte geleiten würde. Und siehe da! ein schwaches stilles Kind, das fern von der Welt unter den Herden und bei der Spindel aufgewachsen, das daheim gezittert, wenn man es nur angesprochen; das bitterlich weinte, wenn ergrimmte Feinde im Laufe seiner Siege seine Ehre schmähten, und das heiße Tränen vergoss, wenn es sie auf dem Schlachtfelde sterben sah; das gesprochen, als der Ruf von oben es ins Feld rief, seinem bedrängten Könige zu Hilfe: Ich bin ja nur ein armes Kind und weiß kein Schwert zu schwingen und kein Ross zu besteigen; dieses schwache Kind armer Hirten war es, dessen Hand das niedergestürzte Banner Frankreichs

aus dem Staube erhob, und vor ihr, der gottbegeisterten Heldenjungfrau, flohen die Sieger von Cressy, von Poitiers und Azincourt, die gefürchteten Bogenschützen von England. Sie war es, die den kühnsten Rittern von Frankreich das Banner zu Sturm und Sieg vorantrug, und sie war es, die dem kleinen König von Bourges, wie die Feinde spottweise den unglücklichen Karl VII. in seiner Erniedrigung nannten, den Namen: König Karl der Siegreiche, wie ihn die Geschichte nennt, gewann. Sie hat ihn durch die Schwerter seiner Feinde nach Rheims geleitet und ihm die Krone seiner Väter aufgesetzt.

Während sie aber also die Wage des Schicksals von Frankreich und Europa niederzog, war sie es selbst, die laut vor aller Welt verkündete, und es durch ihre wunderbaren Vorhersagungen bewährte, dass sie solches nicht aus menschlicher Kraft und Weisheit vollbringe, sondern einzig und allein durch die Kraft Gottes, von dessen Barmherzigkeit sie eine Abgesandte sei und die keinen anderen Lohn begehre als das Heil ihrer Seele. Nachdem sie aber ihren großen Auftrag vollendet und ihrem König die Krone Ludwigs des Heiligen aufgesetzt, da wurde auch sie mit einer Krone gekrönt; aber es war keine goldene vergänglicher Herrlichkeit, es war die ewigstralende Krone des Martirthums, die jenen gebührt, die den Tod im Dienste Gottes gelitten und seinen Namen in den Flammen des Scheiterhaufens gepriesen haben. *)

90. Kaiser Karl V.

(Eine Charakteristik von Leopold Ranke.)

Wenn die alte Sage ihre Helden schildert, gedenkt sie zuweilen auch solcher, die erst eine lange Jugend hindurch unthätig zu Hause sitzen, aber alsdann, nachdem sie sich einmal erhoben, nie wieder ruhen, sondern in unermüdlicher Freudigkeit von Unternehmung zu Unternehmung fortgehen. Erst die gesammelte Kraft findet die Laufbahn, die ihr angemessen ist.

Man wird Karl V. mit einer solchen Natur vergleichen können. Bereits in seinem sechszehnten Jahre war er zur Regierung berufen, doch fehlte viel, dass er in seiner Entwicklung soweit gewesen wäre, sie zu über-

---

*) Es war zur Zeit der Hussitenkriege, als der von Shakspeare so meisterhaft gezeichnete Heinrich V. von England gegen Frankreich Krieg führte. Johanna wurde von den Engländern 1431 zu Rouen verbrannt.

nehmen. Lange war man versucht, einen Spottnamen, den sein Vater gehabt, weil er seinen Räthen allzu viel glaubte, auch auf ihn zu übertragen. Sein Schild führte das Wort: »Noch nicht.« Selbst während seine Heere Italien unterwarfen und wiederholte Siege über die tapfersten Feinde davon trugen, hielt man ihn, der indess ruhig in Spanien saß, für untheilnehmend, schwach und abhängig. Man hielt ihn so lange dafür, bis er im Jahre 1529, im dreißigsten seines Lebens, in Italien erschien.

Wie viel anders zeigte er sich da, als man erwartete! Wie zuerst so ganz sein eigen und vollkommen entschieden! Sein geheimer Rath hatte nicht gewollt, dass er nach Italien gienge, hatte ihn vor Johann Andrea Doria gewarnt und ihm Genua verdächtig gemacht. Man erstaunte, dass er dennoch nach Italien gieng, dass er gerade auf Doria sein Vertrauen setzte, dass er dabei blieb, in Genua ans Land steigen zu wollen. Er war durchaus derselbe. Man nahm keinen überwiegenden Einfluss eines Ministers war; an ihm selbst erfand man weder Leidenschaft noch Übereilung, sondern alle seine Entschlüsse waren gereift; es war alles überlegt; sein erstes Wort war sein letztes. Dieß bemerkte man zuerst an ihm; darauf, wie selbstthätig, wie arbeitsam er war. Es erforderte einige Geduld, die langen Reden der italienischen Gesandten anzuhören; er bemühte sich, die verwickelten Verhältnisse ihrer Fürsten und Mächte genau zu fassen. Der venetianische Botschafter wunderte sich, ihn um nicht weniges zugänglicher und gesprächiger zu finden, als er drei Jahre zuvor in Spanien gewesen war. In Bologna hatte er ausdrücklich darum eine Wohnung genommen, aus welcher er den Papst unbemerkt besuchen konnte, um dieß so oft zu thun als möglich, um alle Streitpunkte selbst aufs Reine zu bringen.

Von dem an begann er seine Unterhandlungen persönlich zu leiten, seine Heere selber anzuführen; er fieng an von Land zu Land und immer dahin zu eilen, wo das Bedürfnis und die Lage der Geschäfte seine Gegenwart erforderten. Wir sehen ihn bald in Rom sich bei den Kardinälen über die unversöhnliche Feindschaft Franz I. beklagen, bald in Paris die Gunst der Estampes suchen und gewinnen, bald in Deutschland dem Reichstage vorsitzen, um die religiöse Entzweiung beizulegen, bald in den kastilischen Cortes bemüht, im Servicio stimmen zu lassen. Dieß sind friedliche Bemühungen; öfter aber steht er an der Spitze seiner Heere. Er dringt über die Alpen in Frankreich vor und überschwemmt die Provence; er setzt Paris von der Marne aus in Schrecken. Dann kehrt er um nach Osten

und Süden. Den Siegeslauf Solimans hält er ein an der Raab; er sucht den Halbmond bei Algier auf. *) Das Heer, das ihm in Afrika gedient, folgt ihm an die Elbe, und auf der Lochauer Heide hört man das Feldgeschrei Hispania. Da ist Karl das am meisten beschäftigte Haupt der Welt. Gar manchmal schifft er über das Mittelmeer, über den Ozean. Unterdessen sind seine Seeleute Entdecker in früher nie befahrenen Meeren, seine Krieger Eroberer von früher nie betretenen Erden. In so weiter Ferne bleibt er ihr Regierer und Herr. Sein Wahlspruch: »Mehr, weiter!« hat eine glorreiche Erfüllung.

So ist sein Leben wenn wir es im Ganzen betrachten, nach ungewöhnlich langem Ruhen volle Thätigkeit. Nun ist es merkwürdig genug, daſs die nämliche Erscheinung, anfangs Ruhen, Warten, Zusehen, spät die That, auch während seines bewegtesten Lebens in den einzelnen Ereignissen immer wiederkehrt. Obwohl in der allgemeinen Willensrichtung völlig entschieden, fasste er, Fall für Fall, doch nur langsame Entschlüsse. Auf jeden Vortrag antwortete er anfangs unbestimmt, und man mußte sich hüten, seine vieldeutigen Ausdrücke nicht für eine Gewährung zu nehmen. Dann berieth er sich mit sich selbst. Er schrieb sich oft die Gründe für und wider auf; da brachte er alles in so guten Zusammenhang, daſs, wer ihm den ersten Satz zugab, ihm den letzten zuzugeben gewiſs genöthigt war. Den Papst besuchte er zu Bologna einen Zettel in der Hand, auf welchem er alle Punkte der Unterhandlung genau verzeichnet hatte. Nur Granvella'n pflegte er jeden Bericht, jeden Vortrag mitzutheilen; diesen fanden die Botschafter immer bis auf die einzelnen Worte, welche sie geäußert, unterrichtet. Zwischen beiden nun wurden alle Beschlüsse gefasst. Langsam geschah es. Häufig hielt Karl den Eilboten noch ein Paar Tage länger auf. War es aber einmal so weit, so war nichts auf der Welt vermögend, ihm eine andere Meinung beizubringen. Man wuste dieß wohl. Man sagte, er werde eher die Welt untergehen lassen, als eine erzwungene Sache thun. Es war kein Beispiel, daſs er jemals durch Gewalt oder Gefahr zu irgend etwas genöthigt worden.

Der Beschluſs ist indeſs noch lange nicht die Ausführung. Karl hatte eine Scheu, die Dinge anzugreifen, auch wenn er sehr gut wuste, was zu thun war. Auch hatte er nicht eben immerfort Geld. Die verwickelte Po-

*) Der österreichische Dichter Ladislaus Pyrker, Erzbischof von Erlau (1772—1847) besang in dem Epos „Tunisias" Karls V. heldenmüthigen Zug gegen Tunis.

litik gebot ihm tausend Rücksichten. Indess er nun harren mußte, behielt er seine Feinde unausgesetzt im Auge. Er beobachtete so genau, dass die Gesandten erstaunt waren, wie gut er ihre Regierungen kannte, wie treffend er zum voraus beurtheilte, was sie thun würden. Endlich kam die Gelegenheit, die günstige oder die dringende Stunde doch. Dann war er auf, dann führte er aus, was er vielleicht seit zwanzig Jahre im Sinne gehabt. Das ist die Politik, die seinen Feinden verabscheuungswürdig und Hinterlist, seinen Freunden ein Muster von Klugheit schien. Sie ist wenigstens kaum willkürlich. Dieses Harren, Ruhen, Sichunterrichten, nur spät Schlagen ist eben Karls Natur.

In wie viel andern Dingen war es mit ihm nicht anders bestellt! Er bestrafte zwar, doch ließ er sich zuvor viel gefallen. Er belohnte wohl, aber freilich nicht sogleich. Mancher mußte Jahre lang unbezahlt ausharren, dann aber bedachte er ihn mit einem jener Lehen, mit einer jener Pfründen, deren er so viele hatte, dass er reich machen konnte, wen er wollte. Hierdurch brachte er andere dahin, in seinem Dienst alle Mühseligkeiten der Welt zu erdulden.

91. Kaiser Ferdinands I. Testament.

(Friedrich Hurter, „Geschichte Kaiser Ferdinands II. und seiner Ältern.")

Im Jahre 1554 setzte Kaiser Ferdinand I. eine künftige Theilung der Erblande fest. Nieder- und Oberösterreich mit Hallstadt und Ischl nebst Neuburg am Inn und Wildeneck sollten Maximilian als dem ältesten zufallen; auf Tirol samt Schwaben, Elsaß, dem Sundgau und Burgau war Ferdinand angewiesen; für Karl wurden Steiermark, Kärnten, Krain, die Grafschaft Görz und das Küstenland bestimmt. In jedem Lande habe zu verbleiben, was an Geschütz und Kriegsvorrath darin vorhanden. Der Einkünfte wegen solle nach seinem Tod eine Ausgleichung stattfinden, damit ein jeder eben so viel erhalte als der andere. Im Innern aller Landschaften sei freier Verkehr zu gewähren wie bisher. Sollte eine Linie im Mannesstamme aussterben, so falle ihr Theil den andern beiden zu, doch dass immer der Älteste der übrigen Vorgeher sei. Heiraten dürfen nicht geschlossen werden ohne der andern Einwilligung, noch weniger aber die jüngern Söhne und deren Nachkommen ohne des ältern Vorwissen einen Krieg anfangen, dringliche Abwehr ausgenommen. Für Karls Minderjährigkeit wurde fürgesorgt, dass im Fall derselben die Brüder einen Rath aus eilf Männern niedersetzen sollten, dessen Verhandlun-

gen der junge Erzherzog beiwohnen könne, dabei »aber nicht seinem Kopf folgen dürfe,« sondern »den Rathschlag müße fürgehen« lassen. In einem Nachtrage dann vom 10. August 1555 ermahnte Ferdinand seine Söhne noch besonders, bei der katholischen Religion zu bleiben, weil ihm kein größeres Leid widerfahren könnte, als wenn einer von ihr abweichen sollte; »so groß,« sagt er, »dass ich wollte viel lieber euch tot sehen, als dass ihr in die neuen Sekten und Religion fallen solltet.« Auch ermahnt er sie zur Liebe und Treue gegen einander, zur Vermeidung alles Haders; wie er denn Eintracht unter den seinigen auf jegliche Weise zu pflanzen und zu festigen jederzeit beflissen war.

Hiemit wurde dem habsburgischen Geschlecht durch den treuen Gründer seines deutschen Stammes eine Richtung verliehen, welcher es durch den Zeitenlauf von da ab, und auch seitdem seine verschiedenen Äste wieder zu einem einzigen sich vereinigt haben, stets treu geblieben ist, und wodurch es vor allen übrigen Herrschergeschlechtern sich auszeichnet. Er gab dem Worte Haus eine tiefere, als bloß gegen außen abgränzende, er gab ihm eine nach innen einigende Bedeutung. Seine Nachfolger haben dieselbe erkannt; sie ist ihnen der Leitstern ihres Thuns, der Angelpunkt jeder Bethätigung geworden. Für das Haus, für dessen Erhaltung und Erhebung, für dessen Wohlfahrt und Ehre zu wirken, hat jedes Glied desselben als geheiligte Obliegenheit erkannt. Waren auch die Mittel nicht immer unzweifelhaft, der Zweck jedoch stund gegen jede Anfechtung gesichert und immer ordnete sich das für den Augenblick hervortretende persönliche Bestreben jener höhern Rücksicht wieder unter. So unverkennbar ist dem Herrschergeschlechte, welches in Rudolf von Habsburg den Urheber seiner Macht und seiner Hoheit ehrt, diese emporhebende Eigenthümlichkeit geblieben, dass ihr selbst die Redeweise ein aus freier Übung hervorragendes Zeugnis gibt, indem der gemeine Sprachgebrauch eben so oft und mit voller Gleichbedeutung, anstatt des an der Spitze stehenden Hauptes, das Haus Österreich zu nennen pflegt. Welches von allen Herrschergeschlechtern Europa's mag dessen sich rühmen? —

Sechster Abschnitt.

Deutsche Alterthumskunde und mittelalterliche Baukunst.

92. Symbole.

Der Arm ist ein Sinnbild der göttlichen Allmacht, die Hand das des Wohlwollens und Gebens; die Asche ist das Sinnbild der Buße. Die Natur feiert jährlich gleichsam ein Auferstehungsfest im Frühlinge, und unsere Kirche hat die Osterfeier auf jene Zeit verlegt. Osterlichter, Ostereier 2c. sind Sinnbilder, die aus dem neu erwachten Naturleben entlehnt sind; die alten Osterfeuer auf den Bergen, die Benennung Ostern selbst bezieht sich auf die Sonne.[1]) Das Auge ist Sinnbild des göttlichen Schauens, der Allwissenheit. Der Baum ist Sinnbild des Lebens und des Todes. Das Beil ist Sinnbild der Zerstörung. Der Beutel ist das Attribut des Judas Ischarioth. Die Biene ist das Sinnbild des Fleißes, der Reinheit, der frommen und einigen Gemeinde, daher der heilige Ambrosius die Kirche mit einem Bienenkorbe verglich. Der Bogen ist Sinnbild des Krieges, der weltlichen Macht. (»Ich will ihren Bogen zerbrechen, spricht der Herr.« Jerem. 49, 36.) Bücherrollen sind auf Kirchenbildern das Attribut der Profeten, Evangelisten, Kirchenväter. Burg ist Sinnbild des Festen, Schützenden (»Gott ist meine Burg«). Die Zeder ist das Sinnbild des Emporstrebenden, die Zipresse das des Todes. Die Dornen sind ein Sinnbild der Schmerzen; die Lilie unter den Dornen ist allgemeines Sinnbild der höchsten sittlichen Reinheit und Unschuld unter den Gefahren der Sünde und unter den irdischen Leiden. Die Eidechse, welche bekanntlich gern in der Sonne sitzt, gilt als Sinnbild des Lichtes.

---

1) Das alte ôstar bedeutet die Richtung gegen Morgen, daher das östliche Reichsland ôsterriche Österreich genannt wurde.

Der heilige Ambrosius beginnt seine Osterhymne: Aurora coelum purpurat. Blind wird die Menschheit genannt, in tiefer Nacht befangen, ehe ihr die Sonne Christus aufgieng.

So erklärt die Symbolik oder Sinnbildkunde vieles was dem christlichen Kultus und dem Gebiete der bildenden Kunst angehört. Auch die Poesie ist reich an solchen Beziehungen. Im Epos von Josef Pape »der treue Eckart« (Münster 1854) heißt es z. B.

Das sprach Herr Volker: »Wer sitzet dort jungfräulich auf dem Trone,
und trägt aus sieben Sternen licht die allerreichste Krone?«
Versetzt der Meister: »Gott hat ihr mit Sternen das Haupt gezieret,
da er als Himmelskönigin zum Trone sie geführet.
Es ist ihr Name wunderbar: des Schiffes Steurer schauen
zu ihrem Glanz und grüßen sie, den Meerstern, mit Vertrauen;
die Menschen in ihrem Herzeleid erheben zu ihr die Hände,
Zur Helferin der Christenheit, dass sie die Nöthen wende.«

Wie das Kreuz Symbol oder Sinnbild der Christenheit, so sind hier die Sterne das Symbol der Himmelskönigin, und die symbolische Benennung »Meerstern« kommt ihr zu als helfende, rettende Himmelskönigin.

Wie der Spruch (Nr. 57) und die Allegorie (Nr. 62), so gehören auch die symbolischen Beziehungen der Sprache und der Poesie an. Wenn wir die einzelnen Ausdrücke näher ins Auge fassen, so ergibt sich Folgendes. Symbol (ursprünglich ein aus der Vergleichung Gefolgertes) ist überhaupt die Versinnlichung einer Idee oder einer Wahrheit durch einen ihr mehr oder weniger verwandten Gegenstand, also das Bild, die Verkörperung einer Idee, sei es in einer Handlung oder in einem Gegenstande (Sinnbilde). Das Beigelegte, Äußerliche, das zur nähern Erklärung oder Verdeutlichung des dargestellten Gegenstandes dient, die charakteristische Beigabe heißt man in der bildenden Kunst Attribut, z. B. der Adler ist das Attribut des Evangelisten Johannes, der Bienenkorb das Attribut des heiligen Ambrosius, ein Schwert oder Buch das des Apostels Paulus, der Schlüssel das des Apostels Petrus u. s. w. Das Wort Emblem (griechisch emblêma, was an- oder eingesetzt ist, z. B. Zieraten am Geschirr) bezeichnet eine sinnbildliche Verzierung, namentlich das Wappen. Emblem ist Bild ohne Text; Motto ist Spruch ohne Bild; Devise sind Worte in Verbindung mit einem Bilde.

Der Löwe ist das Sinnbild der Stärke; der Löwe ist auch das Attribut des heiligen Markus; der (geflügelte) Markus-Löwe ist Emblem der Stadt Venedig.

Ein besonders für Österreich wichtiges Sinnbild ist der Adler. Dieer Vogel fliegt am höchsten, hat die schärfsten Augen, ist der stärkste un-

ter den Vögeln und daher ein Sinnbild der Allgewalt. Im zweiten Buche Moses 19,4 spricht der Herr: »Ihr habt gesehen, wie ich euch getragen habe auf Adlerflügeln und habe euch zu mir gebracht.« Der Adler ist auch Attribut des heiligen Apostels Johannes; im Mailänder Dom hält der Adler dem heiligen Johannes das Tintengefäß. Sofern der Adler als wieder aufsteigend zum hohen Himmel, gleichsam seiner Heimat, gedacht wurde, erscheint er als Sinnbild der Verjüngung und Wiedergeburt. Im Psalm 102,5 heißt es: »Der dein Verlangen mit Gütern erfüllt, daß deine Jugend sich erneuert wie des Adlers.« So sagt Isaias 40,31: »Die auf Jehova hoffen, verjüngen die Kraft, erneuen das Gefieder wie Adler.« Der heilige Ambrosius vergleicht Christum, der seine Kirche schützt, mit einem Adler, der sein Nest gegen die Schlange vertheidigt. Ein erhabenes Bild ist das in Dante's »Paradies« (18,9), wo die Seelen der Seligen im Fluge sich zusammenscharen und am Himmel die Figur eines ungeheuern Adlers bilden. In Wolframs »Titurel« heißt es, auf jedem Kreuze des großen Gralstempels habe ein goldner Adler gesessen, hier ebenfalls ein Sinnbild der Kraft Gottes in der Höhe. In der Legende kehrt der Adler oft wieder als Sinnbild göttlichen Schutzes.

In Wappen finden wir den Adler entweder einfach oder doppelt. Tirol z. B. hat den einfachen, gekrönten rothen Adler im silbernen Felde mit ausgebreiteten Flügeln. Das Wappen des österreichischen Kaiserreiches zeigt einen zweiköpfigen, auf jedem Kopfe gekrönten schwarzen Adler mit ausgebreiteten Flügeln. Mitten über den Adlerköpfen schwebt die Kaiserkrone. In der rechten Klaue hält der Adler das goldene Reichszepter und das Staatsschwert, in der linken den goldenen Reichsapfel. [1]) Auf der Brust des Adlers ruht ein dreifach getheilter Schild mit den Familienwappen von Habsburg, Lothringen und Österreich, und zwar rechts im goldenen Felde ein rother, gekrönter, aufgerichteter Löwe, wegen Habsburg; links drei über einander gesetzte silberne Adler auf einem rothen Schrägebalken, wegen Lothringen; im rothen Mittelfelde ein silberner Querbalken, wegen Österreich. Um dieses genealogische [2]) Wappen

---

1) In einem altdeutschen Calendarium zu München hält Christus, den ein Regenbogen umgibt, mit der Linken den Ast eines Apfelbaumes und mit der Rechten die Weltkugel (Kugler, Geschichte der Malerei II, 9). Dieser Entgegensetzung des Apfels mit der Weltkugel steht in einer Sage von Alexander dem Großen eine Vereinbarung beider im Reichsapfel, dem Sinnbild der höchsten irdischen Macht, zur Seite. Alexander der Große ließ sich aus dem Gold aller von ihm eroberten Länder einen Apfel verfertigen und trug ihn als Reichsapfel.

2) Genealogie heißt: Geschlechtskunde, Geschlechtsfolge, Stammbaum.

des Kaiserhauses hängen die Insignien [1]) des goldenen Vließes, des Marien Theresien-, des St. Stefans- und des Leopoldordens, dann die des Ordens der eisernen Krone.

93. Symbole in Recht und Sitte.

Symbol (Warzeichen) ist im Sinne des alten deutschen Rechts die bildliche Vollbringung eines Geschäfts. Gewöhnlich beziehen sich die symbolischen Handlungen auf Grund und Boden oder auf persönliche Verhältnisse, und beruhen in der Idee, dass Sache oder Person dabei selbst sinnlich und leiblich vergegenwärtigt werden müßen. Von dem Grundstück wird ein Ast dargebracht, zum Zeichen seiner wirklichen Theilnahme; auf den Acker wird ein Stuhl gestellt, ein Wagen gefahren, ein Feuer auf ihm entzündet, als Zeichen eingetretener Besitznahme; der Mann streckt den Finger aus, wirft seinen Handschuh, entschuhet sich, um verschiedene Handlungen rechtlich dadurch zu bekräftigen. Ein kleiner Theil vertritt das Ganze, eine Gebärde redet, das Kleidungsstück drückt den persönlichen Willen aus.

Die häufigsten Symbole waren folgende:

Erde, Staub, Gras haben als Symbol genommen immer denselben Sinn. Sie wurden verwendet zu der Feierlichkeit des Bündnisses, der Schwüre, der Gränzstreite, der Übertragung von Grund und Boden, als Zeichen der Besiegung und Unterwerfung.

Der Halm, der geknotete, gegliederte Stängel des geschossten Korns, wurde geworfen oder gereicht, meistens zum Zeichen feierlicher Auflassung von Grundstücken durch Geschenk, Verkauf oder Verpfändung. In Urkunden lautet die Formel: Mit Halm und Munde, d. h. mit ausgesprochenen Entsagungsworten und geworfenem Halm.

Wurde bloßes Ackerland oder Wiese übertragen, so genügte die Scholle oder das Rasenstück; war es Baumgarten, Waldgrund, Weinberg, so pflegte ein Ast oder Laubzweig, eine Rebe gebrochen und in die Scholle gesteckt oder auch allein dargereicht zu werden.

Stab, Ruthe, Stecken hat mehr als eine symbolische Beziehung.

---

1) Merkmale, Würdezeichen, Standeszeichen.

Zu Nr. 93. Einzelnes nach J. Grimms „deutschen Rechtsalterthümern.“ Auf manches kann der Ausspruch J. Grimms bezogen werden: „Das anfangs Ehrwürdige wird hernach nur halb veistanden, zuletzt erscheint es unverstanden und lächerlich.“

Der Stab diente bei Fürsten zum Zeichen der Länder- und Güterabtretung. Er ist aber auch das Zeichen höchster Gewalt; Könige, Fürsten, Richter u. a. Vorgesetzte halten ihn in der Hand. Der Stab des Königs und Richters ward von Bittenden, Gelobenden, Schwörenden angerührt. Über dem Haupt des Verurtheilten wird der Stab gebrochen und ihm vor die Füße geworfen, ein noch jetzt bei feierlicher Hegung peinliches Gerichts vorkommender Gebrauch. Statt: jemanden verurtheilen sagt man sprichwörtlich: Den Stab über ihm brechen Die verschiedenen Anwendungen des Symbols lassen sich auf zwei Ideen zurückbringen, des Aufgebens und Besitzens der Gewalt; wer den Stab hält und trägt, übt Gewalt aus; wer ihn hingibt, wegwirft, bricht, der läßt seine Gewalt fahren.

Hand, symbolisch betrachtet, gleicht dem Stab in der Bedeutung von Gewalt, wie schon die Redensarten »etwas in der Hand halten« und »aus der Hand geben« anzeigen. Allgemeine Bekräftigung aller Gelübde und Verträge, denen die Sitte kein feierlicheres Symbol vorschrieb, war der Handschlag. Zum Eidschwur ist die Hand wesentlich; im Nibelungenliede (562,1) heißt es: Ihr sollt gedenken, was mir schwur eure Hand. Gebrauch war, dafs der Schwörende mit der rechten Hand etwas hielt oder berührte, z. B. den Schwertgriff (bei den Heiden), geheiligte Dinge (bei den Christen); oder man legte auch die Rechte auf Brust und Herz. Handauflegen geschieht bei manchen feierlichen Handlungen; überhaupt sind Hand und Finger auf vielfache Weise bei allen Völkern zeichenhaft und bedeutsam. Der Fuß ist schon ein selteneres Symbol.

Haar und Bart waren Zeichen und Tracht des Standes der mündigen Freien. Abschneiden des Haupthaares, bei Erwachsenen des Bartes, war Gothen, Franken und Langobarden Symbol der Annahme an Kindesstatt. Schwörende Männer rührten Bart oder Haar an.

Der Hut ist ein Symbol der Übertragung von Gut und Lehen. Der Übertragende oder an seiner Statt der Richter pflegte den Hut zu halten, der Erwerbende hinein zu greifen oder einen Halm darein zu werfen. Der Hut war, gleich der Fahne, Feldzeichen; wer ihn aufsteckte, forderte das Volk zur Heer- und Gerichtsfolge auf, und hatte die Gewalt dazu. Auch des Geßlers aufgesteckter Hut in der Schweizersage ist Symbol der Obergewalt zu Gericht und Feld.

Mit dargereichtem oder hingeworfenem Handschuh wurden bei Franken, Alamannen, Langobarden und Sachsen Güter übergeben, gleichsam ausgezogen und abgelegt. Der König oder Richter warf den Hand-

schuh hin zum Zeichen ausgesprochenes Bannes. Wie mit dem Handschuh Gut aufgelassen oder ein Verbrecher alles seines Guts für verlustig erklärt wurde, so scheint auch der im ganzen Mittelalter gebräuchliche Wurf des Handschuhs, als Aufforderung zum Kampf, eigentlich auszudrücken, daſs der Werfende oder Darbietende seinem Gegner Frieden und Freundschaft auffage.

Der Mantel ist ein Zeichen des Schutzes, besonders der Mantel von Königen und Fürsten. Mit Aufrichtung der Fahne, wie des Huts, wurde das Volk aufgeboten und versammelt. Bei Märkten steckte man zum Zeichen der Marktfreiheit Fahnen auf. Die alten Kriegsordnungen legten dem Fähnrich auf, sein anbefohlen Fähnlein zu verwaren und in Ehren zu halten. Würde er vom Feinde so gedrungen, daſs ihm die rechte Hand abgeschossen wäre, soll er das Fähnlein in die linke nehmen, und wird ihm die auch abgeschlagen, so soll er es mit den Stümpfen zu sich ziehen, sich darein wickeln, Leib und Leben dabei lassen.

Das Schwert ist Symbol der Gerichtsbarkeit, zumal der peinlichen Gewalt über Leben und Tod.

Kreuze wurden oft zur Bezeichnung der Gränze gebraucht. Nächstdem bedeutet ein Kreuz, gleich dem oft damit verbundenen Handschuh, Marktgerechtigkeit und Weichbildsfrieden. *)

Eines Hauses Besitz wurde angetreten, indem der Erwerbende in die Thür eingieng, seinen rechten Fuß auf die Thürschwelle setzte, oder mit der rechten Hand Thürpfosten oder Thürring fasste oder auch bloß die Thür auf und zu that. Die Thürschwelle ward wie heilig geachtet.

Schlüssel sind das Symbol hausfräulicher Gewalt. Neuvermählten wurden die Schlüssel gegeben, Geschiedenen forderte man sie ab.

Ringwechsel ist noch heute feierliches Zeichen des geschlossenen Eheverlöbnisses. Daſs auch der bloße Handschlag gegolten, beweist der noch jetzt in Niedersachsen gebräuchliche Ausdruck: Sie haben Handschlag gehalten, d. h. sie sind versprochen, verlobt.

Strohwische werden noch heut zu Tage an Stangen auf Wiesen und Felder gesteckt, um sie zu hegen (Hegewische) oder den Weg zu sperren. Sie bezeichnen auch etwas Feiles, ähnlich den Tannenbüscheln vor Gasthäusern. Solche Zeichen zur Warnung oder zur Anzeige nannte man Weifen oder Wifen.

---

*) Weich, wich, wih heißt: heilig. Die Gränze des Gebietes war oft durch ein Heiligenbild bezeichnet. Daher wahrscheinlich der Name. Ein Kreuz auf dem Markte zeigte an, daſs „Weichfried" da sei.

In den Alpen, vorzüglich in den Thälern der Schweiz, haben sich manche Rechtssitten *) lange erhalten. Im Kanton Glarus z. B. besteht aus uralter Zeit noch der sogenannte Friede oder das Frieberufen. Wenn nämlich Streit und Schlägerei entsteht, so ist jeder unbescholtene Landmann bei seinem Bürgereide verpflichtet, die Schlagenden auseinander zu bringen. Ist der Friedende zu schwach, um die Schlagenden zu trennen, so ruft er den Landsfrieden aus, und sobald dieß geschehen, sind dieselben bei ihrer Bürgerpflicht verbunden, von einander zu lassen. Leisten sie der Aufforderung keine Folge, so ist der Friedende verpflichtet, sie zu verklagen als solche, die »über dem Fried hinaus« geschlagen, und sie verfallen in die große Landsbuße. In der 1387 aufgestellten Landsatzung war für diejenigen, welche den Fried brechen, noch größere Strafe bestimmt »wer darüber Fried oder Stallung breche, von des Libs soll man richten, als von einem offnen Mörder.«

Bei größern Schlägereien werden auch wohl die Beamten gerufen, welche den Fried »beim Eide« gebieten. Männer, welche mit einander in Streit liegen, werden von den Beamten in Fried gesetzt, d. h. es wird ihnen bei der großen Landsbuße verboten, mit einander Händel anzufangen. Als 1719 auf der Ennedaer Allmend (Gemeintrift, Gemeinweide) eine große Schlägerei zwischen denen von Glarus und Enneda statt gefunden, wurden beide Gemeinden in Fried gethan. Dieser Fried dauert immer bis zur nächsten Landsgemeinde. Dem Landsseckelmeister liegt es ob, nach Beendigung der Verhandlungen die Landleute des Frieds zu entlassen. Bei größern Versammlungen werden alle Anwesenden in Fried gethan, um Schlägereien in denselben zu verhüten. So ist z. B. an der Landsgemeinde und an Markttagen der Flecken Glarus innerhalb bestimmter Gränzen im Fried. Wer an diesen Tagen innerhalb derselben an Schlägereien Theil nimmt, verfällt in die große Buße.

Eine andere alte Rechtssitte des Kantons Glarus ist das Loben (geloben). Im Mai oder Brachmonat versammeln sich am Nachmittage an einem, in größern Gemeinden mehreren Sonntagen sämtliche Bürger der Tagwen. **) Jeder tritt einzeln vor die Vorsteher und ist bei seinem Bürgereide verpflichtet anzugeben, ob und was er während des Jahres gefrevelt, was er gegen bestimmte von der Gemeinde festgestellte Gesetze (Lob-

---

*) Mehr in Grimms Weisthümern und Bluntschli's Rechtsgeschichte.

**) Tagewerk; Kirchengemeinde (tagwan); Tagmer oder Tauner heißt Froner, Tagelöhner.

artikel), die vorzüglich zum Schutze der Wälder dienen, gefehlt habe. Je nach der Größe des Frevels wird eine bestimmte Geldbuße auferlegt. Jeder muß seine Angaben durch einen Handschlag, den der erste Vorsteher in Empfang nimmt, an Eidesstatt bekräftigen. Dieß nennt man das Loben, und die Gemeindeversammlungen, an denen dieser Akt stattfindet, die Lobtagwen. Solchen, von denen man weiß daſs sie im Laufe des Jahres gefrevelt haben wird das Gelübde nicht abgenommen. Die Geistlichen werden angewiesen, vor diesen Tagwen auf die Wichtigkeit des Eides aufmerksam zu machen. Im Hirtenland besteht diese Sitte noch allgemein. In mehreren Gemeinden des mittlern und untern Landes hat man gegenwärtig diese Sitte abgeschafft. Als Ersatz dafür bestellt man nun theils besoldete Bannhalter, theils ist dem Kläger die Hälfte der Buße zugesichert.

Sämtliche Rechtssymbole zerfallen ungefähr in drei Hauptarten: solche die Übertragung von Grund und Boden, solche die persönliche Verhältnisse (Freiheit, Ehe, Kindschaft) und solche die Eid, Gelübde oder Bündnis betreffen. Wenige bleiben zurück, die sich nicht in diese Eintheilung fügen, z. B. Berufung des Volks in Kriegsnöthen durch Fahne, Hut, Pfeil, Sper. Unter den drei Hauptarten ist aber die erste bei weitem die bedeutendste und zahlreichste, und man kann sagen, daſs die meisten deutschen Rechtssymbole es mit der Auflassung und Einweihung liegendes Eigenthums zu thun haben. Zu diesem wollen wir übergehen.

94. Eigenthum.

Alle Habe (Eigen, Gut, Vermögen) zerfällt in drei Hauptarten: in liegende (feste, unbewegliche) und fahrende (lose, bewegliche); jene nach altdeutschem Recht konnte nur Freien, diese auch Unfreien zustehen; *) jene konnten nur feierlich, diese auch unfeierlich auf andere übergehen, jene nur von Männern, diese auch von Frauen ererbt werden. Fahrendes Eigen oder bewegliche Habe waren hauptsächlich: Vieh, Waffen und Kleider (Heergewäte).

---

*) Die uralten Stände schieden sich in Freie und Unfreie. Der Unterschied spaltet sich aber weiter in: Herrschende (Könige und Fürsten), Edele (Adeliche, mit höherem Wergeld, sie dienten dem König zu Hof und Felde oder stunden sonst im Lehendienst), Freie (die Kraft des ganzen Volkes, selbst die Grundlage des Adels, sie trugen Waffen und waren des echten Eigenthums fähig), Knechte (Hörige und Leibeigne).

Liegendes Eigen besteht in Land, Grund und Boden. Sippe (Verwandtschaft) und Nachbarschaft stifteten das natürlichste Band unter freien Männern; aus ihnen entsprang Erbrecht, gegenseitiger Schutz und Friede, gleiches Recht und Gericht; aus ihnen kann man auch die älteste Gemeinschaft des Grundeigenthums leiten. Es musten aber bei Ausbreitung der Familien zwei Richtungen eintreten, die eine gieng auf Erhaltung der Genossenschaft am Grundeigenthum, die andere auf dessen Vereinzelung. In diesen Widerstreit griffen zwei verschiedene Triebe ein. Das Volk lebte von Viehzucht und Ackerbau, und auf sie bezog sich alle Arbeit. Nun ist einleuchtend, dass dem Hirten an der Ganzheit des Landeigenthums gelegen sein muß, dem Bauer an der Vertheilung. Jener braucht unveränderliche Triften, Wiesen und Wälder zu Weide und Mast, gleich seiner Herde gedeiht die Mark nur durch Zusammenhalten. Dem Ackermann liegt die Flur recht, welche seinen Hof umgibt und die er durch Zäune vor allen Nachbarn einfriedigen kann; sein Pflug fährt einsam, das Gelingen seiner Wirtschaft hängt von Versuchen ab, die er auf eigene Hand anstellt. Beider, des Viehzüchters und Pflügers Verhältnis hat dieselbe Naturnothwendigkeit, nur dass geschichtlich jenes vorausgieng, dieses nachfolgte. Wir treffen also ungetheiltes Eigenthum und getheiltes nebeneinander an, das ungetheilte alterthümlicher und veraltender; im Verlauf der Zeiten weicht der Wald dem Acker, das Vieh dem Getraide.

Das Land überhaupt zerfällt in Gaue, der Gau in Marken. Natürliche, älteste Gränze war der Wald, und in Eichen wurde das Zeichen gehauen. Weil zwischen den Wäldern auf dem Gefilde Leute ansiedelten, so näherte sich der Ausdruck Mark (Gränze) dem Begriffe Wald. Bis auf die letzte Zeit hießen die Überbleibsel alter Gemeinschaft an Grund und Boden vorzugsweise Marken, Markeinigungen, Markgenossenschaften; es kommt aber auch der Name Allmeinde, Allmende (Gemeintrift, Gemeinweide) vor. Zu der Mark gehören: Wald, Flüsse und Bäche durch den Wald, Viehtriften und ungebaute Wiesen in ihm und um ihn her gelegen, Wild, Gevögel und Bienen; Ackerland, Gärten, überhaupt das wohin Pflug und Sense gehet, sind nicht in ihr begriffen. Heide hat den Begriff von unbebautem Land, worauf Gras und wilde Blumen wachsen; Feld ist allgemeiner und kann auch urbarem Lande zukommen; beide Feld und Heide stehen dem Wald entgegen. Anger scheint grasbewachsen wie die Heide, nur geringeres Umfangs. Wesentliche Grundlage jeder Mark ist ein Wald. Die meisten großen Waldungen Deutschlands, die hernach von

den Fürsten als Regal behandelt wurden, mögen früher gemeines Markgut gewesen sein. Die Gesamteigenthümer der Mark heißen Märker. Als Herr, Vogt, oberster Markrichter ward gewöhnlich ein Edler gewählt, dessen Burg in der Mark oder ihr zunächst lag. — Jeder Markgenosse hatte freies Holz für Brand und Bau; Waldfrevel wurden hart bestraft.

Im Gegensatze zur Mark stund das Sondereigenthum (das getheilte, private Gut). Bei der Eintheilung der Felder und Äcker waltete das Hundertsistem. Der Gau begriff mehrere Huntari, dieses umfasste 100 Weiler. Hufe (Hube) bedeutet ein gemessenes und gehegtes Landstück, daher noch der Eigenname Huber, Hübner. Wo die Gränze endete und wendete, wurde ein Zeichen gesetzt. Scheide zwischen Völkern machten selten Flüsse, gewöhnlich Waldung und hohes Gebirge. Als Gränze des Gutes dienten mehrere Steine oder Bäume, in welche Kreuze eingehauen oder Nägel eingeschlagen wurden. *) Die Legung der Gränzzeichen geschah feierlich, zumal wenn sie für ganze Örter, Marken und Gaue eintrat, in Gegenwart des Volks und beiderseitiger Nachbarn. Kinder wurden zugezogen und in die Ohren gepfetzt oder erhielten Maulschellen, damit ihnen zeitlebens die Erinnerung des Vorgangs eingeprägt bliebe. **) Solche Steine und Bäume waren heilig und unverletzlich; von den Bäumen durfte nicht Laub, nicht Zweig gehauen werden. Volkssagen gedenken verwünschter Geister, die als Irwische auf den Feldern schweifen, weil sie bei ihrem Leben die Marksteine verrückt haben. Wenn die Gränzbezeichnung unsichtbar und zweifelhaft war, schlichtete das Alterthum durch Gottesurtheile. Hieher kann auch der Lauf zweier Männer oder Thiere gezählt werden. — Sobald Grundeigenthum aus einer Hand in die andere übergieng, wurde eine bestimmte Form der Auflassung, Übergabe und Übernahme beobachtet; seit dem 5. Jahrhunderte machte man schriftliche Urkunden. Der Besitz des ererbten echten Eigenthums brauchte durch keine Feierlichkeit erworben zu werden, sondern gieng von selbst über. — Unvollkommen und eingeschränkt war der Grundbesitz, der von dem Obereigenthum eines andern abgeleitet wurde. Kennzeichen dieser Ableitung

*) Ein altes Warzeichen in Wien, „der Stock im Eisen," war ursprünglich vielleicht ein solches Gränzzeichen.

**) Dieser Gebrauch besteht noch jetzt in Obersteier (im Judenburger-Kreise). Gewöhnlich alle zehn Jahre wird dort die sogenannte Feld- und Waldberainung vorgenommen, und bei den Gränzsteinen erhalten Knaben ein fühlbares Gedenkzeichen.

sind: auf dem Gut lastende Dienste und Zinsen, Widerruflichkeit der Verleihung, Unveräußerlichkeit, Unvererblichkeit. Es entstand so das Verhältnis zwischen Gutsherrn und Hofhörigen. Selbst unter den Freien nahm mit der Zeit die Hörigkeit immer mehr zu. Ähnlich den Verleihungen der Bauergüter waren die Benefizien, womit der König oder Landesherr den ministerialen Adel belohnte und aus welchen hernach die bestimmtere Form der Lehen (Feuda) hervorgieng. Dadurch entstand das Verhältnis des Lehnsherrn zum Vasallen.

95. Gericht.

Wie strenge man im Mittelalter die Schädigung des Eigenthums nahm, geht aus einigen alten Rechtsgewohnheiten und Satzungen in Steiermark hervor, z. B. »Wer Weintrauben stielt aus dem Weingarten, büße für eine Weintraube — ein Ohr, für zwei — beide Ohren, für drei oder mehr ist er Leibs und Guts verfallen, und man soll ihn dem Landrichter überantworten.« — »Wer des Nachts Korn stielt, der ist des Galgens schuldig. Wie wenig einer schneidet, es geht ihm an die Haut, ob es eines Pfennigs Wert ist; ist es aber eines Schillings Wert, es geht ihm an das Leben und man soll ihn hängen, und er hat keine Freiung in der Kirche, thut er es bei der Nacht. Thut er es aber bei Tag, gilt es ihm den rechten Daumen; thut er es zum andern Mal, man schlägt ihm den andern Daumen ab, zum dritten Mal die Hand.« — Die Frage, wem das Vorrecht gebühre, ist in folgender Satzung ausgesprochen: »Der leere Wagen soll dem geladenen weichen, der Reiter dem Wagen, er sei geladen oder nicht, der Gehende dem Reiter. Welcher Wagen früher an das Gestade des Wassers kommt, der soll auch früher fahren, er sei geladen oder nicht; wer früher zur Müle kommt, der soll auch früher malen.«

Alt hergebrachte Gewohnheiten wurden oft Sprichwörter, z. B. »Wer zuerst kommt, der malt zuerst.« »Wo kein Kläger ist, da ist auch kein Richter.«

Unter Gericht denken wir uns heutzutage vorzugsweise Entscheidung der Rechtsstreite oder Bestrafung der Verbrechen. Ursprünglich überwog aber die Vorstellung von Volksversammlung, in welcher alle öffentlichen Angelegenheiten der Mark, des Gaues und der Landschaft zur Sprache kamen, alle Feierlichkeiten des unstreitigen Rechts (was wir freiwillige Gerichtsbarkeit nennen) vorgenommen, endlich auch Zwistigkeiten beur-

theilt und Bußen erkannt wurden. Heute bilden die Richter, damals bildeten die zusammenkommenden freien Männer den Kern des Gerichts. Gleich den Opfern wurde (besonders im Heidenthum) das Recht öffentlich unter freiem Himmel, im Walde auf Anhöhen, häufig unter Linden dargebracht. Dem Gericht wurde Heiligkeit und ein besonderer Friede beigelegt; das Wort »fron« galt vom Gericht, Richter und Gerichtsboten wie auch von Gegenständen kirchlicher Verehrung. Die Versammlung unter Leitung der gewählten Richter und die Besprechung der Leute bezeichnet die alte Sprache vorzüglich durch Mahl (Mahlstatt) und Ding (was gedingt, ausgemacht wird, daher noch Thadigung, Thading in Tirol, das »Thing« in Dänemark und Norwegen für Versammlung, Landtag). Grundzug der deutschen Gerichtsverwaltung ist ihre Trennung in zwei Geschäfte, das richtende und das urtheilende, deren jedes besondern Leuten oblag; der Richter leitet und vollstreckt, der Urtheiler findet die Entscheidung; jener fragt, dieser weiset, findet. Schatten der alten Gerichtsverfassung sind übrig in unserm Pfänderspiel. Der Richter fragt: Was soll der thun, dem das Pfand gehört? —

In ältester Zeit scheinen die Priester bedeutenden Einfluſs auf das Gericht gehabt zu haben; sie standen dem Opfer vor und die feierliche Gerichtshaltung war mit Opfer verbunden. Später bekleideten Könige und Fürsten die oberste Stelle, und noch spät im Mittelalter erschien den Landesherren die persönliche Verwaltung des Richteramts als eine heilige Pflicht. So sitzt der Mainzer Erzbischof im Jahr 1299 dem Landgericht selbst vor. Da sie aber nicht überall und immer gegenwärtig sein konnten, wurden für einzelne Landschaften und Bezirke besondere Gerichtsvorstände, anfänglich vom Volk erwählt, dann vom König ernannt, oft auch zu erblicher Würde erhoben. Mit dem Worte Graf, das sich von dem fränkischen Reiche aus verbreitete, benannte man den weltlichen Richter. Die Abstufungen des richterlichen Grafenamtes bezeichnen: Landgraf, Markgraf, Pfalzgraf, Zentgraf ꝛc. In Niederhessen heißt die Dorfobrigkeit noch jetzt Greve oder Grebe. Das Wort Schultheiß (sculdheizo) lebt noch in dem Eigennamen und in Schulze fort. Im Sinne von Dorfrichter fallen »Schultheiß« und »Grebe« ganz zusammen. Im Angelsächsischen und Niederdeutschen kommen die Namen sherif (engl.) und Aldermann vor. Ein althergebrachter deutscher Ausdruck für Richter ist Vogt (aus dem latein. advocatus); Landvogt bezeichnet den Oberrichter. — Das Warzeichen richterlicher Gewalt war der Stab, den auch Könige, Anfüh-

rer und Hirten tragen; auch führen ihn andere höhere und niedere Beamten, der Marschall und Kämmerer; selbst des Richters Diener, der Büttel, wie jeder Bote, hat einen Stab. Dem Bischof als dem geistlichen Hirten und Richter wird ein Krummstab beigelegt. Des Stabs konnte ein Richter nicht entrathen, er gebot damit Stille (durch Klopfen) und hegte das Gericht; so lange er ihn hielt, war es feierlich gehegt, sobald er ihn niederlegte, geschlossen. An den Stab wurde ihm durch Handlegung gelobt. — Wie der König auf dem Tron, sitzt der Richter auf einem Stuhl (Richterstuhl). Allgemeine Bekleidung des Richters und der Urtheiler bei Gericht scheint der Mantel über die Schultern. — Der Diener des Richters, welcher dessen Bann (Vorladung) ansagte und kündigte, hieß Bote (Fronbote), Büttel (beide von entbieten). Die Ausdrücke Sergent (verwandt mit Scherge) und Weibel, Webel sind in die Kriegsheere übergegangen.

Ein anderer als der Richter war der Urtheiler. Ihrem Inhalte nach betreffen die Urtheile entweder die bloße Weisung des Rechts oder zugleich dessen Anwendung auf die gegebene Thatsache. Befugt zu Stimme und Urtheil war ursprünglich die Gemeinde und Genossenschaft freier Leute in Mark, Gau und Land. Alle freien Leute hießen Dingpflichtige, Dingmänner. Die Gemeinde hörte den aus ihrer Mitte gewählten Urtheilern zu, und gab ihren Beifall zu erkennen durch Ruf, Handschlag und Bewegung der Waffen. Das alte Herkommen war bei den Weisungen von größter Bedeutung Die bestellten Urtheiler (häufig sieben) waren die Schöffen, die vom Grafen (comes) mit Zuziehung des Volkes gewählt wurden, und dem Richter zu beiden Seiten auf Bänken saßen. Ihnen stand bei einzelnen Völkern ein Rechtskundiger bei, der für schwierige Fälle Rath und Auskunft ertheilen konnte. Mit der Einführung der römischen Gesetze ward das Recht ein gelehrtes, und allmählich ward beim gerichtlichen Verfahren auch die Schrift angewendet. An die Stelle der Schöffen traten die Richterkollegien. In England, wo das römische Recht keinen Eingang gefunden, erhielten sich in dem Schwurgerichte (der »Jury«) die Schöffen als »Geschworne.«

Die Arten der alten Gerichte waren: ungebotene oder gebotene. Ungeboten kamen alle Freien auf bestimmte Zeit ein- bis dreimal jährlich zusammen. Dem Umfange nach gab es: Land-, Gau-, Zent-, Mark-, Stadt-, Dorfgerichte; dem vorsitzenden Richter nach: Grafengerichte, Vogts-, Schulzen-, Pfleggerichte. Einzelne Bezirke, die dem Reiche un-

mittelbar unterworfen blieben, hatten sogenannte Freigerichte, wie die unmittelbaren Reichsstädte freie Städte genannt wurden. Die westfälischen Freigerichte sind unter dem Namen Femgerichte bekannt. Im 15. Jahrhunderte giengen sie in einen besondern Freischöffenbund über, und seit dem bestand neben dem offenen Freigericht ein heimliches, welches Strafe (Feme) bloß unter Wissenden erkannte und den Ausspruch geheim hielt.

Über das Verfahren bei den alten Gerichten sei folgendes bemerkt. Der Richter entbot die Gemeinde und die Urtheiler durch Symbol (Hammer ꝛc.) oder Glockenschlag. In der ältesten Zeit forderte der Kläger selbst seinen Schuldner, in Beisein von Zeugen, vor Gericht; wurde die Ladung vom Richter (dem König, comes ꝛc.) oder dessen Boten vorgenommen, so hieß sie Bann. Beim Beginn wurde vom Richter gefragt nach der Tagzeit und der Besetzung der Schöffenbank; alsdann gebot er Stille und verbot jede Störung. Dann begann der Dingstreit, wie er mit Recht hieß. Denn der Kläger greift an, der Beklagte wehrt sich, die Ladung ist eine Kriegsankündigung, die Gemeinde schaut zu und urtheilt, wer unterlegen sei; Zeugen und Mitschwörende helfen auf beiden Seiten, zuweilen löst sich das ganze Verfahren in das Gottesurtheil eines leiblichen Zweikampfs auf. In Civilsachen pflegten Zeugen (d. i. Zugezogene) und Urkunden zu beweisen, in peinlichen der Eid, die Eideshelfer und Gottesurtheile. Das Wergeld, welches der Schuldige zahlen muste, wurde hauptsächlich nach dem Stande des Getöteten bestimmt. Des Wergelds waren nur freie Männer fähig *). Das Urtheil war die Antwort der Schöffen auf die ihnen vom Richter gestellte Frage. In Friedensbruchsachen fanden sie, was der eingeständige Beklagte zu zahlen oder mit wie viel Eideshelfern, mit welchem Gottesurtheil der Läugnende sich zu reinigen habe. In Civilsachen legten sie dem Kläger Beweis auf. Hatte der Angeklagte gegen ein gefundenes Urtheil sich nicht etwa auf andere Urtheiler oder auf ein Gottesgericht (z. B. Zweikampf, Feuer- oder Wasserurtheil) berufen, so wurde dem rechtsgültigen Urtheile Folge gegeben, es wurde schnell vollzogen.

---

*) Wergeld oder Werigelt, Wirgelt d. i. Manngeld, der Preis des erschlagenen Mannes (wër = vir, Mann). Je nach dem Stande des Getöteten oder Beschädigten wurde sein Wert höher oder niederer geschätzt; das Wergeld war die dem Thäter auferlegte Buße.

96. Hausfrauen. Gewerbfleiß.

Die Familie ist die Grundlage der Kraft eines Volkes. Der Mann schafft, die Hausfrau erhält und mehrt. Die deutschen Hausfrauen zeichneten sich von Alters her durch ihre Tugenden aus. Spinnen, weben, stikken und dergleichen war nothwendige Fertigkeit des deutschen Weibes und sollte es auch dereinst die Kaiserkrone tragen. Auch die vornehmsten Frauen stellten sich damals nicht außerhalb des Hauswesens; die Küche und die Nähstube waren ihnen wohlbekannte Räume, denn sie waren sich bewusst, dass sie nicht bloß vergnügt sein und vergnügen, sondern auch thätig sein und nützen sollten.

Die Kleidung der Frauen war zum Theil ihre eigene Arbeit; schon Plinius erzählt, dass die deutschen Weiber leinene Kleider für die schönsten hielten, und in der Kunst sie zu weben wohl erfahren wären. Wie die Nornen und Walküren webend gedacht wurden, so schämten sich auch deutsche Fürstinnen so wenig wie früher eine Penelope dieser echt weiblichen Kunst, sondern setzten eine Ehre darein, recht fein zu weben, und die Mägde zu schöner Arbeit anzuleiten. Spinnräder hat man erst seit dem 15. Jahrhunderte. Auf allen Bildern der Mittelalters, namentlich auf Holzschnitten des 16. Jahrhunderts, sieht man den Rocken zwischen den Knieen gehalten oder in einem Fußgestelle stecken; die Spindel wird in der Hand gehalten. Berta, die Gemahlin König Rudolfs von Burgund, galt bei Italiern und Franzosen als Vertreterin der goldenen alten Zeit. Sprichwörtlich sagte man: Es ist nicht mehr die Zeit, da Berta spann.

Unter den Kleidungsstoffen steht die Leinwand oben an. Im Mittelalter war vornämlich die brabantische berühmt. Doppelt gewebte Leinwand hieß Zwilich. Außer dem Lein und Flachs wurde auch der Hanf als Webestoff gebraucht; Karl der Große bestimmte, dass auf seinen Meierhöfen hanfenes Gewebe (canevasium) gehalten werde. Die Baumwolle kam erst später unter die deutschen Völker. Die Araber verarbeiteten sie in Spanien, und schickten ihre Gewebe nach Oberitalien, von wo aus sie weiter verhandelt wurden. Die oberitalischen Städte legten bald eigene Baumwollenwebereien an. Seit früher Zeit wurde die Wolle von den Germanen zu Tüchern verarbeitet. Schafwolle und Ziegenhaare wurden benützt und zum Theil von den heimischen Herden genommen. In

Friesland und den Niederlanden wurde bereits im achten Jahrhundert das beste Tuch bereitet; die Donau herauf kam ungerische Wolle, die in Österreich, z. B. in Tuln und St. Pölten, weiter hin in Passau, Regensburg, Speier u. a. mittelrheinschen Orten verarbeitet ward. Auch Niedersachsen lieferte beliebte Tuche, mit denen seine Seestädte einen ergiebigen Tauschhandel nach Preußen gegen kostbares Pelzwerk trieben. Manigfaltiger als die Wollenzeuge waren die Seidenstoffe, deren Heimat Hochasien war. Der verbreitetste Seidenstoff hieß Pfellel (Pfeller, Pfelle, frz. paile). Die bessern Seidenstoffe wurden zum Theil mit Gold durchwebt; die Stickereien geschahen meist von den Frauen

Zu der reichen Kleidung gehörte ferner das Pelzwerk, welches meist aus Russland, Preußen und Schweden bezogen wurde. Mit Fellen von Mardern, Bibern, schwarzen Füchsen, Hermelinen und Zobeln, auch mit Grau- und Buntwerk ward ein lebhafter Tauschverkehr getrieben *).

97. Die Baukunst des Mittelalters.

Im Gegensatze zur klassischen oder antiken **) Kunst (der alten Griechen und Römer) bildete sich im Gefolge des Christenthums die manigfaltigere und tiefsinnigere »romantische« Kunst aus, die sich vor allen bei den Germanen zu hoher Vollendung entfaltete. Wir berücksichtigen hier nur die Baukunst (Architektur).

Bauwerke, die das gemeine Bedürfnis hervorgerufen hat, kommen hier nicht in Betracht. Der künstlerische Charakter eines Bauwerkes liegt nicht im Nutzen, sondern in einer höhern, vorzugsweise religiösen, Bestimmung. Nur die Religion gibt überhaupt einer Kunst die höchste Weihe. Verdankt ein Bau dem Handwerke seinen Ursprung, so erscheint er als ein mechanisches Gefüge roher Massen; ist er vom künstlerischen Geiste geschaffen, so ist er dem lebendigen Organismus nachgebildet, und wie dieser gegliedert.

Im Mittelalter, das man vorzugsweise das christliche nennt, war die Kunst gänzlich im Dienste der Religion, und alle Kunstzweige vereinigten sich in den erhabenen Domkirchen. Die gottesdienstlichen Räume der

---

*) Ausführlicheres in K. Weinhold's Werke „die deutschen Frauen in dem Mittelalter."
**) Litteraturbuch I. Nr. 54. 148—153.

ersten Christen waren noch ohne Schmuck und Kunstwert, sie waren nur geheiligt durch den frommen Dienst der Anwesenden. Erst im konstantinischen Zeitalter, welches den Triumpf der christlichen Lehre erblickte, begann die künstlerische Bauthätigkeit.

Die altchristliche Baukunst umspannt den Zeitraum von etwa 600 Jahren, vom 4. Jahrhundert bis zum Schlusse des Jahrtausends. Die Hauptform der altchristlichen Architektur und gleichzeitig die Grundlage aller folgenden Entwicklungsstufen ist die römisch-christliche Basilika. Die Basiliken waren Prachtgebäude in Griechenland und Rom, die zu Gerichtssitzungen und Handelsgeschäften benutzt wurden. Ihre Form war gewöhnlich ein längliches Viereck mit einem großen Prachtsale, der Raum war durch Säulen in Langschiffe getheilt. Der christliche Kultus forderte eine Theilung der Kirche: in das Schiff für die Gemeinde und den Chorraum für Altar und Priester. Dem Mittelschiffe gleichlaufend bauete man Seitenschiffe von geringerer Höhe, und vor dem Eingange eine Vorhalle (atrium). Hinter dem Altare in der Tiefe der halbkreisförmigen Rundung (apsis) stand der Bischofstron (cathedra). Die Kirchenschiffe waren durch Säulen getrennt, auf welchen entweder ein gerades Gebälke ruhte, oder welche durch Rundbogen verbunden waren. Die Oberwand durchbrachen gleichfalls im Rundbogen geschlossene Fenster. Die innere Einrichtung einer altchristlichen Basilika ist nur noch an der Klemenskirche in Rom zu sehen. Türme entstanden wahrscheinlich erst im 8. Jahrhundert; die in Ravenna stehen neben der Kirche und haben eine runde Form.

Seit dem 6. Jahrhundert kommen auch Kirchen vor, welche von der Gestalt des länglichen Vierecks sich entfernen und einem Kreise oder Quadrate sich nähern. Sie sind vorzugsweise im Morgenlande heimisch und bilden in ihrer einseitigen Entwickelung den byzantinischen Baustil. Die Sophienkirche in Byzanz (Konstantinopel) ward Muster für diese Bauart, deren auffälligste Merkmale außer den Rundbogen die hochgewölbte Kuppel ist, wie wir sie an der Markuskirche in Venedig 2c. sehen.

Die deutschen Völkerstämme hatten einen tempellosen Haindienst. Ihre spätere Bekehrung hatte auch den spätern Beginn der Bauthätigkeit zur Folge. Natürlich kam dießseits der Alpen die römische Bauweise in Anwendung, und die Kirchen erhielten die Form der Basiliken.

98. Der romanische Baustil.

Die vom 10. bis 13. Jahrhundert übliche Bauweise nennt man den romanischen Baustil. Die mittelalterliche Baukunst dieser Zeit fußt auf der römischen Basilikenform, und die Neuerungen bilden einen Ausfluss der germanischen Fantasie, so dass also römische und germanische Elemente sich hier vereinigten. Eine Hauptänderung bestund in der Deckweise, welche auf die Bildung aller übrigen Glieder einfluss nahm. Diese folgenreiche Neuerung war die allgemeinere Einführung des Gewölbebaues. Von den Kreuzgewölben nahm der romanische Gewölbebau seinen Ausgangspunkt. Der Rundbogen ist beim romanischen Stile vorherrschend, daher spricht man auch von einem Rundbogenstil gegenüber dem später üblichen Spitzbogenstile. Die romanischen Kirchen sind einschiffig oder dreischiffig; die Säulen oder Pfeiler *) sind durch Rundbogen verbunden und zu Bogenhallen (Arkaden, Schwibbogen) angeordnet. Die Säulen bestehen aus: Base (Fuß), Schaft und Kapitäl (oder Knauf). Auf dem Kapitäl ruhet das ebenfalls aus drei Theilen bestehende Gebälke: der Steinbalken Architrav), der Fries (Steingürtel) und das Kranzgesimse, deren Hauptbestandtheil der Karnieß ist. Am manigfaltigsten sind die Kapitäler oder Säulenknäufe **) gestaltet Die Fenster, in der ersten Zeit des romanischen Stils einfache im Rundbogen geschlossene Öffnungen, nahmen allmählich einen reichern Schmuck an. Theils in Verbindung mit den Bogenfenstern, theils selbständig erscheint das Kreisfenster oder die Rose, insbesondere an der Eingangsseite, am Giebelbau. Die Eingänge, in der Regel dem Chore gegenüber an der Westseite der Kirche angelegt und bei mehrschiffigen Kirchen mit der Zahl der Schiffe in Übereinstimmung gebracht, bilden gewöhnlich einen selbständigen Bau. Das Hauptportal führt in das Mittelschiff, und ist reich an Skulpturen und Verzierungen. An einzelnen Pforten, z. B. an dem sogenannten Riesenthore am Stefansdome in Wien,

---

*) Nach dem Sprachgebrauche sind: „Säulen" (gewöhnlich) runde Stützen, der „Pfeiler" ist eine aus Stein gehauene oder gemauerte Stütze eines Bauwerks, sie mag frei (Brückenpfeiler) oder in einer Wand stehen (Wandpfeiler).

**) Die Griechen hatten für ihre Tempel zwei Hauptsäulenordnungen: die dorische (Theseustempel im Volksgarten zu Wien) und die jonische. Daraus sind die korinthischen und römischen hervorgegangen. Die dorische Säule hat keine Base, der kannelierte (mit scharf an einander stoßenden Furchen gesäumte) nach oben sich verjüngende Schaft stoßt unmittelbar an die Sohle.

sind Rund- und Spitzbogen vereinigt *) Von den Zieraten und Ornamenten erhielt die größte Verbreitung der sogenannte Rundbogenfries, ein vortretender Halbkreis, welcher als ein Warzeichen des romanischen Stiles in der äußern Architektur herrscht. Das Giebeldach überragen die Kuppeln und die krönenden Türme. Die Zahl der Türme wechselt von 1 bis 6. Sie sind (nicht selten als achtseitige Piramiden) über dem Portale oder zu beiden Seiten desselben angebracht, und erheben sich nicht allein an der West-, sondern auch an der Ostseite neben dem Chorhaupte.

Der romanische Baustil, welcher die Lücke ausfüllt zwischen dem altchristlichen und dem gothischen Stile, herrschte in allen Ländern des Abendlandes. Zahlreiche Kirchen aus dieser Zeit findet man am Rhein (die Apostelkirche in Köln, die Dome zu Mainz, Speier und Worms etc.), in Mitteldeutschland, namentlich in Böhmen.

99. Der gothische Baustil.

Seit dem 13. Jahrhunderte veränderte sich die christliche Bauweise. Hinsichtlich der Wölbung, ihrer Lagerung und Stützen bildet der romanische Stil die Vorbereitung der sogenannten gothischen **) Bauweise, die man auch wohl den Spitzbogenstil nennt, wegen des Spitzbogenschlusses der Wölbung und der im Spitzbogen geschlossenen Arkaden und Fenster. Neben der Gothik hörten die romanischen Formen nicht gerade auf. Das Ende des 12. und das ganze 13. Jahrhundert, welches das erste goldene Zeitalter unserer Sprache und Poesie war, ist zugleich auch das Zeitalter des echtdeutschen Baustiles. Der Ausbau zieht sich oft durch mehrere Jahrhunderte und selbst bis auf unsere Zeit. Mehrere Umstände wirkten damals zusammen: ein kirchlicher Geist durchdrang alle Schichten der Gesellschaft und insbesondere waren es wohlhabende Bürgergemeinden, in welchen die bildenden Künste eine Pflege fanden. Das Maurerhandwerk gieng in der Steinmetzkunst auf, und ohne die Tüchtigkeit, welche das Handwerk im strengen Zunftverbande erreichte, wäre die in jedem Einzelnen eines gothischen Domes bemerkbare Kunstfertigkeit nicht möglich gewesen.

---

*) Vergl. v. Berger, der Dom zu St. Stefan (S. 27).

**) In einem Hauptwerke: Franz Kugler's Handbuch der Kunstgeschichte wird dieser Stil auch der „germanische" genannt. Er reicht vom Ende des 12. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts. Bei dem Namen „gothisch" ist durchaus nicht an das Volk der Gothen zu denken.

Im Grundrisse hielt der gothische Stil im Ganzen an der Überlieferung fest. Dem Langhause tritt eine westliche Vorhalle vor, welche zugleich als Turmhaus dient. Dem Hauptschiffe legen sich Nebenschiffe zur Seite; ein Querhaus durchschneidet die Anlage und verleiht ihr die Gestalt des Kreuzes, des allgemeinen Symbols der Christenheit; jenseits setzt sich das Langhaus als Chor fort, der durch Schrankenwerk (Gitter) von den für die Gemeinde bestimmten Räumen abgesperrt ist, und dessen Stühle häufig mit künstlichem Schnitzwerk bedeckt sind. Die Seitenschiffe brechen nicht vor dem Chorbeginne ab, sondern werden als Umgang um das Chorhaupt geführt. Ein Kapellenkranz umgibt schließlich in vielen Fällen den Chor. Der Aufriss des gothischen Prachtbaues zeigt isolierte Stützen, Säulen, Pfeiler, Säulen- und Pfeilerbündel, auf welchen das Gewölbe ruhet. Die große Ausdehnung der gothischen Fenster, welche die Zwischenräume zwischen den Gewölbestützen vollkommen ausfüllten, gestattete nicht, dieselben einfach mit Glaswerk auszusetzen. Sie wurden in Gruppen getheilt, gegliedert. Ein auf selbständigen Stützen ruhender Spitzbogen umspannt den gesamten Fensterraum, innerhalb desselben werden kleinere Spitzbogen geschlagen, welche ihrerseits wieder andern Bogen übergeordnet sein können, so dass das Fenstersistem mehrere Abtheilungen bildet. Die Bogen werden von Pfosten getragen. Die Gesetze der Gothik: keine Massen, einzelne selbständige Stützen, die mit Füllungen wechseln, behalten in dem Fensterbaue ihre volle Gültigkeit. Der Raum unter dem Bogenscheitel wird mit geometrischen Gebilden, sogenanntem Maßwerke, ausgefüllt. Durch Aneinanderfügen mehrerer Kreistheile entstehen die Drei- oder Vierblätter, welche die Fenster und Giebel zieren, und diese kleinen Gebilde hängen zusammen mit der organischen Gliederung des Ganzen. Jedes einzelne Glied in der Gothik ist als ein Ganzes aufgefasst und nach dem Bilde der Gesamtanlage in verjüngter Weise behandelt.

Die Grundform des Daches ist der Giebel; der gothische Stil, um dem aufstrebenden Charakter des Baues gerecht zu werden, verleiht demselben eine steile Gestalt. Auch Fenster sind mit Spitzgiebeln überdeckt, zu deren Seiten sich Fialen (Spitzsäulen, Türmchen) erheben. Am Stefansdom in Wien erhebt sich über dem Singerthore (an der südlichen Seite) ein hohes Fensterpaar, welches bis gegen den Steingang reich verziert aufsteigt. Über ihnen befindet sich der einzige früher vollendete Giebel, der mit außerordentlichem Fleiße gearbeitet ist. Er besteht aus drei kleinen Giebeln, welche von einem Hauptgiebel überragt und von zwei zierlichen

Fialen begränzt werden. Die drei andern Giebel sind erst in neuester Zeit vollendet. Der innere Raum des Giebeldreiecks ist stilgemäß mit Maßwerk ausgefüllt, die schrägen Umrisse sind mit eigenthümlichen Blumenfiguren, Bossen oder Krabben besetzt, und auf die Spitze der Giebel (Wimperge, Windberge) und Fialen ist die symbolische Kreuzblume gepflanzt. Die vordere Giebelseite (Stirnseite, Façade) ist meistens auf beiden Seiten von Türmen begränzt. Die beiden Vortürme des Stefansdomes sind unter dem Namen »Heidentürme« bekannt; jeder derselben zeigt vier durch Bogenfriese getrennte Stockwerke; sie sind im Achteck gebaut und werden von acht Giebeln gekrönt. Die Zahl und Stellung der Türme wechseln manigfach; am Stefansdome sind die Haupttürme, von denen jedoch nur einer ausgebaut ist, zu beiden Seiten der Querschiffe angebracht.

Zum Schmucke der kirchlichen Bauwerke tragen Glasmalerei, Schnitzwerk und Plastik viel bei. Diese Künste, wie auch die Musik stunden in jener glaubensvollen Zeit des Mittelalters im Dienste der Gottesverehrung.

Die schönsten gothischen Bauwerke finden wir in Deutschland und Nordfrankreich. Es gehören z. B. hieher: der Stefansdom und Maria Stiegen in Wien, der Dom zu Prag (1385 vollendet), die Kirche des Karlshofes in Prag, der Ulmer Dom, der Münster in Freiburg (Breisgau), der in Straßburg, der Kölner Dom, die Kathedrale von Antwerpen u. a. Ein großartiges Denkmahl gothischen Stiles ist auch der Mailänder Dom, der 1386 gegründet und in seinen Haupttheilen am Schlusse des 15. Jahrhunderts beendet ward. Er hat fünf Langschiffe und ein dreischiffiges Querschiff. Die große Räumlichkeit in der Anlage, der weiße Marmor, welcher durchweg angewandt ist, der Reichthum der verzierten Einzelheiten, die Schönheit der innern räumlichen Verhältnisse sichern ihm eine höchst bedeutende Wirkung. *)

Alle diese deutschen Kunstwerke, die Zierden unserer Städte, haben im Gegensatze zu dem schwerfälligen Charakter der frühern Bauten einen leichten, freien Charakter; alle Theile streben nach oben, wie der Glaube, der sie hervorgerufen. Die deutsche Baukunst sucht die schlank und luftig aufstrebenden Bäume des Waldes nachzuahmen, die schon in den ältesten Zeiten die germanischen Völker mit heiligem Schauer erfüllten.

---

*) Zur modernen Architektur (italienischer Art) gehören: Das Belvedere Ferdinands I. auf dem Hradschin zu Prag; die (1737 beendete) Karlskirche in Wien, ein hoher Kuppelbau, zu den Seiten der vordern Säulenhalle mit ein Paar hohen minaretartigen Säulen geschmückt. Von demselben Baumeister (Fischer) ist auch der Palast des Prinzen Eugen in Wien (Johannesgasse) und der Palast Clam-Gallas in Prag (1712).

100. Der gothische Dom.

(Sonett von M. Diepenbrock.)

Ein Wald von Säulen, schlank wie deutsche Eichen,
strebt himmelan, es wölben sich die Kronen
zu hohen Hallen, Pflanzen aller Zonen
umranken rings den Bau, den wunderreichen.

Die fromme Thierwelt zieht hinein, zum Zeichen,
sie diene gern den Heil'gen, die rings tronen,
indess, hinausgebannet, die Dämonen
als Ungethüm' in hartem Dienste keuchen.

Wo sich der dunkle Säulenhain dem Lichte
erschließet, schaut in glüh'ndem Farbenglanze
entzückt das Auge himmlische Gesichte.

Sagt: ist's ein Zaubergarten dieses Ganze?
Das Paradies ist's; ward's durch Schuld zu nichte,
so weiß die Andacht, wie sie neu es pflanze.

101. Der Dom zu St. Stefan in Wien.

(Eine ausführliche Beschreibung desselben in: „der Dom zu St. Stefan, von A. R. v. Perger." Mit Abbildungen. Triest, Verlag des österr. Lloyd 1854; ein älteres Werk ist: Tschischka, die Metropolitankirche zu St. Stefan.)

Wenn der Reisende der ehrwürdigen Kaiserstadt sich nähert, so winkt ihm der schlanke Turm von St. Stefan schon aus weiter Ferne gleich einem Riesenfinger entgegen, der ihm das Ziel seiner Wanderung verkündet.

»Vor seinem Blick das Münster steht
und weist, ein schweigender Profet,
mit straff empor gereckter Hand
hinauf ins dunkle Sternenland.«

Der Stefansdom, so wie er jetzt vor unsern Blicken als ein schönes Denkmahl deutscher Baukunst dasteht, verdankt seine Gründung dem Herzog Rudolf IV., genannt der Stifter (um das Jahr 1360). Allein es stand früher schon eine Kirche an der Stelle des heutigen Domes, die ihre Entstehung und Benennung dem Bisthume Passau verdankte. St. Stefan war der Schutzpatron des Passauer Bisthums, dessen Sprengel sich über die ganze Markgrafschaft Österreich ausdehnte. Rudolfs Nachfolger ließen den Bau fortsetzen; ein Theil des jetzt ausgebauten Hochturmes

ward vollendet an dem rechten Querarme des Kreuzes, welches den Grundriss des Domes bildet. Als damaliger Baumeister wird genannt Meister Wenzla (um 1400); ihm folgte der Baumeister Peter von Prachawitz. Zur Vollendung der Hochturmes brauchte man etwa 55 Jahre. Der Baustoff (Sandstein) ward meist aus den Steinbrüchen des Leithagebirges bezogen. Als späterer Baumeister wird Hans Puchsbaum genannt, unter dessen Leitung im Jahre 1450 der zweite Turm in Angriff genommen wurde, der aber bald wieder ins Stocken gerieth.

Bei diesem großartigen Kirchenbaue hat sich, wie bei andern Bauten, die Volkssage zu schaffen gemacht. Sie erzählt von der Eifersucht zwischen Puchsbaum und Meister Pilgram (aus Brünn), *) ferner von dem Baumeisterzwiste oder Werkstreite zwischen Meister Pilgram und Georg Öchsel. Pilgram (um 1510) vollendete den strittigen Orgelfuß mit dem Bilde G. Öchsels (neben dem Peter- und Paulsaltare) und die herrliche Kanzel, unterhalb welcher das Bild des Meisters Pilgram sich befindet. Von hoher Schönheit sind an der Kanzel die Bilder der vier Kirchenlehrer. Nach Pilgrams Tode sank der gothische Baustil, der zweite Turm blieb unvollendet, und von nun an begannen einzelne Zubauten und Ausbesserungen. Georg Hauser stellte den vom Blitze beschädigten Hochturm wieder her. Im Jahre 1842 wurde die Turmspitze umgebaut, so dass die Höhe des Stefansturmes jetzt 435 Fuß beträgt. Sicher und kühn steigt dieser herrliche Bau aus dem Boden, und bringt trotz seiner beinahe zahllosen Einzelheiten den Eindruck vollkommener Übereinstimmung hervor, ein Beweis von der gewaltigen Innerlichkeit der Gedanken dessen, der ihn zuerst im Geiste auferbaute, bevor er den Stift in die Hand nahm, um die Risse zu entwerfen. Die Grundform sowohl als auch die Einzelheiten dieses Turmes gehen aus den nothwendigen Bedingnissen des Spitzbogenstiles hervor.

Der Turm verjüngt sich, je höher er aufsteigt, immer mehr und mehr, und endlich wird seine Spitze so schlank und zart, wie das bei keinem ähnlichen Hochbau des Mittelalters der Fall ist.

---

*) Domsagen von J. Nep. Vogl.

102. Die ästhetische Bedeutung der gothischen Baukunst.

(Ästhetik der christlichen bildenden Kunst des Mittelalters. Von Dr. G. M. Dursch.)

Die ästhetische Schönheit des gothischen Domes tritt uns zunächst in seinem Äußern entgegen, weil dieses ganz frei ist von gemeiner Nützlichkeit. In dem Äußern desselben gibt die Architektur auch ihr Bewustsein und Gefühl einer freien und edeln Kunst zu erkennen. Betrachten wir das Äußere im Allgemeinen, so haben wir ein Gebäude vor Augen, das durch Gruppierung mehrerer Gebäude entstanden ist, das sich aber hauptsächlich dadurch von dem romanischen Bau unterscheidet, dass jeder einzelne Theil wieder gruppiert oder manigfaltig gegliedert ist. Dieß ist auch die Ursache, warum der gothische Dom einen andern Eindruck als der romanische macht, indem wir an diesem noch eine strenge Gesetzlichkeit, Abgeschlossenheit und Ruhe, massenhafte Mauern und flache Wände warnehmen, während wir dort eine freie Bewegung nach oben bemerken, die nicht abgeschlossen und fertig ist, so vielerlei leichte Bildungen, dass die schwere Steinmasse aus den Augen verschwindet. Der äußere Anblick läßt uns hier lauter schlanke, frei aufwärtsstrebende Theile sehen, die sich wie ein Halm oder eine Pflanze vielfach gliedern, aufwärts sich verjüngen und pflanzenartig sich abschließen. Dieß ist auch die Ursache, warum wir dieser Architektur den Vorzug geben, und sie ihrer Idee nach als die vollkommenste bezeichnen. Das Äußere des gothischen Domes ist für sich eine ästhetische Schönheit, nicht nur weil es die organische Einheit verschiedener Theile darstellt, sondern auch weil es aus der Natur des Innern herausgewachsen und ein entsprechender Ausdruck des Innern ist und keinen andern Zweck hat, als dieses zu sein. Der gothische Tempel weicht daher von dem griechischen ab, weil dieser die innere Bildung vernachläßigte, wenn er auch hinsichtlich der architektonischen Verzierung des Äußern mit demselben übereinstimmt. Betrachten wir das Äußere, so stellt uns der gothische Dom nach allen Seiten eine architektonische Schönheit dar.

Der Bau besteht aus lauter Gliedern welche von demselben Geist durchdrungen und gestaltet sind, der das Innere geschaffen hat. Die Glieder beurkunden daher durch ihre Organisazion, dass sie zusammengehören. Die Architektur darf, wenn sie auch die vollkommenste ist, ihre geometrische Grundlage nicht verlassen und verläugnen; wir bemerken daher auch an dem gothischen Bau, dass die geometrischen Verhältnisse nach

allen Ausdehnungen nicht vernachläßigt sondern nur so behandelt wurden, dass sie nicht zunächst und unmittelbar in die Augen fallen. Der ästhetische Wert des gothischen Domes besteht eben darin, dass die geometrischen Verhältnisse so gestaltet und mit architektonischer Zierde überkleidet sind, dass das Nothwendige und Nützliche der Architektur in Hintergrund tritt, und sie als eine freie Kunst erscheint. Obgleich der gothische Dom auf mathematischen Verhältnissen beruht, so sind dieselben doch nur die Träger des Gebäudes, das Knochengerüst, auf welchem sich ein pflanzenartiger Organismus gelagert und ausgebreitet hat. Wie der Pflanzenorganismus sich senkrecht von der Erde erhebt, sich nach oben verjüngt, vielfach gliedert und erneuert und in schlanker Gestalt zum Lichte emporsteigt, so besteht das Äußere aus lauter schlank aufwärtsstrebenden Gebilden, die vielfach gegliedert sind und sich nach oben verjüngen, was sich besonders in den Strebepfeilern und Türmen, Fialen und Türmchen deutlich ausspricht. Obgleich all diese Bildungsformen auf geometrischen Verhältnissen beruhen, sind sie doch soweit kristallisiert und pflanzenartig überkleidet, dass die architektonischen Grundverhältnisse nicht zunächst in die Augen fallen. Das Ganze hat sich aufgelöst in verschiedene schlanke, emporstrebende, unter einander verbundene Gestalten, so dass das Äußere wie ein Labyrinth von Bildungen erscheint, in welchem die geometrischen Verhältnisse nicht so leicht zu finden sind, und das sich wie die Pflanze als ein in bestimmtem Maße Gewordenes aber noch nicht Ausgewachsenes darstellt. Die Architektur hat auch dadurch einen großen Fortschritt gemacht, dass sie das Äußere nicht bloß zu einem entsprechenden Ausdruck des Innern gemacht, sondern es zu einem Werke gestaltet hat, das schon an sich eine architektonische Bedeutung und einen ästhetischen Wert hat.

Wie das Äußere des gothischen Domes eine architektonische Schönheit an sich und der Abglanz des Innern ist, so werden wir gewiss auch in diesem eine große Schönheit finden.

Beim Eintritt in den gothischen Dom richtet sich unser Auge vorwärts und aufwärts und ermisst die Länge und Höhe. Das Innere bildet einen geschlossenen Raum, der mehr lang als breit und hoch ist, und nach allen Seiten auf eine Weise abgeschlossen ist, dass diese innere Gestaltung wohlgefällt. Die Architektur legte es hier darauf an, eine leichte und angenehme Perspektive zu geben, was sie vorzüglich durch die vollkommenere Pfeilerbildung erreichte. Was nun zunächst die Stellung der Pfeiler betrifft, so wurde der Maßstab, den das Mittelquadrat des romanischen

Baues gab, verlassen, und der Pfeilerabstand kleiner als die Breite des Mittelschiffes, aber größer als die Hälfte derselben gemacht. Hiemit gab man die Raumabtheilungen nach Quadraten auf und machte sie zu Rechtecken. Dieß hatte die Folge, daſs die Mittelsäulen oder Pfeiler der romanischen Quadrate wegfielen und eine leichtere Pfeilerreihe eintrat, welche die Perspektive erleichterte. Indem nun die Abtheilungen in den Haupt- und Nebenschiffen Rechtecke wurden, ward auch das Auge befriedigt, und indem nun alle Pfeiler gleich gebildet wurden, leitet sie die Perspektive gleichmäßig fort, bis sie durch den polygonen Chorabschluſs gebrochen und zurückgeleitet wird. Die weitere Stellung der Pfeiler und die gleichmäßige Bildung derselben erleichterte besonders die Perspektive in die Nebenschiffe und das Querschiff. Die Perspektive des gothischen Domes gewährt wirklich nach verschiedenen Standpunkten malerische Anblicke, z. B. von einem Seitenschiff im Chor oder den Querarmen u. s. w. gestaltet sie sich wie in einer Gebirgslandschaft mit jedem Schritt anders und gewährt eine große Manigfaltigkeit der Ansichten. Die Perspektive, die zu der architektonischen Schönheit des Innern erfordert wird, wurde aber nicht nur durch die Stellung, sondern auch durch die eigene Bildung der Pfeiler erleichtert und erweitert. Wie die gothische Architektur jeden Theil des Gebäudes zu einem organischen Glied desselben und zu etwas an sich Schönem gestaltete, so machte sie es auch mit dem Pfeiler. Dieser verlor seine Schwerfälligkeit und Massenhaftigkeit besonders dadurch, daſs man ihn vermittelst eines Achteckes dem Boden entwachsen ließ, und den Schaft in der Regel mit vier alten und acht jungen Diensten oder mit mehreren größern und kleinern Säulen umgab. Der Pfeiler bekam dadurch eine gerundete Gestalt und erschien viel leichter und schlanker als die romanischen Bildungen. Die Perspektive bekam eine fernere Leitung und Begränzung durch die Kapitälbildung, welche in einer gleichen Höhe an den Pfeilern angebracht wurde, wenn auch später die Kapitäle nicht mehr über die Dienste des Mittelschiffes hingezogen wurden. Das Streben der Architektur, den Pfeiler wie einen Baum aus dem Boden entspringen zu lassen, und ihm eine vegetabilische Gestalt zu geben, erhellet besonders auch daraus, daſs das Kapitäl nun die Gestalt eines steilen zilindrischen Kelches bekam, und mit leichteren Stengeln und Blättern geziert wurde. Das Kapitäl wurde in dieser Bildung wirklich eine architektonische Schönheit, da es durch die sanfte Ausbiegung nach oben die Verbindung des senkrechten Stabes mit dem Bogen vermittelt und durch sein Blattwerk, indem es

die ganze Säule zu umwinden scheint, diese mit sich selbst verbindet und durch seine Schatten die senkrechten Linien der Gliederung bedeckt. Die Perspektive ermisst die Länge des Gebäudes und legt sogleich den Maßstab an die Höhe desselben im Verhältnis zu seiner Länge an. Das Verhältnis der Höhe zur Breite des Mittelschiffes ist nicht fest bestimmt, doch finden wir öfter, dass es sich wie drei zu eins verhält. Obgleich der innere Raum der Länge und Breite nach sich weit ausdehnt, so bemerken wir doch in dem gothischen Bau das Bestreben, dem Ganzen so wie allen Theilen eine aufwärtsstrebende Richtung zu geben oder das wagrechte durch das senkrechte Element auszugleichen. Dieses Streben ist auch der Grund, warum uns gothische Kirchen höher und schlanker erscheinen als romanische, die dieselbe Höhe haben. Durch die Gestaltung des Innern in der Weise, dass alle Theile eine schlanke aufwärtsstrebende Richtung erhielten, hat die gothische Architektur die romanische weit übertroffen. Mit der Anwendung des Spitzbogens verschwand das Schwerfällige, Massenhafte und Plumpe des Innern und es wurde leicht, frei und luftig. Indem die Pfeiler einander näher gerückt wurden, bildete sich auch zwischen diesen ein schmäleres und wegen seiner Höhe schlankeres Wandfeld, das bei der größern Zahl und der perspektivischen Verkürzung um so schmäler erschien. — Den Blick nach oben leiten nun besonders die schlanken Pfeiler und dessen Dienste, die schmalen Wandfelder, die Spitzbögen an den Seitenschiffen und über den Fenstern. Außer den Pfeilern, von welchen schon die Rede war, sind es besonders die Dienste, welche die Wand des Mittelschiffes abtheilen und bis zu dem Gewölbe emporlaufen, von welchen das Auge von der Längebewegung auf die Höherichtung hingeleitet wird. Der Spitzbogen, der nun durchgehends statt des Rundbogens angewendet wurde, bezeichnete auch überall den Charakter dieses Bausistems. Der Rundbogen ist in sich ein Ganzes und erscheint etwas schwer und drückend, während der Spitzbogen aus zwei gleichen Stämmen besteht, die sich senkrecht erheben und in mäßiger Neigung einander entgegen kommen, und somit eine Spitze bilden und leicht erscheinen. Dieser Bogen, der zwischen den Pfeilern, an den Fenstern, Portalen und als Schildbogen oder als bloßer Zierat vorkommt, gibt all diesen Theilen eine Richtung und leichte Bewegung nach oben. Die architektonische Schönheit des Innern zeigt sich auch darin, dass die großen Wandflächen verschwunden sind, und dass sie, wo noch solche vorkommen, mit gothischem Ornament gegliedert und belebt erscheinen. Die hohen und schmalen Wandfelder zwischen den

gewölbetragenden Pfeilern sind theils durch blindes Nischenwerk, theils durch durchbrochene Umgänge und hohe und breite Fensteröffnungen beseitigt und erscheinen leicht und gefällig. Weil in großen Kirchen von dem Spitzbogen an bis zu dem Fenster die Mauer eine größere leere Fläche darbot, brachte man da öfter eine Gallerie an, welche aus kleinern von größern überspannten Bögen besteht, und hinsichtlich der Zahl und Abstände der Bogenstützen und des Maßwerkes der Bogenfelder den Fenstern entspricht. Diese Gallerienbildung, sei sie nun blind oder wirklich ein Durchgang, ist sehr geeignet den Übergang von den Pfeilern zu dem Stabwerk der Fenster, von dem Schweren und Ernsten zum Leichten und Heitern zu bilden. Das Fenster bietet, wie nach außen so nach innen, hinsichtlich seiner Einfassung, seines Stab- und Maßwerkes, eine architektonische Schönheit dar. Es entspricht nicht nur dem Bedürfnis der Erleuchtung des Innern, und entfernt eine große Wandfläche, sondern es erscheint als eine durchbrochene Wand, die mit künstlichen Gebilden ausgefüllt ist, als eine sehr leichte und luftige Wand. Weil das Fenster als eine schlanke Fläche erscheint, so wurde es auch mit einem Spitzbogen geschlossen, um seine schlanke Gestalt und senkrechte Richtung zu vermehren Der Blick nach oben wird durch das Gewölbe begränzt, das durch die Anwendung des Spitzbogens eine andere Gestalt bekommen hat. Das Gewölbe besteht aus lauter Rechtecken, die denen entsprechen, welche durch die Pfeilerabstände auf dem Boden gebildet werden. Es ist durchgehends ein Kreuzgewölbe, das sich von dem romanischen dadurch unterscheidet, daſs seine Rippen nicht Rundbögen sondern Spitzbögen bilden. Die Bögen oder Gewölberippen erscheinen nun dem ganzen Sistem entsprechend gebildet, indem sie wie die Pfeiler gegliedert sind, und somit einen Wechsel von Rundstäben und Hohlkehlen darstellen Die Bildung ist jedoch zarter, reicher und effektvoller als die der Pfeiler, und das elastische Prinzip ist durch sie schärfer und schwungvoller ausgedrückt, indem die Hohlkehlen tiefer sind, die Rundstäbe zugespitzt und besonders der untere mittlere durch ein verlegtes Plättchen verstärkt ist, so daſs er mehr herzförmig als kreisförmig und als eine stärker geschwungene Linie erscheint. Die Bögen wurden dadurch nicht nur mit den Pfeilern in Verbindung gesetzt, sondern auch ihrer Massenhaftigkeit und Schwere entkleidet und an sich leichter und gefälliger gemacht. Da die Bögen das Gewölbe zu tragen haben, bewundern wir auch hier die gothische Architektur, die gerade diejenigen Theile am meisten gliederte und belebte, welche konstruktiv nothwendig waren und Dienste zu

leisten hatten, um sie scheinbar zu bloßer Zierde zu machen. Es zeigt sich in dem Verhältnis der Pfeiler zu den Diensten und den Gewölberippen eine organische und gefällige architektonische Bildung, indem der Pfeiler gleichsam wie ein Baumstamm aus dem Boden hervorwächst, sich in mehrere Äste von verschiedener Höhe auflöst, welche zu dem Gewölbe aufsteigen und sich da wieder in Zweige von verschiedener Richtung ausbreiten. Den vegetabilischen Bildungen entsprechend, welche wir in den Ansätzen warnehmen, wo der Stamm in Äste und diese in Zweige sich ausbreiten, wird der Pfeiler da mit Kapitälbildungen begränzt, wo die Dienste sich von dem Pfeilerschaft ablösen und in die Gewölberippen übergehen. Wir bemerken hier eine elastische Kraft, die kühn emporstrebt. Die pflanzenartige Gestaltung der Dienste und Gewölbegurten zeigt sich auch darin, daſs diese nicht die kreisrunde Form haben, sondern sich als Rippen des Spitzbogens erheben, welche der organischen Natur mehr entsprechen. Die pflanzenartige Gestaltung findet ihren Abschluſs in der Spitze des Bogens, weil sie hier derselben von einer andern Seite begegnet. Weil die Gewölbebögen steil ansteigen, einen spitzen Winkel bilden, und nicht mehr Quadrate sondern Rechtecke decken, bekam das Gewölbe eine höhere und leichtere Gestalt als die des romanischen Stils. Die Gewölbe wurden nicht nur in dem Mittelschiffe, sondern auch in den Nebenschiffen auf diese Weise gebildet, weil die Abtheilungen der drei Schiffe durch den gleichen Abstand der Pfeiler dieselben wurden. Das Gewölbe erscheint nun viel leichter und gleichsam schwebend, weil es ganz von den stark markierten Gurten getragen wird, die auf den Pfeilern ruhen und den Gewölbedruck dahin leiten, so daſs die Zwischenwand wirklich nur eine leichte Füllung ist. Indem nun die Gewölbefelder schmäler sind und sich öfter wiederholen, und alle einen spitzen Winkel bilden, bemerken wir hier gleichsam ein Leben in rascher Bewegung und mit aufwärtsstrebender Kraft. Durch diese Wölbungsart wurde nicht nur der wagrechte Abschluſs, sondern auch das Schwerfällige und Einförmige des Rundbogengewölbes beseitigt und damit das Sistem der Vertikalbildung bis an seine äußerste Gränze verfolgt, so daſs nicht wohl eine horizontale Bedeckung auf eine belebtere und gefälligere Weise gemacht werden kann. Das gothische Gewölbe stellt ein Spiel von manigfaltigen Formen und eine rasche und kräftige Bewegung dar, welche den Blick vorwärts leitet und den Sinn beschäftigt. Das Spitzbogengewölbe ist eine architektonische Schönheit, denn es zeigt sich noch in ihm die elastische Kraft, die aus dem Pfeiler und den Diensten empor-

schießt und da den naturgemäßesten Abschluss findet. Die Gewölbefelder, die sich hier oval zuspitzen, sind Theile, die zwar zusammengehören, aber von verschiedenen Pfeilern und Diensten ausgehen, und nur durch ihr Zusammentreffen das Gewölbe bilden, weswegen sie auch für sich betrachtet werden können. Bei dieser Betrachtung bilden sie die Form eines vegetabilischen Blattes, das eine ovale Gestalt mit spitzem Winkel hat, und daher das Streben der gothischen Architektur an den Tag legen, die geometrischen Grundlagen zu kristallisieren und mit pflanzenähnlichen Gebilden zu überkleiden.

In dem weiten und hohen Chor finden wir dieselben architektonischen Bildungen, die wir in dem Schiff der Kirche kennen gelernt haben, nur sind sie hier reicher und manigfaltiger. Nachdem der Rundbogenstil verlassen war, mußte auch der kreisrunde Abschluss des Chores des romanischen Stils durch einen polygonen ersetzt werden. Weil die polygone Gestalt des Chores den gebrochenen Linien der Pfeiler, Bögen und des Maßwerkes entspricht, befriedigt sie den ästhetischen Sinn. Das Spitzbogengewölbe, das in Gemäßheit des Sistems auch hier in Anwendung kam, sich aber dem Vieleck fügen mußte, bekam hier eine stralenförmige Gestalt, und erscheint als der Anfang, aus welchem sich das Gewölbe wie ein Netz über die ganze Kirche ausbreitet und alle Räume nach oben abschließt. Die Perspektive wurde sehr erweitert und manigfaltiger, indem man den Chor mit Seitenschiffen umgab, und damit einen Umgang um die innere Chorrundung bildete, und an diese noch eine Reihe von Kapellen anschloss. Wenn die Seitenschiffe von gleicher Höhe mit dem Mittelschiffe sind, erscheint der Chor sehr geräumig, heiter und leicht, und gewährt eine manigfaltige Perspektive. Die architektonische Schönheit des Chors wurde noch durch die Kapellen erhöhet, mit welchen die Chorrundung umgeben ward, denn die Mauern der Polygonseiten wurden durchbrochen und dadurch vermindert, und gestatten nun auf ein Neues den Blick in ein Polygon, welches das größere der Chorrundung wiederholt. Indem auch den Kapellen eine polygone Gestalt gegeben wurde, sprach sich der Gedanke recht deutlich aus, dass der Chor des gothischen Stils am passendsten durch eine polygone Form abgeschlossen werde. Wir finden auch hinsichtlich des polygonen Schlusses des Chors und der Kapellen eine Manigfaltigkeit, indem diese gewöhnlich sich mit drei Seiten des Achteckes abschließen, wenn auch der Chorschluss aus dem Zehn- und Zwölfeck kon-

struirt ist. Die Kapellen vermehren die manigfaltigen Bildungen und erweitern die Perspektive.

Eine besondere Schönheit des Innern sind die Glasmalereien, welche die Fensteröffnungen ausfüllen. Weil der gothische Stil es mit sich brachte, dass die Wandflächen zwischen den Pfeilern zu hohen und breiten Fensteröffnungen durchbrochen wurden, und es im Sistem desselben lag, alle Flächen durch architektonischen Schmuck zu beleben und gleichsam zu entfernen, begnügte sich derselbe nicht die hohen und breiten Räume der Fenster durch Stäbe und das bekannte Maßwerk zu gliedern und zu beleben, sondern sann auch darauf, selbst die durchbrochenen Flächen, welche zum Eindringen des Lichtes nothwendig waren, auf dieselbe Weise zu beleben, ohne jedoch das Eindringen des Lichtes zu hindern, und fand das hiezu geeignete Mittel in der Glasmalerei. — Die Glasmalerei war nicht nur neben dem architektonischen Bildwerk in den Fensteröffnungen ein Mittel, das im Übermaß einströmende Licht zu dämpfen und ein gemäßigtes Licht in dem Dome zu verbreiten, sondern diente auch dazu, den gothischen Bau wieder in seinem Lichte verklärt darzustellen und zur höchsten Zierde desselben zu werden. Die Glasmalerei wiederholt nämlich das ganze Bausistem, indem sie wieder die Vereinigung der Architektur mit der Skulptur bildlich darstellt, wie wir sie in der Wirklichkeit sehen. Wir unterscheiden nämlich in den Glasmalereien der gothischen Fenster architektonische Bildungen und Figuren von Heiligen. Wie die Statüen im Innern und Äußern von architektonischen Werken umgeben und eingefasst sind, so sehen wir sie auch hier von einer bildlichen Architektur umgeben. Wir finden hier die Heiligenhäuschen oder Türmchen mit Spitzgiebeln, Fialen mit dem ganzen Maßwerk des gothischen Stils wieder als Einfassungen der bildlichen Darstellung. Die wirkliche Architektur geht hier in eine bildliche über und erscheint uns in ihrer höchsten Verklärung. Die Architektur bemächtigte sich vermittelst der Glasmalerei selbst des Lichtes, und machte es sich dienstbar, indem sie die gestaltlose Lichtfläche der Fensteröffnungen mit farbreichen Bildern ausfüllte, die in Licht und Luft schwebend erscheinen. Wie die Pflanze an ihrem feinsten und freiesten Theil, an ihrer Blüte, durch die Einwirkung des Sonnenlichtes verschiedene Farben erhält, so sind auch die gemalten Fenster als die Blüte des gothischen Domes zu betrachten. Wie die Pflanze sich das Licht in ihrer Blüte am meisten aneignet und mit der Farbe ihren Kampf mit demselben beendigt, so hat die gothische Architektur sich selbst des Lichtes bemächtigt und es zum Träger ihrer fein-

sten Bildungen gemacht. Und wie der Pflanzenstoff seine höchste Verklärung in der rothen Farbe erreicht, so hat das Materielle des pflanzenartigen Domes seine höchste Verklärung in der Glasmalerei, besonders in der vorherrschenden und glanzvollen rothen Färbung der Fenster gefunden. Und wie die Blume sich mit Naturnothwendigkeit aus der Pflanze entwickelt und den Gipfel derselben bezeichnet, so darf die Glasmalerei nicht als etwas zufällig zu dem Bau Hinzugekommenes, sondern muß als die höchste naturgemäße Entwicklung des gothischen Stils betrachtet werden. Die Glasmalereien sind daher wie farbenreiche Blumen, die der vegetabilische Organismus des Domes aus sich selbst hervorgetrieben hat. Dieselben erscheinen uns auch wie ein Regenbogen am Horizonte des Domes, der uns den ewigen Frieden verkündigt, welchen wir in diesem Hause finden.

103. Die christliche Baukunst des Mittelalters. *)

(Von Hurter.)

Wenn eine Religion die Blüte ihrer Entwicklung erreicht hat, so verkörpert sie sich gleichsam in den Bauwerken, die sie hervorruft. Diese sind das Gepräge des Grundgedankens, der in ihr waltet, das Siegel der ihr inwohnenden schöpferischen Kraft. Jene alten Riesentempel Indiens sind der Ausdruck des Dienstes, welcher der gewaltigen Macht der Natur dargebracht wurde, in ihren aufgetürmten und doch nach Regel und Ordnung gefügten Felsenmassen gleichsam eine Andeutung der Kräfte, die wir bei dem wundervollen Bau der Erde zu Dasein und Wirken gerufen uns denken. Sie sind kolossal wie der Umfang ihrer Veda's, unermesslich wie die eilfhundert Schulen der Auslegung dieser heiligen Bücher, fabelhaft wie die Sagen von der Fruchtbarkeit des Landes. Die mächtigen Säulenhallen des alten Ägyptens mit den Sfinxen **), die in schweigsamer Ruhe zwischen den riesenhaften Schäften lagern, beide in einfacher, ernster Ordnung, sind das Symbol jenes stäten, gleichförmigen, unabänderlichen Laufes des Gestirns, dessen Beobachtung das Geschäft, dessen Kenntnis das Geheimnis der Priester, dessen Verehrung Gegenstand des allgemei-

*) Zu dem ästhetischen Gesichtspunkte in Nr. 102 tritt hier in Nr. 103 der religiöse, und in Nr. 104 der erweiterte und vergleichende. Man beachte in Nr. 104 die stilistische Gleichmäßigkeit und die Steigerung vom Äußern zum Innern.

**) Ungeheuer mit Löwenkörper und Mannskopf, Stärke mit Weisheit vereinigt bezeichnend. Zu unterscheiden von der Räthsel-Sfinx bei Theben. Das Bild einer Sfinx, als des Symbols der Verschwiegenheit, führte Augustus in seinem Petschafte.

nen Dienstes war. In des späteren Griechenlands Tempeln, hinausragend in die grünen Wogen des Meeres oder auf Bergeshöhe umspielt von linden Lüften, bergend das zur vollendeten Göttergestalt veredelte Menschenbild, trat wieder der Dienst vor Augen, den dieses Volk der Manneskraft, dem jungfräulichen Liebreiz, der städteordnenden Weisheit, dem heiteren Gesangesspiel, jedwedem, so körperlich als geistig hohen Vorzug in frohen Festlichkeiten darbrachte. Salomo's Tempel fasste mit Marmor und Gold in eine für ganz Israel schaubare Schrift jene auf Sinai gegebene Erklärung: »Israel, der Herr dein Gott ist ein einiger Gott!« und rief durch jene geheimnisvolle Verhüllung die Warnung ins Andenken: »Du sollst dir kein Bildnis machen!« so wie, dass, selbst gereinigt, nur von fern der Erdgeborne zu dem Unnahbaren hinzutreten dürfe.

Aber weder Indiens und Ägyptens Tempel, noch der Griechen heitere Götterhallen, noch Salomo's Wunderbau fallen in die Anfänge des religiösen Dienstes, dem diese verschiedenartigen Werke geweiht waren. Derselbe mußte vorerst über die Menschen Macht gewonnen, ihre höhere Anschauung durchdrungen, ihr geistiges Wesen befruchtet, ihren Willen sich fügsam gemacht, ihre Kunstfertigkeit hervorgerufen haben, bevor zu solchem der Gedanke in ihnen geweckt, die Tüchtigkeit herangebildet, der Entschluss gereift werden konnte.

Dasselbe fand bei der christlichen Baukunst statt, die wir wohl in ihren Anfängen und allsolange sie noch im Ringen nach der Vollendung begriffen war, nach Reichen oder Völkern benennen mögen, für die wir aber, sobald sie Träger und Abbild des zur alles durchdringenden Lebenskraft entfalteten Glaubens geworden, mit Recht keinen andern Namen mehr als den der christlichen Baukunst angemessen finden. Denn was auf geistigem Gebiete der Glaube nach der einen Richtung zum Bewustsein bringen, nach der anderen als obersten Zweck der Lebensaufgabe erfassen wollte: die Erkenntnis eines über allem waltenden, durch eine unendliche Fülle von Mittelgliedern aber jedem zu aller Zeit und allerwärts nahestehenden Vaters der Barmherzigkeit — das sollte durch diese Bauwerke dem Auge zur Anschauung gebracht, sie sollten die sichtbaren Symbole jener großen Grundwahrheiten werden. Dachte sich der Glaube die Erlösung dem Raume nach auf dem Mittelpunkte der Erde, der Zeit nach in deren Fülle geschehen; wollte der Geschichtschreiber zu allgemeiner, der Einzelne wenigstens zu eigener Anerkennung bringen, dass in allen Begegnissen, in Erhofftem

und Unerwartetem, in Erfreuendem und Betrübendem, die zahllosen Fäden der göttlichen Gnade stets an jeden Einzelnen auslaufen: so führen diese Bauwerke mitten in die große, alles umfassende Heilsanstalt hinein und zeigen in der unermesslichen Fülle ihrer Einzelheiten deren stets fortlaufende und vielartige Vermittlung durch den Menschen und für den Menschen. Wie sodann das christliche Menschengeschlecht in dem Ringen um den Sieg des Geistes über die Materie in seiner Gesamtheit dem Ziele nie näher gekommen ist, als in dieser Zeit; wie ein Zug, von der Welt sich loszusagen, der Beschauung sich zu weihen, in Entbehrungen bis an den äußersten Saum des Möglichen zu gehen, zeitlicher Habe seines Heiles wegen zu entsagen, das Leben für ein unmaterielles Gut einzusetzen, allgemeiner eingreifend durch dasselbe niemals ergangen ist: so, möchten wir sagen, habe eben dieser Zug in den Bauwerken sich verkörpert, dass sie leicht, hell und schlank und dennoch unerschütterlich fest hinansteigen, anbei von materiellen Mitteln nur das Unentbehrliche sich aneignen; somit der Geist auch hier die Massen bewältigt, über die Materie den Sieg errungen hat, dass desto freier und ungehemmter er walte, hinauf zu der Quelle desselben. Dann wieder dieser unübersehbare Reichthum besonderer Gestaltungen, jede scheinbar in abgeschlossenem Bestehen eine eigene Bestimmung erfüllend, alle aber durch Maß und Ordnung und ein Gesetz und einen Zweck unter sich und dem Ganzen verbunden; gleichwie die Kirche ihre tausend und tausend Glieder auf mancherlei Lebensbahnen und unter verschiedenartiger Lebensäußerung durch Einen Glauben und Einen Geist und Ein Gesetz der Liebe zum großen, lebendigen Gottestempel vereinen will

104. Bund der Religion mit der Kunst.

(Von J. M. Sailer.)

Wenn ich von dem wesentlichen, ewigen Bunde zwischen Religion und Kunst rede, so meine ich gar nicht die bloß politische Religion, die das Ewige zur Nothhülfe des Zeitlichen macht; meine nicht bloß ästhetische Religion, die nur in unbestimmten Gefühlen des Göttlichen schwimmt; meine nicht die Religion des bloßen Begriffes, die nie das Herz ergreift und das Leben begeistert; meine auch nicht die bloß moralische Religion, die nur die Tugend vergöttert und keinen anderen Gott als das Gewissen und die Selbständigkeit des Tugendhaften anbetet: sondern ich meine nur die eine, die wahre, die ewige Religion, die nach dem Aus-

drucke eines unserer merkwürdigeren Zeitgenossen die Religion der ersten Menschen, älter als aller Irrthum und aller Götzendienst war, und die in Christus mit aller Fülle jenes Lichtes sich offenbarte, welches theils ganz verdunkelt, theils noch in andeutender Hülle verborgen war. Und diese eine, wahre, ewige Religion will ich jetzt nicht nach ihren Grundlehren, die sie dem Glauben darlegt, nicht nach ihren hohen Mustern, die sie der Nachahmung empfiehlt, nicht nach ihren tiefen Wirkungen in der Welt, die das Beste und Höchste in der Weltgeschichte ausmachen, sondern nach ihrem inneren Sein im Menschen betrachten.

Die eine, wahre, ewige Religion, nach ihrem inneren lebendigen Sein im Menschen betrachtet, ist aber nichts als das Leben des kindlichen Gemüthes in dem einen, wahren Gott, ist nichts anderes, als das Leben des Glaubens, der in Gott als der ewigen Wahrheit, das Leben der Liebe, die in Gott als der ewigen Schönheit, das Leben der Zuversicht, die in Gott als der ewigen Liebe den einen unwandelbaren Ruhepunkt gefunden hat. Nur diese Religion ist da, wo sie ist, innerlich, ist innig, ist Geist und Leben, ist unsichtbar. Die Religion, als das innere Leben, hat aber einen unaustilgbaren Trieb, sich zu offenbaren, sich anschaubar, hörbar, genießbar zu machen, sich in einen Leib zu gestalten, in dem sie gesehen, gehört, gefühlt, genossen werden kann; denn sie ist eine Flamme aus der höheren ewigen Welt, die im Gemüthe lebend und webend sich unmöglich halten kann, sondern sich offenbaren muß, sich außer sich bewegen muß, die empfänglichen Gemüther ergreifen, durchdringen, sich gleichmachen und mit sich vereinigen muß. In so fern nun das innere Leben der Religion sich offenbaret, sich äußerlich machet, ist sie, was sie heißt, die äußere Religion; in so fern sie empfängliche Gemüther ergreift, durchdringt und mit sich vereinigt, wird sie eine gesellige, eine gesellschaftliche, eine unzählige Glieder in einen Leib bindende Religion. Die eine, wahre, ewige Religion hat also in sich einen unendlichen Trieb sich zu offenbaren, sich äußerlich darzustellen, hat einen unendlichen Trieb in sich, entzündbare Gemüther zu entzünden und mit dem Feuer ihres Geistes zu taufen.

Nun sind wir bei der eigentlichen Frage, die nicht nur die fruchtbarste Antwort in sich trägt, sondern die sich auch selbst beantwortet — bei der Frage: Wenn die Religion ein inneres Leben ist, wenn sie ein unsichtbares Leben ist, das sich nothwendig sichtbar äußerlich machen will, wenn sie durch Selbstoffenbarung empfängliche Gemüther ergreifen, durch-

bringen und mit sich vereinigen will — deutlicher und mit einem Worte, wenn sie Kirche werden, als Kirche in der Welt erscheinen und in der Welt leben will, so wird sie wohl auch Organe ihrer Offenbarung, Organe der Vereinigung der Menschen haben? Und diese Werkzeuge ihrer Offenbarung, ihrer Menscheneinigung werden wohl Kinder ihres Geistes, so edel, so groß, so heilig, so himmlisch sein müßen, wie sie? Und diese himmlischen Organe, die das Leben der Religion offenbaren, die es in empfänglichen Gemüthern entzünden, die die Religion als Kirche darstellen, was sind sie anders, als die eine heilige Kunst, die das Leben der Religion im Äußern offenbart, die es in empfänglichen Gemüthern entzündet, die es in einem Vereine gleichfühlender Wesen darstellt! Es gibt also, wie eine, wahre, ewige Religion, so eine heilige Kunst, die das Leben der Religion herausbildet und in empfängliche Gemüther einbildet und wie in Einem Leibe mehrerer von Einem Geiste belebter Glieder abbildet.

Diese heilige Kunst, die in ihrem Wesen eine und dieselbe ist, was wirket sie denn aber, wenn sie in ihrem heiligen Berufe thätig ist? Diese eine heilige Kunst, wenn sie in ihrem Berufe arbeitet, sehe ich vorerst, in sich gesenkt, sinnen und sinnen, wie sie für die religiösen Gemüther eine Stätte zur Vereinigung, eine Stätte zur Offenbarung ihrer Gefühle, in der Idee entwerfen, und die entworfene außer sich im Raume darstellen möge; ich sehe sie, wie sie (um mit einem zu früh Verblichenen zu reden), den Sternenhimmel als die große Domkirche des Naturtempels ansehend, und ahnend, was kein Sternenhimmel ausdrücken kann, dieselbe Domkirche des Naturtempels und was über den Sternen liegt, auf Erden nachbildet, und eine Peterskirche in Rom, eine Paulskirche in London, oder eine Stefanskirche in Wien, eine Frauenkirche in München, eine Martinskirche in Landshut entwirft und darstellt. Die eine heilige Kunst ist bauend, ist Baukunst geworden.

Die eine heilige Kunst, nicht zufrieden, eine hohe, lichte Stätte, die durch ihre Größe an Unermesslichkeit des schaffenden Gottes erinnert, gebaut zu haben, immer von neuer Fülle der Begeisterung gedrängt, immer neu geschäftig, das Leben der Religion in neuen Gestaltungen auszudrücken, kann nicht ruhen, bis sie das innere Leben der Religion so wunderbar kräftig ausgesprochen hat, dass es aus Holz, aus Elfenbein, aus Stein, aus Marmor, aus Erz, dass es von der Leinwand und von den Mauern, und von der Decke des Tempels herabspreche an das fromme Herz der Gemeinde; dass das Leben der Religion sich von nun an auch in

feststehenden, unbewegten Statüen bewege; daſs es von nun an auch in stummen Gemälden predige; daſs es von nun an in allen Sprachenarten Eine Sprache führe; kurz: die eine heilige Kunst ist zeichnende, ist bildende Kunst geworden, ist insbesondere bildhauend, bildmalend geworden.

Die eine heilige Kunst, noch nicht zufrieden, das Leben der Religion durch Gemälde, Statüen u. dgl. dargestellt zu haben, immer von neuer Fülle der Begeisterung gedrängt, immer neu geschäftig, das Leben der Religion in neuen Gestalten auszudrücken, ruhet nicht, bis sie, die Gesinnungen der Religion noch weit eindringlicher in himmlischen Gesängen darstellend, die Menschenstimme besonders zum dolmetschenden Organe der Religion eingeweihet hat, daſs sie, singend und lehrend, nur Gottes Wunder verkünde, d. i. die eine heilige Kunst ist nun auch heilige Redekunst, heilige Poesie geworden. Jetzt betet die Gemeinde an, denn das lebendige Wort Religion hat sie durchdrungen, das lebendige Gefühl der Religion hat sie zum Lobe Gottes beflügelt.

Die eine heilige Kunst, noch nicht zufrieden, in himmlischen Gesängen und heiligen Reden das Leben der Religion ausgedrückt zu haben, immer gedrängt von neuer Fülle der Begeisterung, immer neu geschäftig, das Leben der Religion in neuen Gestalten auszudrücken, ruhet nicht, bis sie die tiefsten Gefühle der Religion zum höchsten Schwunge gebracht, bis sie die Töne der Menschen und die tiefverborgenen Töne der Saiten und die Töne der Orgel und die Töne unzähliger anderer Instrumente zum wundervollen Einklange unter einander und mit dem Liede der Sphären zusammenstimmen gemacht hat, bis sie himmlische Musik geworden ist und das große Hallelujah der oberen Chöre im Himmel in den niederen Chören der Erde nachtönet. Die eine heilige Kunst, noch nicht zufrieden, das Leben der Religion durch die Sprache der Engel, durch Musik ausgedrückt zu haben, immer neu gedrängt von neuer Fülle der Begeisterung, immer neu geschäftig, das Leben der Religion in neuen Gestaltungen zu offenbaren, ruhet nicht, bis sie den schönsten Nachhall der Poesie und Musik, ein neues, kräftiges Organ, die Völker zur Andacht zu sammeln und die Gemüther zur Andacht zu stimmen, ich meine die Sprache der Glocke, erschaffen hat — die an Schiller einen würdigen Lobredner gefunden hätte, wenn sie eines bedürfte. Die eine heilige Kunst schämt sich also nicht, eine Vollenderin der Poesie und Musik durch die Sprache der Glocke geworden zu sein.

Die eine heilige Kunst, nicht zufrieden, die Völker zur Andacht ver-

sammelt und zur Andacht gestimmt zu haben, immer neu gedrängt von neuer Fülle der Begeisterung, immer neu geschäftig, das Leben der Religion durch neue Gestaltungen auszudrücken, ruhet nicht, bis sie allem, was in der äußerlichen, geselligen Religion in das Auge fallen kann, jenes Gepräge von Reinheit, von Schönheit, von Glanz, von Harmonie gegeben hat, das im Stande ist, die Gemüther zur Lauterkeit, zur Schönheit, zur unwandelbaren Harmonie zu erheben. Sie schämt sich also nicht, das Köstlichste, was die Erde in ihrem Schoße erzeugt, Edelsteine, Gold, Silber zu Symbolen der inneren Geisteslauterkeit, Schönheit, Festigkeit einzuweihen. Sie weiß wohl, daß Christus arm war, nicht habend, wo er sein Haupt hinlehnte, daß Maria, die Seligste, arm war, daß die heiligen Apostel arm waren, daß alle großen Menschen aller Zeiten kein sonderliches Gewicht auf Gold, Silber, Edelsteine gelegt haben; aber sie weiß auch, daß das Gemüth im Drange, die Schönheit des inneren heiligen Lebens auszudrücken, nicht zerbrochene Töpfe und dergleichen zu Denkbildern seines Strebens, sondern vielmehr den köstlichsten Edelstein zum Sinnbilde seiner Lauterkeit, das feinste Gold zum Sinnbilde seiner Reinheit, und die unerschütterten Felsen zum Sinnbilde seiner inneren Festigkeit macht.

Die heilige Kunst ist also, als Inbegriff der schönen Künste und als Freundin aller übrigen Künste, ein Organ der einen ewigen Religion, sie zu offenbaren, sie in empfängliche Gemüther einzubilden, sie im Verein harmonischer Gemüther als Kirche darzustellen. So groß und herrlich aber dieß alles immer sein mag, so ist es doch nicht alles. Denn die eine ewige Religion hat nicht nur in den Gemüthern, darin sie wirklich wohnt, ein Leben nach außen, wodurch die innere Religion geoffenbart, wodurch sie in empfänglichen Gemüthern geweckt, wodurch die harmonischen Gemüther zu Einem Leibe verbunden werden: die eine wahre Religion hat auch ein Leben hinein, ein Leben zurück, ein Leben tief einwärts. Denn die heilige Flamme, die z. B. von tausend Gemüthern ausströmt, um sich zu offenbaren, um sich mit ihres Gleichen zu vereinigen, fällt, durch die Offenbarung und Vereinigung, mit tausendfach verstärkter Feuerkraft auf den alten Herd, aus dem sie aufgestiegen ist, auf dieselben Gemüther zurück, und zurückfallend erhält sie die Flamme da, wo sie noch lebt; stärkt sie, wo sie erschwacht; erhöhet sie, wo sie zu sinken beginnt.

Siebenter Abschnitt.

Völker. Sprache. Poesie. Litteratur. Verskunst.

105. Einwanderung der Völker in Europa.

(Hauptsächlich nach J. Grimm's „Geschichte der deutschen Sprache".)

Alle Völker Europa's sind in ferner Zeit aus Asien eingewandert; vom Osten nach dem Westen setzte sie ein unhemmbarer Trieb in Bewegung. Der Zug scheint aber stets zu Lande und um die Küsten des Meeres ergangen, außer wenn bloße Meerengen zu überfahren, Inseln zu erreichen waren. Je weiter gegen Abend wir ein Volk vorgedrungen finden, desto früher hat es seinen Auslauf begonnen, desto tiefere Spur kann es unterwegs hinterlassen haben. Klein im Anfang wälzte sich der Haufe zu immer größerer Masse fort; beinahe alle Völker, wo sie zuerst erscheinen, sind schon zu solcher Breite und Fülle gewachsen, dass Zwischenräume der Ruhe und des Stillstands ihre Ankunft verdecken, aber hinten nachdringende Schwärme rühren sie von neuem auf. Dieser Drang muß in der Mitte und im Herzen Europa's am stärksten walten; einzelne Völker, die seitwärts nach Süden schmale Halbinseln erreichen, gedeihen auf ihnen schnell zu mächtiger Entfaltung, und erliegen erst spät, nachdem ihre Geschicke erfüllt sind, den unabwendbaren Einflüssen der Mitte. Unbegünstigte Stämme sinken in Vergessenheit; die aber am langsamsten zur edleren Bildung reiften, scheinen der größten Lebensdauer fähig, und wenn die Überlieferung den Menschen der Vorzeit höheres Alter beimisst, halten die späteren Völker desto fester aus.

Zuerst tauchen die Griechen auf und erstrecken sich rückwärts bis ungefähr 1800 Jahre vor Christus. Eingezogen — wie man vermuthen darf — über Kleinasien in Mazedonien, Thessalien, Böotien und den Peloponnes hat sich zumal in diesem ihre ruhmvolle Kraft entfaltet; welche andern Völker schon vor ihnen da heimisch waren, wie sie sich mit ihnen in Bezug auf Sprache oder Abstammung berührten, ist kaum zu sagen.

Die griechischen Mundarten setzten sich im äolischen, jonischen, dorischen Dialekt, über welchen allen endlich der attische schwebte.

Später entwickelte sich die Herrschaft der Römer, deren Geschichte erst vom Jahre 754 vor Christus zählt. Wann und auf welchen Wegen Italien bevölkert wurde, kann nicht nachgewiesen nur gemuthmaßt werden; zuerst vielleicht aus Illyrien her; schon seine westlichere Lage lehrt, daſs es Griechenland vorangegangen sein müsse. Nicht Tochter sondern ebenbürtige Schwester der griechischen Sprache ist die lateinische, in manchem alterthümlicher und reiner. Unter den italischen Stämmen kommen Sikeler, Sabiner, Osker, Umbrer und Tusker in Betracht.

Das dritte Volk europäischer Geschichte sind die Kelten, zu denen die von den Römern und Germanen gedrängten Gallier gehörten. Noch sind wälsche und irische Trümmer an den äußersten Westküsten Europa's vorhanden (Bretagne, Irland).

Das vierte vorrückende Volk waren die Germanen, wahrscheinlich so benannt von den anwohnenden Galliern, denen die »ungestümen Krieger« Schrecken einflößten. Ein Volk gibt sich seinen Namen nie selbst, immer thun dieß die Nachbarn. Wenn die Franzosen alle Deutschen Allemands heißen, so rührt das noch an die Ausbreitung des Suevennamens im höhern Alterthum. Den Italienern gilt Tedeschi, und hierdurch werden wir zu unserm andern Hauptnamen »Deutsche« geleitet. Das gothische thiudisks heißt volksmäßig, volklich (gentilis). Alle deutschen Sprachen, wie weit auch ihre Äste und Zweige von einander getrieben haben, fallen demselben Stamme zu. Je höher man zurücksteigt, desto ähnlicher werden sich Gothen, Hochdeutsche, Niederdeutsche, Skandinavier; und alle sind gleiches Ursprungs.

Als das fünfte europäische Volk sind die Litthauer anzusehen, die an der Ostseeküste wohnen und nie einen Einfluſs auf die Weltbegebenheiten gewonnen haben.

In ansehnlicherer Ausdehnung haben sich die slavischen Völker in Osteuropa entfaltet; ihre Sprachen haben ein nahes Verhältnis zur litthauischen und deutschen Sprache. Ein Theil hieß unsern Vorfahren »Winden« oder »Wenden.«

Der siebente Sprachstamm sind die Finnen im äußersten Norden, über den Ural nach Asien reichend. Wahrscheinlich waren sie schon vor den Kelten eingezogen.

Von dem achten Stamme, den Iberern, ist bis auf die baskische Sprache alles erloschen. Der neunte und zehnte Volksstamm endlich sind die Thraker und Skythen *).

106. Romanische Sprachen.

(W. Wackernagel, Litteraturgeschichte S. 25.)

Germanische Völker verloren nach der Völkerwanderung ihre Sprache und ihr reines Volksthum an die beherrschten Romanen. Außerhalb Germaniens starb Germanien dahin, aber es starb, um verquickt mit der Volksthümlichkeit der Unterthanen ein neues Leben zu beginnen. Wie die Staaten, welche jetzt nebeneinander auf dem Schutte der römischen Weltherrschaft gegründet wurden, Verfassungen erhielten ganz nach altgermanischer Art (von den Anfängen des Lehnwesens berichten schon Cäsar und Tacitus), so bildete sich auch überall die romanische Volksmundart, die lingua rustica, unter höchst wesentlichem Einfluſs des neuen Elementes um, das von den Siegern her in sie eindrang, und es entstanden nun nach und nach die romanischen Sprachen: am frühesten vielleicht die provenzalische und die spanische, da hier die Verschmelzung beider Volkstheile durch Gesetz und königliche Gunst beschleunigt ward; italienisch und französisch am spätesten. Der Lebensgeist all dieser Sprachen ist germanisch; denn germanischen Regeln folgt, zwar in unfreier Erstarrung, ihre ganze Syntax, und nur der Wortvorrath ist meist romanisch geblieben. Indeſs auch von diesem verräth ein nicht geringer Theil den germanischen Ursprung, und wie sich erwarten läßt, sind es namentlich die Worte des Krieger- und Herrenlebens, die von den germanischen Siegern herrühren. Die Zahl solcher Worte ist geringer, wo die Verschmelzung beider Völker schon früh geschah, größer wo die Germanen ihre Selbständigkeit für längere Zeit zu behaupten wußten, geringer also in der spanischen als in der italienischen und namentlich der französischen Sprache.

---

*) Die Zeit der Einwanderung ist bei keinem Volke zu bestimmen. Eine geistige Macht, die Zivilisazion und Kultur, setzt dem Andringen nach Westen oft eine solche Schranke entgegen, daſs die geistige Bewegung, die physische überholend, eine Rückwirkung nach Osten ausübt. Dieß sehen wir an der zu Alexanders Zeiten in Westasien verbreiteten griechischen Sprache und Kultur, an der Romanisierung der nach Süden und Westen vorgeschobenen germanischen Völker (Langobarden, Westfranken, Westgothen), ferner an dem nach Osten vorgedrungenen baierischen Stamme in Österreich und an der Germanisierung des Landes östlich von der Elbe.

107. Die deutschen Sprachstämme.

(W. Wackernagel, Litteraturgeschichte S. 26.)

Rein und für die Dauer germanisch ließ die Völkerwanderung nur die germanischen Urlande, nur Deutschland und Skandinavien, und mit ihnen Engelland. Indeſs auch auf die Sprache der Daheimgebliebenen übten die Ereignisse dieser Zeiten einen mächtigen und für immer entscheidenden Einfluſs. Die Stammunterschiede, welche von jeher schon gegolten, mußten sich jetzt noch um vieles entschiedener ausprägen als vordem, und mit den Unterschieden der Völker auch die der Sprachstämme. Die Sonderung war aber auch jetzt im Großen und Ganzen nur noch eine zwiefache; wahrscheinlich lag ihr, wenn theilweis auch verschoben, jene zum Grunde, die man schon zu Tacitus Zeiten gewaren kann. Sie läßt sich jetzt am füglichsten mit den Gegensätzen Ober- und Niederdeutsch bezeichnen. Jenes ist die vollere und härtere, dieses die breitere und weichere Sprache; jenes beschäftigt lieber Brust und Kehle, dieses mehr die vorderen Sprachwerkzeuge; also etwa wie im Griechischen dorische und jonische Mundart einander gegenüber stehn. Innerhalb Deutschlands gehörten zum oberdeutschen Stamme die südlichen, zum niederdeutschen die nördlichen Völker; die Gränze beider wird bei Abschluſs der Völkerwanderung schon ebenda gelaufen sein, wo noch heut, von der Mündung der Roer und der Sieg östlich nach dem Harz hinauf. Natürlich aber trennte diese Gränze nicht scharf; in der Mitte lagen vermischende Übergänge: die Mundart der Hessen, die der Thüringer; in seiner vollen Entschiedenheit konnte sich der Gegensatz nur an den äußersten Enden zeigen, hier bei den Alamannen an den Bergen des Oberrheins und den Baiern an der Salzburger Alp, dort bei den Friesen der Ems und den Sachsen an Elb- und Wesermündung. Über Deutschland hinaus fallen die Skandinavier und die Angelsachsen und von den übrigen ausgewanderten Völkern die Gothen näher und wesentlich dem niederdeutschen Stamme zu, die Langobarden aber und Burgunden dem oberdeutschen. Die Franken endlich, wie sie vom Niederrhein gekommen, mischen die Eigenheiten beider; in den Vokalen und den Zungenlauten folgen sie der niederdeutschen, in der Liebe zu Kehlhauchen der oberdeutschen Art, ja überbieten diese noch an Rauhheit.

Diese sprachlichen Gegensätze stehen unmittelbar im Geleite der Völkerwanderung; das Mittelalter, das mit ihr beginnt, hat die Entfremdung nur noch weiter geführt. Daher, wenn bis zur Völkerwanderung

die Litteraturgeschichte für alle germanischen Völker eine und dieselbe ist, und die Berichte des Tacitus und die Übersetzungswerke der Gothen den gleichen Wert besitzen für den Engländer wie für den Dänen und den Deutschen, wenn also für alle Stämme der Germanen nur eine litterarische Vorgeschichte gilt, so tritt nach Abschluss der Völkerwanderung eine Reihe neben einander bestehender Litteraturen auf, die eine vielleicht arm, die andere in der Fülle jegliches Reichthums, die eine herunterreichend bis auf den heutigen Tag, die andere vielleicht schon vor Jahrhunderten abgestorben, jede aber in Selbständigkeit von den anderen geschieden. Ja das Mittelalter war zu neu ausgleichender Vereinigung so wenig geeignet, dass es sogar die Zahl der Sprachen und Litteraturen noch in weiterem Fortschritt mehrte; da es begann, war in Skandinavien nur eine Litteratur vorhanden; da es schied, ließ es drei oder gar viere hinter sich, die isländische, dänische, schwedische und norwegische; und gleichermaßen sonderten sich im Lauf des Mittelalters die Niederlande von den benachbarten Friesen und Sachsen ab, und während das übrige Norddeutschland schon längst keine litterarische Selbständigkeit mehr besitzt, erfreuen sie sich noch heut ihrer eigenen Poesie und Prosa.

108. Deutsche Dialekte.

(J. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache II. S. 827.)

Die sprache, wie das volk selbst in gaue und hunderte, der stamm in äste und zweige, zerfällt in dialekte und mundarten; doch pflegt man mit beiden letzten ausdrücken selten genau zu sein, da wenn dialekt als sprache gesetzt wird, auch seine mundarten sich zu dialekten erheben Es kann aber die sprache wiederum, je höher ins alterthum aufgestiegen wird, als dialekt oder gar mundart einer früheren, weiter zurückliegenden erscheinen. Dialekte sind also große, mundarten kleine geschlechter.

Jede sprache unterliegt geistigen wie leiblichen einflüssen. Geistig wird sie durch poesie und rede ausgebildet und in ihrer reinheit von den dichtern erhalten und erhöht. Treten schrift, grammatik und endlich vervielfältigung im druck hinzu, so gewinnen diese handhaben entschiedenere gewalt über die sprachregel und gestatten von ihr nur schwer und langsam ausnahmen. Immerhin thut das vorgewicht des geistes der natur der sprache einigen zwang, weil die dichterische kunst im einzelnen irren kann und das mündliche ungefesselte wort, obwohl ungeschickter, sich freier bewegt. Zu haus, unter den seinen redet der mensch nachläßiger, aber behaglicher und ver-

trauter als gegenüber andern und fremden oder selbst beim nieder-schreiben seiner gedanken. Das verhältnis der mundarten und dialekte erscheint stufenweise ebenso. Jede mundart ist volksmundart, heimlich und sicher, aber auch unbeholfen und unedel, dem bequemen hauskleid, in welchem nicht ausgegangen wird, ähnlich. Im grunde sträubt sich die schämige mundart wider das rauschende papier, wird aber etwas in ihr aufgeschrieben, so kann es durch treuherzige unschuld gefallen; große und ganze wirkung vermag sie nie hervorzubringen.

Leiblichen oder physischen eindruck auf die sprache nenne ich den durch veränderung des bodens und der himmelsgegend entspringenden. Die sprache in ihren grundbestandtheilen wird von dem einwandernden volke mitgebracht, allein sie kann durch langen aufenthalt im gebirge, in wäldern, auf ebenen und am meer anders gestimmt und in abweichende mundarten gebracht werden. Erfahrung lehrt, daſs bergluft die laute scharf und rauh, das flache land sie weich und blöd mache. Auf der alpe herrschen diphthonge und aspiraten vor, auf dem blachfeld enge und dünne vokale, unter konsonanten mediae (weiche) und tenues (harte). Die merkwürdigste eigenheit unserer sprache, die lautverschiebung, scheint minder physisch, als geistig zu erklären.

Sollen dialekte sich setzen und lebendige sprachen aus ihnen ersteigen, so bedarf es schon eines gewissen raums an gebiet, innerhalb dessen die entfaltung eintrete; von zu dicht nebeneinander gedrängten dialekten werden einige gehemmt und erstickt, wie nicht mit gleichem gezweige alle äste des baums sich ausbreiten. Für den ast entscheidet die gunst der luft und des lichts, für die sprache unter allen einwirkungen den ausschlag gibt das gedeihen der poesie. Da nun die poesie auf drei wegen ausgeht, als epos, lyrik und drama, das epos am alter das erste, das drama das jüngste ist und das lyrische lied in der mitte steht: so wird die sprache am reichsten entwickelt sein, in welcher sich alle stufen der dichtkunst ungestört dargethan haben. —

Für die richtige beurtheilung der dialekte gehe ich aber von folgendem, aus der geschichte der sprache geschöpften und in der natur ihrer spaltung gegründeten satz aus: alle mundarten und dialekte entfalten sich vorschreitend und je weiter man in der sprache zurückschaut, desto geringer ist ihre zahl, desto schwächer ausgeprägt sind sie. Ohne diese annahme würde überhaupt der ursprung der dialekte, wie der vielheit der sprachen, unbegreiflich sein. Alle manigfaltigkeit ist allmählich aus einer anfäng-

lichen einheit entsprossen und wie sämtliche deutschen dialekte zu einer gemeinschaftlichen deutschen sprache der vorzeit, verhält sich die deutsche gesamtsprache wiederum als dialekt neben dem litthauischen, slavischen, griechischen, lateinischen zu einer älteren ursprache. Die besonderheit dieser sprachen mag schon in Asien entsprungen sein, gewiss war sie dort noch nicht so entschieden und scharf bestimmt wie späterhin.

Alle mundarten und dialekte liefen gefahr sich ins unendliche zu splittern und zu verwirren, wäre dem nicht eine weise schranke gestellt durch das übergewicht der sich niedersetzenden größeren schriftsprachen, wie die herrschaft großer völker dem zerfahren der einzelnen stämme steuert und die im kleinen unvermögenden kräfte zu einem mächtigen ziele sammelt. Herrschende sprachen verzehren, schonungslos aber wohlthätig, eine masse von eigenheiten, günstigen und nachtheiligen, deren schalten der großen wirkung des ganzen nicht zu gute kommen würde. Wie es den bäumen des waldes versagt ist, alle äste, dem ast alle zweige in gleicher reihe zu treiben, so werden auch sprachen, dialekte, mundarten neben und durcheinander gehindert und zugleich gefördert; zwischen zurückbleibenden ragen erblühende desto herrlicher vor.

109. Schriftsprache und Mundart.

(J. Grimm's deutsche Grammatik I. Einleitung S. 23.)

Die unter dem volke lebendigen mundarten enthalten das vielgestaltige material der entweder nie zur höheren ausbildung gelangten oder wiederum versunkenen besonderen dialekte einzelner deutscher stämme; es wird oft gar nicht zu ermitteln stehen, welche beider ursachen über das schicksal der mundart entschieden habe. In der regel ist es die macht der poesie, durch welche unter begünstigenden äußeren bedingungen die herrschaft einer sprache vor der andern bestimmt wird. Der zurückbleibende dialekt fristet auf kargem boden und ungepflegt, in immer enger werdende grenzen abgeschlossen sein kümmerliches dasein, kann aber durch die treue anhänglichkeit des volks sehr lange Zeit aufrecht erhalten werden. So ist z. B. der hessische, der thüringische dialekt niemals der schrift und dichtkunst theilhaftig, der friesische oder sächsische seiner Bildung nachher verlustig geworden; jene beiden hat früher, diese erst später die gewalt der hochdeutschen zunge nieder gedrückt, doch muß gegenüber dem friesischen auch das niederländische und dänische in betracht kommen, so schmal und langgestreckt war die mundart. Wer nun heute die friesische oder sächsische

sprache schriftlich zu fassen unternimmt, befindet sich in gleicher lage mit dem, der schwäbisch, schweizerisch oder baierisch schreibt und dichtet; ihnen allen entgeht der hauptvortheil gehobener, gereinigter mittheilung, allein sie vermögen kleine vorzüge immer noch zu behaupten.

Dazu kommt, dafs bei der großen menge deutscher volksstämme unseres alterthums, die sich in der folge verschmolzen und verminderten mischungen und zusammenflüsse einzelner dialekte, oft gedrängt und dicht nebeneinander eintreten mußten, die, neben der verwarlosung, welcher sie im ganzen ausgesetzt waren, ihre eigenthümlichkeit störten und verwirrten. Dadurch geriethen sie in neuen nachtheil gegen die sich freier und einfacher bewegende schriftsprache. Wie bedeutend ab weicht jetzt die mundart des nordfriesischen oder westfriesischen volks untereinander und von der, in welcher die rechtsbücher aufgezeichnet wurden? Wer es sich unterfangen wollte, unterscheidende merkmale selbst derjenigen völker, die sitz und grenze am wenigsten änderten, in ihrer heutigen sprache aufzufassen, würde im allgemeinen scheitern, obwohl sich einzelne spuren ohne zweifel immer noch entdecken lassen und solche forschungen mit allen hier einschlägigen mitteln sorgsam getrieben werden sollten.

Dem volksdialekt ist einiges eigen was unserer schriftsprache abgeht. Traulich und zwanglos schmiegt er sich mit voller sicherheit an die vorstellungen, welche er auszudrücken hat; nicht selten stehen ihm auch gefällige formen neben rauhen und derben zu gebot. Er hat einzelne, der höheren sprache längst aufgegebene tugenden des alterthums bewart, dafür aber im großen, wie jene, niemals gewonnen. Es gebricht ihm an adel, würde und regelnder einstimmung; da wo der gedanke die sprache bald fesseln, bald lösen, aber mit sich fortführen soll, wird die vulgarsprache ohnmächtig. Sie hält nach dem, was vorhin über den gegensatz alter und neuer sprache gesagt wurde, eine art mitte zwischen beiden. Von dem wollaut der alten formen besitzt sie, wie zufällig, kleine theile, hat aber den keim zur veredlung eingebüßt, der in den dialekten des alterthums gelegen war; es ist einiges von der größeren gewandtheit des neuen ausdrucks zu ihr eingedrungen, nur dafs sie deren nicht vollkommen mächtig, noch recht deutlich sich bewust wird. Sie steht also gegen die eigenthümlichkeit beider erscheinungen zurück, und ist immer im verlieren begriffen.

110. Die menschliche Sprache.

(J. Grimm „Über den Ursprung der Sprache." S. 52.)

Von allem was die menschen erfunden und ausgedacht, bei sich gehegt und einander überliefert, was sie im verein mit der in sie gelegten und geschaffenen natur hervor gebracht haben, scheint die sprache das größte, edelste und unentbehrlichste besitzthum. Unmittelbar aus dem menschlichen denken empor gestiegen, sich ihm anschmiegend, mit ihm schritt haltend ist sie allgemeines gut und erbe geworden aller menschen, das sich keinem versagt, dessen sie gleich der luft zum athmen nicht entrathen könnten, ein erwerb, der uns zugleich leicht und schwer fällt. Leicht, weil von kindes beinen an die eigenheiten der sprache unserm wesen eingeprägt sind und wir unvermerkt der gabe der rede uns bemächtigen, wie wir gebärden und mienen einander absehen, deren abstufung endlos ähnlich und verschieden ist gleich der der sprache. Poesie, musik und andere künste sind nur bevorzugter menschen, die sprache ist unser aller eigenthum, und doch bleibt es höchst schwierig sie vollständig zu besitzen und bis auf das innerste zu ergründen. Die große menge reicht etwa schon mit dem halben vorrath der wörter oder mit noch weniger aus.

Musik aus totem instrument geweckt, mit ihrem schweifenden, gleitenden, mehr gefühlten als verstandenen ausdruck, steht der alle gedanken deutlich fassenden, bestimmt greifenden, gegliederten sprache entgegen, im gesang aber tritt sie gesprochenen worten hinzu und gibt ihnen feierliches geleit. Solchen herzerhebenden menschengesang vergleichen mag man dem der vögel, welcher über das Bedürfnis thierischer schreie hinaus tiefer anhaltende empfindung bekundet, wie auch einzelne gelehrige vögel ihnen oft wiederholte weisen ablauschen und herpfeifen. Dennoch, so beseelt er scheine, ist der süße nachtigallenschlag immer derselbe und nur angeborne, unwandelbare fertigkeit; unsere musik aber, aus dem gefühl und der phantasie der menschen hervorgegangen, überall verschieden. In zeichen gesetzt kann das lied nachgesungen, die musik nachgespielt, wie das wort aus dem buch gelesen werden. Eine sprachmaschine geht davon aus die menschensprache weniger im gedanken als im wortschall nachzuahmen und physiologisch hinter den mechanismus der grundlaute zu kommen.

Darin aber dafs musik, was ihr name andeutet, und poesie einer höheren eingebung beigelegt, göttlich oder himmlisch genannt werden, zeugnis für der sprache übermenschlichen ursprung zu suchen, scheint schon darum unstatthaft, weil die sprache, bei welcher eine gleiche annahme gebricht, jenen beiden nothwendig voran gieng. Denn aus betonter, gemessener recitation der worte entsprangen gesang und lied, aus dem lied die andere dichtkunst, aus dem gesang durch gesteigerte abstraction alle übrige musik, die nach aufgegebenem wort geflügelt in solche höhe schwimmt, dafs ihr kein gedanke sicher folgen kann. Wer nun überzeugung gewonnen hat, dafs die sprache freie menschenerfindung war, wird auch nicht zweifeln über die quelle der poesie und tonkunst in vernunft, gefühl und einbildungskraft des dichters. Viel eher dürfte die musik ein sublimat (das Hinaufgeläuterte) der sprache heißen als die sprache ein niederschlag der musik.

Traun geheimnisvoll und wunderbar ist der sprache ursprung, doch rings umgeben von andern wundern und geheimnissen. Schwerlich ein kleineres liegt in dem der sage, die bei allen völkern über den ganzen erdboden in gleicher unermessenheit und abwechselung zuckt und auftaucht, durch lange gemeinschaft der menschen erwachsen und weit fortgepflanzt worden sein muß. Nicht sowohl in ihrem wesen selbst beruht das räthsel der sprache als viel mehr in unserer schwachen kunde von dem ersten zeitraum ihrer erscheinung, da sie noch in der wiege lag, den ich dadurch mir zu verdeutlichen strebe, dafs ich kunstlose einfachheit sinnlicher entfaltung als sein merkmal setze.

111. Wert und Wirken der Sprache.

(Herder, S. 298.)

Wenn uns jemand ein Räthsel vorlegte, wie Bilder des Auges und alle Empfindungen unserer verschiedensten Sinne nicht nur in Töne gefafst, sondern auch diesen Tönen mit inwohnender Kraft so mitgetheilt werden sollen, dafs sie Gedanken ausdrücken und Gedanken erregen: ohne Zweifel hielte man diese Aufgabe für den Einfall eines Wahnsinnigen, der, höchst ungleiche Dinge mit einander verwechselnd, die Farbe zum Tone, den Ton zum Gedanken, den Gedanken zum malenden Schalle zu machen gedächte. Die Gottheit hat das Räthsel thätig aufgelöset. Ein Hauch unseres Mundes wird das Gemälde der Welt, der Abdruck unserer Gedanken und Gefühle in des anderen Seele. Von einem bewegten Lüftchen hängt alles ab, was Menschen je auf der Erde Menschliches

dachten, wollten, thaten und thun werden; denn alle liefen wir noch in Wäldern umher, wenn nicht dieser göttliche Athem uns angehaucht hätte und wie ein Zauberton auf unseren Lippen schwebte. Die ganze Geschichte der Menschheit also mit allen Schätzen ihrer Überlieferung und Ausbildung ist nichts, als eine Folge dieses aufgelöseten göttlichen Räthsels. Was uns dasselbe noch sonderbarer macht, ist, daſs wir, selbst nach seiner Auflösung, bei täglichem Gebrauche der Rede, nicht einmal den Zusammenhang der Werkzeuge dazu begreifen. Gehör und Sprache hangen zusammen; denn bei den Abartungen der Geschöpfe verändern sich ihre Organe offenbar mit einander. Auch sehen wir, daſs zu ihrem Einklang der ganze Körper eingerichtet worden, die innere Art der Zusammenwirkung aber begreifen wir nicht. Daſs alle Gemüthsbewegungen, insonderheit Schmerz und Freude, Töne werden, daſs, was unser Ohr hört, auch die Zunge reget, daſs Bilder und Empfindungen geistige Merkmale, daſs diese Merkmale bedeutende, ja bewegende Sprache sein können — das alles ist ein Zusammenklang so vieler Anlagen, ein freiwilliger Bund gleichsam, den der Schöpfer zwischen den verschiedensten Sinnen und Trieben, Kräften und Gliedern seines Geschöpfes eben so wunderbar hat errichten wollen, als er Leib und Seele zusammenfügte.

Wie sonderbar, daſs ein bewegter Lufthauch das einzige, wenigstens das beste Mittel unserer Gedanken und Empfindungen sein sollte! Ohne sein unbegreifliches Band mit allen, ihm so ungleichen Handlungen unserer Seelen wären diese Handlungen ungeschehen, die feinen Zubereitungen unseres Gehirns müßig, die ganze Anlage unseres Wesens unvollendet geblieben, wie die Beispiele der Menschen zeigen, die unter die Thiere geriethen. Die Taub- und Stummgebornen, ob sie gleich Jahre lang in einer Welt von Gebärden und anderen Ideenzeichen lebten, betrugen sich dennoch nur wie Kinder, oder wie menschliche Thiere. Nach der Analogie dessen, was sie sahen und nicht verstanden, handelten sie; einer eigentlichen Vernunftverbindung waren sie durch allen Reichthum des Gesichts nicht fähig geworden. Ein Volk hat keine Idee, zu der es kein Wort hat; die lebhafteste Anschauung bleibt dunkles Gefühl, bis die Seele ein Merkmal findet und es durch das Wort dem Gedächtnisse, der Rückerinnerung, dem Verstande, ja, endlich dem Verstande der Menschen, der Überlieferung einverleibt; eine reine Vernunft ohne Sprache ist auf Erden ein utopisches Land. Mit den Leidenschaften des Herzens, mit allen Neigungen der Gesellschaft ist es nicht anders. Nur die Sprache hat den

Menschen menschlich gemacht, indem sie die ungeheure Flut seiner Gemüthsregungen in Dämme einschloſs, und ihr durch Worte vernünftige Denkmale setzte. Nicht die Leier Amphions hat die Städte errichtet, keine Zauberruthe hat Wüsten in Gärten verwandelt: die Sprache hat es gethan, sie, die große Gesellerin der Menschen. Durch sie vereinigten sie sich bewillkommnend einander, und schlossen den Bund der Liebe. Gesetze stiftete sie und verband Geschlechter; nur durch sie ward eine Geschichte der Menschheit in herabgeerbten Formen des Herzens und der Seele möglich. Noch jetzt sehe ich die Helden Homers und fühle Ossians Klagen, obgleich die Schatten der Sänger und ihrer Helden so lange der Erde entflohen sind. Ein bewegter Hauch des Mundes hat sie unsterblich gemacht und bringt ihre Gestalten vor mich; die Stimme der Verstorbenen ist in meinem Ohre; ich höre ihre längst verstummten Gedanken. Was je der Geist der Menschen aussann, was die Weisen der Vorzeit dachten, kommt, wenn es mir die Vorsehung gegönnt hat, allein durch Sprache zu mir. Durch sie ist meine denkende Seele an die Seele des ersten und vielleicht des letzten denkenden Menschen geknüpft; kurz, Sprache ist der Charakter unserer Vernunft, durch welchen sie allein Gestalt gewinnt und sich fortpflanzet.

112. Wirkung der christlichen Poesie auf die Sitten der Völker.

(Von demselben.)

Das Christenthum hat höhere Zwecke, als Poeten hervorbringen; auch waren seine ersten Lehrer keine Dichter. Die Wirkung desselben aufs menschliche Herz sollte nicht vom Schmucke der Bilder und vom Geklingel ins Ohr, sondern von einfältiger Wahrheit kommen und auf Geist und Leben wirken. Indessen konnte es nicht anders sein, als daſs auch die ersten Christen schon ihre Empfindungen in Lieder gossen [1]) und sich damit gegen Spott und Verachtung stärkten. Von Wüthrichen verfolgt, in Nacht und Höhlen klangen ihre Lieder, deren Wirkung nicht von Kunst abhieng, so wie sie nicht für den Zeitvertreib gedichtet waren, sondern Gott den Herrn in ihrem Herzen sangen. Wer ist noch, der den ältesten Gesängen der Kirche, den Hymnen des Ambrosius, Synesius,

---

1) „Lehret und ermahnet einander mit Psalmen und Lobliedern und geistlichen Gesängen, und singet Gott mit Dankbarkeit in euern Herzen." Kolosser 3, 16.

Sedusius, Prudentius u. s. f. Kraft und Drang zur Seele absprechen könnte? Mit dem lieblichen Klange des Liedes, sagt Augustin, zieht das Wort Gottes ins Herz: die Seele wird aufgeschwungen und fühlet mehr die Wahrheit, den Ton, das Leben ihrer Lehre.

An der Wirkung also, die das Christenthum auf die Sitten der Welt gehabt hat, nimmt auch sein großes Werkzeug, das Lied, Theil; nur geht auch hier die Kraft des Himmels stille und verborgen einher; die Wirkung keiner Poesie ist vielleicht verkannter, als dieser. Und doch wirkt sie auf den besten, treuesten Theil der Menschheit, und das nicht selten, sondern täglich; nicht über Gleichgiltigkeiten, sondern eben bei den drükkendsten Umständen am meisten, da ihm Hilfe Noth thut. Jene heiligen Hymnen und Psalmen, die Jahrtausende alt, und bei jeder Wirkung noch neu und ganz sind, welche Wohlthäter der armen Menschheit sind sie gewesen! Sie giengen mit dem Einsamen in seine Zelle, mit dem Gedrückten in seine Kammer, in seine Noth, in sein Grab; da er sie sang, vergaß er seiner Mühe und seines Kummers; der erdermattete traurige Geist bekam Schwingen in eine andere Welt zur Himmelsfreude. Er kehrte stärker zurück auf die Erde, fuhr fort, litt, duldete, wirkte im Stillen und überwand — was reicht an den Lohn, an die Wirkung dieser Lieder? Oder wenn sie im heiligen Chor den Zerstreuten umfiengen, ihn in die hohe Wolke des Staunens versenkten, dass er hören und merken mußte; oder, wenn im dunkeln Gewölbe, unter dem hohen Rufe der Glocken, und dem durchdringenden Anhauch der Orgel sie dem Unterdrücker Gericht zuriefen, dem verborgenen Bösewicht Gewalt des Richters, wenn sie Hohe und Niedere vereinten, vereint auf die Knie warfen, und Ewigkeit in ihre Seele senkten — welche Philosophie, welch leichtes, lichtes Lied des Spottes und der Narrheit hat das gethan, und wirds je thun können? Wenn diese Poesie nicht auf Charakter und Sitten wirkt, welche wird denn wirken?

113. Der älteste Kirchengesang.

Der Psalmen- und Hymnengesang war bei den ersten christlichen Gemeinden ziemlich allgemein. Ohne Zweifel wird man in der christlichen

---

Nr. 113. Eine Ergänzung zu Nr. 52 muß in einer Zeit, wo dieser Gegenstand immer größere Theilnahme gewinnt, für jeden katholischen Christen von Interesse sein. Die Bearbeitung gründet sich auf die zuverläßigsten Quellenschriften, namentlich die von Fr. Armknecht, welche Bollen's „Choralgesang der katholischen Kirche" ergänzt.

Kirche in derselben Weise fortgesungen haben, wie sie bei den Juden üblich war, nur wird man hier der einen, dort der andern Weise den Vorzug gegeben haben. Nach den Zeugnissen alter Schriftsteller fanden sich damals drei Arten Psalmengesanges (der Psalmodie): die einchörige, die antiphonische und die responsorische. Der einchörige oder gemeinschaftliche Psalmengesang ist als der natürlichste gewiss auch der älteste in der Kirche. Die antiphonische Weise bestund darin, dass einer die Psalmverse anstimmte und die andern einfielen und sie zu Ende sangen. Ein Gesätz ward von dem Vorsänger, das andere vom Chore gesungen. Hieraus entstunden frühzeitig die priesterlichen Anstimmungen des Dominus vobiscum, Sursum corda etc. mit ihren Antworten von Seiten der Gemeinde. Der responsorische Gesang mit seinen Doppelchören scheint außerdem noch von dem Volke mit besonderer Vorliebe gepflegt zu sein. Die Wechselgesänge fanden schon früh in den nächtlichen Zusammenkünften (Vigilien) statt.

Was die Melodie (oder Harmonie) anbetrifft, so dürfte sie von dem alten bewährten Psalmengesang Davids nicht unterschieden gewesen sein. Dieser war ganz kunstlos, einstimmig, wenig modulierend, ein lesendes Singen oder ein singendes Lesen. [1])

Neben diesem (davidischen) Psalmengesange machte sich mit der Zeit der Hymnengesang (Hymnodie) geltend, der als ein freies poetisches und musikalisches Erzeugnis von jenem streng unterschieden war. Dieses Element stammte aus dem Heidenthum, allein das Christenthum nach seiner weltüberwindenden Macht nahm es in seine Dienste, indem es die äußern Formen beibehielt, sie aber mit dem Worte und Geiste Christi erfüllte. In den lateinischen Hymnen finden wir, besonders seit Ambrosius (im 4. Jahr-

---

1) Die Art und Weise des alttestamentlichen Gesanges und desjenigen der Urkirche steht nicht vereinzelt da. Im Beginne der Kultur sind bei keinem Volke Poesie (als Rede) und der Gesang getrennte Dinge. Denken wir nur an unser altdeutsches „Singen und Sagen". Die Orakel der Griechen sangen, und die Stimmen, die der Gott sang, hießen Aussprüche (φατά). Weißager und Dichter sangen, und was sie sangen, hießen Reden (ἔπεν). Der Dichter erhöhete nur seine Akzente in einem für das Ohr gewählten Rythmus. Durch solchen Rythmus suchte man wichtige Dinge von den gemeinen des täglichen Lebens zu unterscheiden, und sie auf diese Weise besser dem Gedächtnisse einzuprägen. In der Sprache steigert sich der Sprech- und Rederythmus der Prosa zum Vers- und Gesangrythmus der Poesie; so steigert sich auch der Ton stufenweise zur Kunst in folgenden Stufen: sprechen (das alltägliche), rezitieren (erzählendes Hersagen), deklamieren (ein Hersagen mit Pathos) gehören rein der Sprache an; die Kunst (Tonkunst) beginnt mit dem Rezitativ (d. i. singendes Hersagen, wir kennen es nur aus dem Missbrauche in der Oper); im Gesange überwiegt der Ton schon das Wort, und in der Musik endlich haben wir den reinen Ton. (Nr. 110.)

hundert) die Strofe und den Reim. *) Diese wahrscheinlich den Volksliedern entlehnte Form mußte auf die Melodie einen Einfluſs haben; die Gesangweise wurde modulierter und anmuthiger. Durch Ambrosius trat die Psalmenweise fast ganz in den Hintergrund und die Hymnenweise blühete auf. Ambrosius begünstigte in Mailand die gefälligere Form und Weise der Hymnen, und führte die responsorische Weise des Orients ein. Er selbst war ein trefflicher Hymnendichter. Der ambrosianische Hymnengesang war streng rythmisch, d. h. er hatte einen ebenmäßigen Wechsel von Längen und Kürzen, er war metrisch, d. h. er schloſs sich eng an die Gesetze des Versbaues, und er hatte eine melodische Stimmführung. Dieß sind die Eigenschaften des ambrosianischen Gesanges, der dem ganz einfachen, fast eintönigen Psalmengesange gegenüber allerdings anmuthiger, frischer und lebendiger war. Allein schon der heil. Augustinus äußert, er fürchte, diesen Tönen einen zu großen Wert beizulegen, indem er fühle, er werde mehr durch eine solche Melodie als durch die heiligen Worte erregt. Diese Einwirkung auf die Sinne war zum Theil Ursache, daſs das heilige Wort übersehen wurde und daſs man bei der später eingetretenen Entartung wünschte, einen Kirchengesang zu haben, welcher der Rede näher stünde als dem künstlichen Gesange. Um das Jahr 600 suchte Papst Gregor Hilfe in den ursprünglichen Formen der ältern Zeit. Gregor war bemüht den ernsten davidischen Psalmengesang zeitgemäß wieder herzustellen. Er stellte bewährte Gesangweisen in seinem Antiphonarium zusammen. Seine Sangesweise, ernst und feierlich, entbehrt des melodischen Elementes und der rythmischen Beweglichkeit; Sington und Wortton sind in größerer Übereinstimmung. Dieser gregorianische Gesang hat im Laufe der Jahrhunderte allerdings manche Änderungen erfahren, im wesentlichen aber hat die Kirche an ihm festgehalten. Der Singlesevortrag (Accent) des Geistlichen ist echt gregorianisch, ebenso der einstimmige gemeinschaftliche Gesang des Sängerchors (Concert). Die mehrstimmige Harmonie kam erst in spätern Zeiten auf. Der einstimmige Gesang erhielt den Namen cantus firmus oder planus, weil er kräftig und ungeschmückt war im Gegensatze zu der weichlichen, gezierten Weise, zu welcher der ambrosianische entartet war. Cantus choralis hieß er, weil er meistens von einem Sängerchore ausgeführt wurde.

---

*) W. Grimm, zur Geschichte des Reims S. 160 folg.

114. Die Blütezeit der Poesie des Mittelalters.

(Von Vilmar.)

Vergegenwärtigen wir uns vermittelst weniger Umrisse die Zustände der damaligen Welt — der Welt, wie sie von der Mitte des 12. bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts in Hinsicht auf Politik, Glauben, Sitte, geselliges Leben, Kunst und Wissenschaft war, so tritt uns zunächst die auf das Wachsthum und die Blüte unserer Poesie höchst einflussreiche Bedeutung der christlichen Kirche entgegen. Es war der Geist des Christenthums in den Völkern des Abendlandes, und vor allem in dem deutschen Volke, zum eigenen Volksgeiste geworden, der zwar in höchster Potenz die höheren Stände, den Adel und die Geistlichkeit inspirierte, der aber auch die Massen — nicht als Lehre sondern als Thatsache, nicht als Wissenschaft sondern als Lebenselement — völlig durchdrungen hatte; es war das Christenthum, zumal bei den Deutschen, nicht etwa ein bloßes Wissen und Begreifen, sondern ein volles Haben und Genießen; es war eine Freude an der christlichen Kirche und an deren innerer und äußerer Herrlichkeit, und diese Freude war so stark, dass selbst die Kämpfe der Kaiser und der Päpste länger als zwei Jahrhunderte diesem höchsten geistigen Wohlgefühle nichts anhaben konnten. Wo eine solche in sich einige, unangefochtene geistige Befriedigung herrscht, wie sie die christliche Kirche dem damaligen Menschengeschlechte und vor allem dem deutschen Volke gewährte, da wird auch die Poesie (die in geistiger Unruhe und Unbefriedigtheit, im Hader und Zweifel niemals gedeihet, vielmehr ihren gewissen Untergang findet) ihren Gipfelpunkt erreichen, freilich aber auch von denen, welchen die liebevolle Fähigkeit fehlt, sich in jene befriedigten Zustände, in jenen ungestörten geistigen Genuss, in jene unbefangene Sicherheit des Wissens und Glaubens zurück zu versetzen, kaum richtig gewürdigt, ja kaum verstanden werden. Höchst charakteristisch ist es darum auch, dass schon von den alten Dichtern, auf das eindringlichste aber und eifrigste und gleichsam in die Wette von den Dichtern eben dieser unserer Blütezeit, der Zweifel als der unglücklichste und zerrüttendste, als ein wahrhaft seelenmordender Zustand geschildert wird. Schon der Charakter der alten, noch heidnischen Deutschen war stark, fest und treu, in sich selbst zusammengefasst, mit sich selbst einig und seiner selbst gewiss; was der Deutsche war, das war er ganz, mit Leib und Seele. Diesem Charakter kam das Christenthum, welches eben den

Menschen ganz haben will, mit Leib, Seele und Geist, und dieser Charakter kam dem Christenthum entgegen; er fand in demselben die Ruhe, das Vollgefühl des Lebens und die zweifellose Sicherheit, die ihm Bedürfnis war und durch welche er die Fähigkeit erhielt, sich in seinen tiefsten Lebensregungen, in seinem wahrsten Sein zu offenbaren.

In diese Zeit des höchsten geistigen Wohlgefühls fällt das Ereignis, welches geeignet war, dasselbe zum klarsten Bewustsein und zur äußeren That zu bringen: die Kreuzzüge. Der Deutsche fühlte sich bereits als christlichen Helden, und jetzt konnte er das christliche Heldenthum auch bewähren durch glänzende Thaten. Es blieb nicht bloß ein Heldenthum des inneren Sinnes, des Gefühls, welches leicht in sich selbst hätte versinken, welches nach dem treffenden und noch heute üblichen Ausdrucke der ritterlichen Poesie jener Zeit sich hätte verliegen können, — alle Nerven mußten sich anspannen, alle Geister lebendig werden, und so erst wurde die deutsche Nazion von außen wie von innen, so erst wurde sie das ganz, was sie sein sollte, und erhielt damit erst die volle Befähigung und die höchste Weihe, diesem durch die That offenbarten tiefen und sicheren Lebensbewustsein auch den vollen poetischen Ausdruck zu geben. Indess die Kreuzzüge haben noch eine andere, für die reiche Entwicklung der damaligen Poesie wenn auch nicht in gleichem Grade wie die eben erörterte unmittelbar, jedenfalls mittelbar wichtige Bedeutung. Nenne man die Kreuzzüge immerhin ein fantastisches Unternehmen — ein Urtheil, welches sich nothdürftig vor dem Richterstuhle der weltlichen Geschichte, auf keinen Fall vor dem höheren Tribunal der christlichen Kulturgeschichte rechtfertigen läßt, — nenne man sie aber immerhin so, eben dieses Fantastische war ein nicht geringes Erregungsmittel der höchsten poetischen Fähigkeiten jener Zeit. Ein halbes Jahrtausend hatte die deutsche Nazion in stiller Beschränkung auf sich selbst gelebt, höchstens den eigenen Herd vertheidigt gegen die Angriffe der verwüstenden Ungarn; ein halbes Jahrtausend hatten lange Reihen von Geschlechtern still und zufrieden in den engen Ringmauern und schmalen Gassen ihrer Städte, in den einfachen Burgen, in den stillen Dörfern und auf den einsamen Gehöften am Waldessaum und auf der grünen Heide gewohnt; was draußen war, war fremd und unbekannt, nicht gesucht und nicht begehrt. Jetzt mit einem Male wurde eine fremde, glänzende Welt, wurde die nie gesehene Pracht des Orients vor ihnen aufgethan; eine zauberische Ferne voll lebhafter, glühender Farben that sich vor den erstaunten Blicken auf; die Kreuz-

heere der Franzosen zogen die wieder eröffneten Völkerstraßen entlang auf ihren reichgeschmückten Rossen, in glänzenden Kriegsgewändern, voll Eroberungsdrang, Siegeshoffnung, Kriegerlust und Sangesjubel vor den erstaunten Augen der zuschauenden Deutschen vorüber — mit einem Worte, es erwachte in dem ganzen Volke das unbeschreibliche, aus süßer Heimatliebe und unwiderstehlichem Drange in die Ferne, aus bitterem Abschiedsschmerz und fröhlicher Reiselust gemischte Gefühl, welches noch heute das Erbtheil des deutschen Jünglings ist, wenn er den ersten Schritt aus dem Vaterhause in die unbekannte Fremde thut. Diesen Seelenzustand repräsentieren unsere Gedichte dieses Zeitraumes sämtlich; einige, wie der unsterbliche Parcival Wolframs von Eschenbach, sind sogar zum größten Theile auf denselben gegründet, und bleiben dem in ihren ergreifendsten Momenten unverständlich, welcher diesen Zustand nicht in sich erfahren hat und nicht in sich wieder zu erzeugen vermag.

Nehmen wir zu allem diesem noch hinzu die politische Größe des damaligen deutschen Reiches; sehen wir in dem deutschen Kaiser das weltliche Haupt der Christenheit, in den deutschen Heeren, dem Adel mit seinen Gefolgschaften den Kern der europäischen Tapferkeit, in dem deutschen Volke unter seinem Kaiser die weltgebietende Nazion; wenden wir unseren Blick auf die Personen, welche damals auf dem deutschen Kaisertrone saßen, auf die lebensfreudigen und lebensmuthigen, begeisterten und von den höchsten Ideen erfüllten Hohenstaufen, so werden wir gestehen müssen, dass kein Zeitraum reicher an den fruchtbarsten, bewegendsten, ja entflammendsten poetischen Elementen gewesen sei, als eben diese Zeit, die wir betrachten. War doch der mächtige Friedrich, der erste Hohenstaufe, selbst eine poetische Figur ersten Ranges von dem Augenblicke an, wo er den Herrscherstab mit kräftiger Hand ergriff, bis die Fluten des Selef ihn verschlangen, also, dass das deutsche Volk seinen deutschen Kaiser mit dem flammenrothen Barte noch heute nicht vergessen hat, und von seinem Wiedererwachen in der Tiefe des Kyffhäuser-Berges das Wiedererwachen der höchsten Herrlichkeit der deutschen Nazion erwartet. Endlich aber werden wir in Anschlag zu bringen nicht vergessen, dass damals, wie die äußere Einheit der Nazion, auch die innere Einheit noch fortbestand; nicht allein das Bewustsein der Volksgröße, das allgemeine lebhafte stolze Nazionalgefühl durchdrang damals alle Stände, alle Geschlechter und Individuen, sondern bei aller allmälich sich ausbildenden Scheidung der Volksklassen, der Edlen und Unedlen, der Freien und Hörigen, der Geistlichen und

Laien, und bei der beginnenden Ausbildung verschiedener geistiger Bedürfnisse dieser Theile der Gesellschaft waren die besten poetischen Momente ein Gemeingut aller dieser Theile, ein Gemeingut die Erinnerung an die sagenberühmten Helden der Vorzeit, die Kenntnis der alten Lieder und die Freude an denselben; ein Gemeingut war die Sprache, die nicht wie heut zu Tage in unbehülfliche Volksdialekte und überverfeinerte Conversationssprache zerfiel; ein Gemeingut die Sitte und Lebensgewohnheit in ihren edelsten, von den Vätern ererbten und treu bewarten Zügen. Erinnern wir uns nun, dass nur dann die rechte Lebendigkeit, die rechte Freude, der höchste Genuss vorhanden ist, wenn unser Leben, unsere Freude, unser Genuss, unser Streben überhaupt von einer großen Anzahl Mitgenießender und Mitstrebender getheilt wird, so werden wir die poetische Höhe jener Zeit begreifen können, in welcher ein angeschlagener Liederton alsbald fortklang von Burg zu Burg, von Stadt zu Stadt, von Fürstenhof zu Fürstenhof, und tausend einstimmende Töne aus der Nähe und Ferne, aus der Höhe und aus der Tiefe des Volkes ihm freudig antworteten.

115. Entwicklungsgang der epischen Dichtung.

Die Grundlagen unserer Sagendichtung giengen aus dem Volke hervor. Die Volkssage könnte einem Strome verglichen werden, der dem Zuge der Völker folgt, der Jahrhunderte lang das Volksgemüth tränkte und erquickte, aber allmälich gehemmt und getrübt wurde, bis er sich zuletzt fast ganz verlor. Aber seine letzten Tropfen erwecken noch liebliche, wundersame Blumen, die vom Quelle hoch oben im Felsenlande flüstern, und von den gewaltigen Gestalten, die vor Alters in der reinen Bergluft wandelten Diese getrübten Tropfen haben noch eine solche zeugende Kraft, dass sie vielen der schönsten Erzeugnisse unserer neuern Dichtung zu Grunde liegen.

Seit den Zeiten der Karlinger (8. und 9. Jahrhundert), die sich so viele Verdienste um das Christenthum erworben, schwand die Erinnerung an die heidnische Heldenzeit. Die geistliche Dichtung und die lateinische Sprache waren vorwaltend. Die Kriege gegen die Ungarn unter den sächsischen Kaisern (10. Jahrhundert) erneuerten das Andenken an die Hunnen (Bischof Pilgrim, Konrat). In der Folge kam durch die Kreuzzüge ein großartiger Anstoß von außen und setzte die Kräfte in Bewegung. Die Kreuzzüge (1096—1270) weckten in ganz Europa den Rittergeist

und mit ihm die Poesie. Die Ritterschaft lernte das Schwert und die Laute führen, und die Dichtung, die noch im 12. Jahrhundert besonders in Österreich von den Geistlichen (Ezzo in Melk, Hartmann in Göttweig, Arnolth, Konrat von Fussesbrunnen) gepflegt ward, gieng auf die Ritterschaft über.

Die christliche Kriegsbegeisterung jener Zeit weckte die Erinnerung an zwei Helden der Vorzeit, an Karl und Alexander. Noch waren es zwei Geistliche, die im 12. Jahrhundert diese Helden verherrlichten (Rolandslied des »Pfaffen Konrat« und Alexanderlied des »Pfaffen Lamprecht«). Von nun an waren die Höfe der Fürsten und die Burgen der Ritter die Sitze der Dichtkunst. Neben dem Minnegesange finden wir auch das volksthümliche Epos wieder. Die Nibelungen und das heitere Seitenstück, die Gudrun, wurden bearbeitet. Die Zeit Friedrichs des I. von Schwaben und Heinrichs des Löwen (etwa 1160—1210) kann die erste Blütezeit unserer Litteratur genannt werden. Die schwäbische Mundart, das Mittelhochdeutsche, erhielt einen hohen Grad von Ausbildung. Dadurch wurde der Grund zu einer allgemeinen Schriftsprache gelegt, die aber erst nach Erfindung der Buchdruckerkunst sich geltend machen konnte und von Mitteldeutschland ausgieng, wo im 16. Jahrhundert der Mittelpunkt der geistigen Bewegungen war.

Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg wählten zwar fremde Stoffe, aber in der äußern Form und Darstellung findet man die Glätte und Geschmeidigkeit ritterlicher Minnedichtung.

Zu Ende des 13. und im 14. Jahrhundert verlor sich das Interesse an den heimischen Sagen, und mit Ausartung des Rittersinnes verfiel auch die Ritterpoesie. Das »Interregnum« und das Faustrecht trugen das ihrige dazu bei. Das Epos löste sich in seine Bestandtheile auf, die zum Theil umgedichtet wurden. Manches wurde in breite Prosa übertragen und fand Aufnahme in den Volksbüchern, die Jahrhunderte lang unter dem Volke verbreitet waren. Dazu gehören: Heinrich der Löwe, Magelone, die Haimonskinder, Octavian, Faust, Melusine u. a. Diese Bücher und die Sagen, die Volkslieder und die Sprichwörter enthalten den Kern des geistigen Volkslebens jener Zeit. Die Volksbücher sind eine Umbildung der heimischen und fremden Sagen und wurden bis auf unsere Zeiten an den Straßenecken, auf Messen und Märkten feil geboten. In neuester Zeit sind die deutschen Volksbücher in ihrer

ursprünglichen Echtheit wieder hergestellt von Karl Simrock (S. 96). Manche Stoffe sind von neuern Dichtern zu Schauspielen verarbeitet, von Göthe (Faust), Uhland (Ernst), Tieck u. a.

In der bewegten Zeit des 15. Jahrhunderts, da der Bürger mit dem adelichen Ritterstande im Kampfe lag, kam auch die komische Volkslitteratur zur Ausbildung. Damals entstund der bekannte Till Eulenspiegel, und die Thiersage von Reineke Fuchs ward bearbeitet. Neben dem Meistergesang und dem Volksliede machte sich die lehrhafte Dichtung geltend (Freidank, Boners Edelstein). Die ganze Litteratur kam in die Hände des Volkes, und die Prosa kam in Aufnahme. Während die verstandesmäßige Bildung vorwiegend ward, erhielt sich das Epische in den Volksliedern und den Volkssagen, und diese Überlieferungen sind erst in neuerer Zeit durch Herder, Tieck, Görres, Grimm, Uhland u. a. wieder zu Ehren gebracht worden. Sie haben von dem Baume, der so lange grünte, die letzten Reiser gesammelt und viele derselben kunstmäßig zu neuem Leben erweckt. Dahin gehören die vielen Legenden, Balladen und Romanzen der neueren Dichter.

116. Die drei Zeiträume der deutschen Litteratur.

(W. Wackernagel, Litteraturgeschichte S. 31—33.)

Die Geschichte der deutschen Litteratur zerfällt in drei Zeiträume: man nennt dieselben am füglichsten mit Namen, die aus der Sprachgeschichte entlehnt sind, die althochdeutsche, die mittelhochdeutsche, die neuhochdeutsche Zeit.

Die althochdeutsche Zeit befasst das halbe Jahrtausend vom 6. Jahrhundert an bis zu Ende des 11, von da an, wo die Herrschaft der Franken in Oberdeutschland festgestellt war, bis zum Beginne der Kreuzzüge. Der Hauptsache nach ist also die Litteratur jetzt eine Litteratur des Frankenreiches; doch herrscht darum die Sprache der Franken nicht, sondern jedes Volk bleibt unverkürzt in den Eigenheiten seiner Mundart stehen. Es beginnt und vollendet sich während dieser Zeit die Bekehrung der Deutschen zum Christenthume, und da die Bekehrung von Rom aus geschah, so ist dem Einflusse des Lateins der Kirche und der klassischen Vorzeit der Weg geöffnet. Die Sprache der Deutschen war durch die Theilung des Reiches abgegränzt und gesichert gegen die romanische. Die

Litteratur ist vorwaltend geistlich und darum reich an Prosa; diese aber ist, allein die Predigt ausgenommen, Prosa der Übersetzung; wo Eigenes geschaffen wird, gilt nur noch die poetische Form, und die ganze Poesie ist Epik, und die Epik kennt noch keine andere Gestalt als die des gesungenen Liedes. Denn erst gegen Ende des Zeitraumes, und mehr schon dem nächsten als noch diesem selber angehörig, kommt um gleichfalls epische Stoffe einzukleiden eine mit Poesie nur versetzte Prosa auf. Sonach wäre mit andern kurzen Worten die althochdeutsche Zeit auch zu bezeichnen als die fränkische, die karlingische, als die Zeit der Mundarten, der geistlichen, der verdeutschten Latinität, der Epik, des Singens.

Die mittelhochdeutsche Zeit beginnt mit den Kreuzzügen und endigt mit dem Schlusse des Mittelalters; sie begleitet Kaiserthum und Kirche durch langen Kampf bis zur Schwächung beider. Die Kreuzzüge, wie sie die ganze Christenheit begeisterungsvoll unter ein Banner sammelten, ließen die Deutschen, die bisher nur als Nachkommen den Blick auf eine fremde Vorzeit gerichtet hielten, nun gewaren, dafs sie auch Nachbarn hätten, und während der Streit zwischen Kaiser und Papst überhaupt den Laienstand mündig machte, stellten sie den Adel wieder an die Spitze des Laienstandes. Daher jetzt, indessen dem gemeinen Manne nur ein Niederschlag der früheren allgemeinen Volksdichtung blieb, die Litteratur wesentlich eine Litteratur der Edeln, und mit der ganzen Bildung dieser der Einwirkung französischer Muster unterworfen, in viel höherem Maße als je vorher der Einwirkung lateinischer; doch ward sie, wie zur Entschädigung dafür, nach einer andern Seite, nach Italien hin, selbst wieder ein Vorbild. Die Entfesselung der Geister und die Lüftung der Schranken, welche die Volksthümlichkeit bisher umschlossen und gefestigt hatten, verhalf nun auch dem Gemüth und dem Verstande des Einzelnen zu ihrem Recht: neben die Epik, die wesentlich objektiv und Sache des gesamten Volkes, die unmittelbar und sinnlich ist, traten jetzt als bezeichnende Früchte eines neuen Bodens das abstrahierende und reflektierende Lehrgedicht und die Lyrik, die Poesie des Subjektes und der Absonderung, und der allgemein waltende didaktisch-lyrische Zug führte die Romantik auch in das Epos, die Lehrhaftigkeit in jegliche Dichtart ein. Das Epos aber entwickelte sich im Fortschritt der bewusten Kunst zur Epopee, und zu den Liedern, die gesungen, kamen damit und mit den Lehrdichtungen Bücher,

die bloß noch gelesen, die gesagt wurden. Mit der Didaktik, der Lyrik und der Epopee war endlich auch der Weg zur Dramatik und zu der Prosa freier gebahnt; doch konnten die beiden großentheils nur noch versucht (hier vornehmlich wirkten auch Geistliche und schon der Bürgerstand) und sollten erst im nächsten Zeitraume vollendet werden. Der glanzvolle Gipfel aber dieses Mittelhochdeutschen sind die fünf bis sechs Jahrzehende vom Ende des 12. bis um die Mitte des 13. Jahrhunderts, die Zeit des mächtigsten und die des geistreichsten und liebenswürdigsten Königs von hohenstaufischem Geschlecht; damit im Zusammenhange beruht die Hofsprache, die als ein Zeichen der Adelichkeit und der aufgehenden Universalität der Litteratur die Volksmundarten jetzt zurückdrängt, auf der Mundart Schwabens. Und so kann man die ganze mittelhochdeutsche Zeit wohl auch die schwäbische, die hohenstaufische, die Zeit der Edlen, der Hofsprache, der romanisierten Deutschheit, der Romantik, der Didaktik, Lyrik und Epopee, des Singens und des Sagens nennen.

Endlich die neuhochdeutsche Zeit, an deren Ablaufe wir jetzt stehen. Hier hat sich unter der stets noch gesteigerten Fortwirkung der großen Ereignisse, welche Schlag auf Schlag dem Mittelalter ein Ende gaben, der universale Zug des deutschen Geistes bis nah an das Ziel und die Litteratur bis zum Abschluſs entwickelt. Zur Reformazionszeit ist über ganz Deutschland eine Schriftsprache eingesetzt; die Buchdruckerkunst hat das Singen abgethan und man sagt nur noch: die Wiedererweckung der klassischen Studien hat die Pflege alles geistigen Lebens vollends an den gelehrten Bürgerstand gebracht, und nachdem die Epik und die Lyrik des Mittelalters abgedorrt, sind die schon früher angesetzten Triebe der Prosa und des Drama's voll und schön und schwer von jeglicher Blüte und Frucht erwachsen. Welcher Stand aber könnte noch auf die Priester, die Ritter, die Bürger folgen? und welche Form noch der Litteratur, wenn das Drama, welche der Sprache, wenn die Schriftsprache schon gefunden und vollendet ist? Bergen wir es uns nicht, all die Schritte, welche die deutsche Litteratur dieser letzten Jahrhunderte hier in das Ausland, dort in die Vorzeit, fremde wie eigene, klassische wie romantische, gethan, all diese stets erneuten und des Eignen immer mehr hingebenden Entlehnungen fremder Formen, fremder Gedanken, fremden Gehaltes sind ebenso viel Schritte an das Thor der Weltlitteratur gewesen, und es bedarf nur noch des letzten über die Schwelle derselben, es bedarf nur, daſs wir ihn mit

Würde thun und eingedenk der Stellung, die unserm Volke, an Blut und Geist dem Muttervolke der gesamten neueren Welt, gebührt.

Die neuhochdeutsche Zeit darf auch die des Sagens, des Drama's und der Prosa, der Bürger, der Schriftsprache, die allgemein deutsche und die der Universalität, sie darf die Vorbereitung der Weltlitteratur genannt werden.

117. Der deutsche Vers.

Der im Menschen, selbst in den Wilden der Südseeinseln, liegende musikalische Sinn äußert sich auf manigfaltige Weise. Im *Tanze* und *Gesange* findet eine gewisse Gleichbewegung statt; beim Lesen eines Gedichtes fühlen wir einen wohlgefälligen Wechsel länger oder kürzer anhaltender Silben. Jeder Vers ist eine rythmische Reihe. Reihe (Reigen), in der alten Sprache »Reie«, heißt Tanz, Tanzlied. In ihrem Ursprunge macht Poesie mit Musik und Tanz ein untheilbares Ganzes aus. Der Tanz kann die Begleitung der Musik nicht entbehren; dagegen bestehen jetzt *Poesie* und *Musik* ganz unabhängig von einander. Dichter und Tonkünstler schaffen vereinzelt. Die wunderbarste Schöpfung des menschlichen Dichtungsvermögens aber ist die *Sprache*, gleichsam ein großes, nie vollendetes Gedicht.

In unserer Sprache hat man zu achten auf die Dehnung und Kürze der Silben, ebenso auf die verschiedenen Betonungsgrade derselben. In »mir« währt das i längere Zeit als in »gib«; in »Straße« hält man bei der ersten Silbe länger an als bei der zweiten. Es gibt also *gedehnte* Silben und *kurze* (geschärfte). Bei beiden kommt noch der Ton in Betracht. Sowohl gedehnte als auch kurze Silben können betont sein, Betonung und Dehnung fallen aber meistens zusammen. Die Betonung oder der Akzent ist abhängig von der Bedeutsamkeit der Silbe, gleichsam von der Seele des Wortes. In nicht zusammengesetzten Wörtern (z. B. geben) liegt der höchste Ton in der Regel auf der ersten Silbe. In *heiligste* ist hei — am stärksten betont. Die bedeutsame Silbe hat in der Regel den stärkern Ton. Die betonten Silben werden zugleich gehoben, die schwachbetonten sind gesenkt: Áchtùng, ĕrgébèn. Die stärker betonte (langzeitige) Silbe bildet die *Hebung*, die schwächer betonte Silbe (kurzzeitige) bildet die *Senkung*. Die erstern (langzeitigen) Silben bezeichnen wir mit einer Viertelnote (♩), die andern (die kurzzeitigen) durch

eine Achtel- (♪) oder eine Sechszehntelnote (♬); die Zwischenstufen durch Verlängerungspunkte (♪. = ¹/₈ + ¹/₁₆).

Der Bau unserer Verse ruhet auf dem **Rythmus**, der durch den regelmäßigen Wechsel von stärker oder schwächer betonten Silben entsteht. Eine Zeile mit geregeltem Rythmus nennen wir einen **Vers**. Dieser hat so viele **Takte** als er Hebungen (betonte Silben) hat. Zu einem Takte gehören Hebung und Senkung; letztere kann aus einer Silbe bestehen (wählen) oder aus zwei Silben (besseres).

Jeder Takt beginnt mit der betonten Silbe oder Hebung. Häufig aber geht ihr im ersten Takte ein Vorton oder Auftakt vorher, z. B.

Man ‖ hö́ret | óft im | férnen | Wálde |

Wir haben hier einen Vers mit vier Takten und einem Auftakte (Vortone). Dreisilbige Takte kommen vor in:

Sei mir ge|grüßt mein | Berg mit dem | röthlich | stralenden| Gipfel.

Hier sind sechs Takte, von denen der 1. 3. und 5. dreisilbig, die andern zweisilbig sind.

Wir haben hauptsächlich **drei Taktarten**:

1) ♩ ♪ (Einsam | stund ein | grauer | Felsen) d. i. **zweisilbiger Takt**. Solche Verse nennt man auch trochäische.

2) ♪ | ♩ ♪ (Ich | kenne | sieben | lust'ge | Brüder) d. i. **zweisilbiger Takt mit Auftakt**. Solche Verse heißen auch jambische.

3) ♪. ♬ ♪ abwechselnd mit ♩ ♪ (Hinter dem | fernen Ge|birg ver|sank die | glühende | Sonne) d. i. **dreisilbiger Takt** (abwechselnd mit zweisilbigem) oder daktylischer.

Die Verse sind entweder gereimt oder ungereimt. Im Neuhochdeutschen nennt man »reich — weich« einen **stumpfen Reim**, »geben — heben« ist ein **klingender Reim** (zweisilbig).

Mehrere (häufig vier) Verse bilden ein Gesätz oder eine **Strofe**.

Der Hauptunterschied zwischen der prosaischen und rythmischen Darstellung der litterarischen Erzeugnisse besteht also darin, dass die letztere einen geregelten Rythmus hat, während in der Prosa die gewöhnliche Wort- und Satzstellung sich findet. Da die Poesie ins Gebiet der Kunst gehört, so wählt der Dichter für seine Sprache auch eine Kunstform, d. h. die durch Rythmus gebundene Darstellung. Nicht selten wird jedoch ein poetischer Stoff in prosaischer oder ungebundener Form dargestellt.

118. Aus der Geschichte der deutschen Verskunst.

(In Bezug auf Ton und Dauer der einzelnen Silben im Verse müßen wir uns Folgendes merken. Die antiken Sprachen beobachteten neben der Betonung noch die Länge und Kürze (die Quantität). Betonung und Länge waren bei den Alten verschiedene Dinge *). Bei uns fallen beide gewöhnlich zusammen. Schon die ältesten deutschen Gedichte beobachten mehr die Betonung (den Akzent) als die Quantität (Länge und Kürze oder das prosodische Maß). Spuren von antiker Messung finden wir in mittelhochdeutschen Reimen, in denen z. B. **språche** nicht reimt auf **sache**. Im Nibelungenliede gelten als *stumpfe* Reime: **wîp** — **lîp** (einsilbig, lang), **leit** — **kleit** (Zwielaut), **gesĕhĕn** — **geschĕhĕn** (gilt gleich — sehn — schehn) oder **blĭbĕn** — **geschrĭbĕn**, **lant** — **gewant** (a gilt als lang wegen der beiden folgenden Vokale). In andern mittelhochdeutschen Dichtungen kommen klingende Reime oder klingende mit stumpfen Reimen abwechselnd vor; *klingend* sind: **jåren** — **wåren**; **edele** — **wedele** (dreisilbig).

In der spätern Zeit hat die Betonung den Unterschied zwischen Länge und Kürze verdunkelt oder gar verwischt. *Der Ton gelangte zur Herrschaft*, so dass jetzt das alte gap — gâben ein gleichbetontes gáb — gáben geworden ist. Der langzeitige, starke Ton bildet im Verse die Hebung, der kurzzeitige, schwache Ton die Senkung. Im Neuhochdeutschen heißen nur die Reime stumpf, wenn einsilbige Wörter auf einsilbige reimen, klingend heißen sie, wenn zweisilbige auf zweisilbige oder mehrsilbige auf mehrsilbige reimen.)

1. Die ältesten deutschen Verse (Hildebrandlied, Heliand Nr. 30—34) sind nicht strofisch abgetheilt, sondern es reihet sich Vers an Vers. Die Versform stimmt mit derjenigen der nordischen Germanen überein. Die Grundlage des germanischen Verses bildet die *Allitterazion* [1]) d. h. der gleiche Anlaut zweier oder dreier, durch den Ton gehobener Silben eines aus zwei Halbzeilen bestehenden Verses [2]). Im folgenden ist **w** die Allitterazion (der Anreim):

---

*) τίθημι = tithêmi; *lang* (quantitativ gemessen) ist eine Silbe entweder wenn sie einen langen Vokal hat (η in τίθημι, î, ô in mîn, tôt) oder einen Zwielaut (Diphthong guot, geseit, coena) oder wenn mehrere Konsonanten folgen (bekant, urbs).

1) Oder der Stabreim; denn die reimenden Anfangsbuchstaben der besonders betonten Silben heißen auch Stäbe, so genannt von den Stäben einer Buche (daher Buchstaben), in welche die geheimnisvollen germanischen Runenzeichen geritzt wurden.

2) In den beiden Halbzeilen „Tót íst Híltibránt | Héribrántes súnu" sind 4 + 3 (also 7) Betonungen. Zwischen zwei betonten Silben konnte die Senkung auch fehlen. Aus diesem altepischen Versmaße ist der Vers des Nibelungenliedes hervorgegangen.

Wehe nun, waltender Gott!
Wehschicksal geschieht.

Dieser Anreim besteht also nur in der Übereinstimmung der Anfangsbuchstaben, wobei die Vokale für Gleichlaute gelten, z. B.

Einst war das Alter,
da Imir lebte.

Auf den ersten Halbvers fallen in der Regel zwei Gleichlaute, auf den andern gewöhnlich nur einer Dieser letzte Gleichlaut bildet die Verknüpfung beider Verse, so daſs man beide Halbverse wohl auch zu einer Langzeile vereinigt schreiben kann (vergl. Nr. 30—34), denn beide Hälften bilden erst ein Ganzes eine epische Langzeile.

Der Anreim knüpft sich leicht und natürlich an Wörter, die den stärksten Nachdruck haben. Die logische Betonung ist überhaupt im Deutschen vorherrschend. Daher kommt es auch, daſs der alte Anreim, nachdem er in unserer Sprache längst durch den Endreim verdrängt ist, in Sprichwörtern, gleichsam Schlagwörtern, sich jetzt noch vorfindet, z. B. frank und frei, gäng und gäbe, allzu scharf macht schartig ꝛc. Die in Sprache und Dichtkunst eingewurzelte allitterierende Form findet sich auch in den deutschen Gesetzen und gerichtlichen Urkunden, z. B. Erbe und Eigen, Bausch und Bogen, Feuer und Flamme, mit Herz und Hand, Haus und Hof, Haut und Haar, Leib und Leben, Land und Leute, mit Mann und Maus, in Schutz und Schirm, Stock und Stein, Thür und Thor; lieb oder leid, ledig und los; hegen und halten, singen und sagen.

Bei neuern Dichtern findet sich der Anreim hie und da auch, z. B.

Was alle wollen, weiſst du schon,
und hast es wohl verstanden. Göthe.

Daſs fliehend vom Geklipp die Gämsen fallen,
und seine Keule schwingt der Greis im Grimme. Lenau.

Er harrt mit hocherhobner Todeswaffe. Derselbe.

2. Im 9. Jahrhundert ward der Anreim allmälich durch den eigentlichen Reim (Endreim) verdrängt, und dieser hielt von nun an je zwei Verse zusammen. Auch die Strofe ward eingeführt, wahrscheinlich ebenfalls nach dem Vorbilde der lateinischen Kirchengesänge (Hymnen), die aus Strofen von je vier Zeilen bestanden. Otfried (ein Mönch des Klosters Weiſsenburg im Speiergau) war der erste welcher um das Jahr

868 in ſeinem Evangelienbuche („Kriſt“) den Reim anwandte, und zwar in Strofen von je vier Zeilen.

Im **Nibelungenliede** hat der Vers ſechs Hebungen, und jede Langzeile iſt durch eine Pauſe (einen Einſchnitt, eine Cäſur) in zwei Hälften getheilt. Der letzte Halbvers einer Strofe hat oft vier Hebungen.

Außer den drei Hebungen iſt beim Leſen auf den grammatiſchen Hauptton (die ſtärkſte Tonhebung), den jeder Halbvers hat, Rückſicht zu nehmen. Wir bezeichnen in folgender Strofe (Nib. 14) dieſen Hauptton durch ´ und theilen den Vers nach Takten („Füßen“):

Den | tróum si | dô | sagete   ir | muoter | Úo | ten.
Sin | kunde in | niht be|schéiden   báz der | guo | ten:
der | válke | den du | ziuhest,   daz | ist ein | edel | mán;
in | welle | got be|hǘeten,   du | muost in | schiere | vlóren | hân.

Dieß überſetzt Simrock:

Den | Traum hat | ſie der | Mutter   ge|ſagt, | Frau | Uten.
Die | wuſt ihn | nicht zu | deuten   als | ſo | der | guten:
der | Falke | den du | zieheſt,   das | iſt ein | edler | Mann;
ihn | wolle | Gott be|hüten,   ſonſt | iſt es | bald um | ihn ge | than.

Nicht ſelten wird der rythmiſche Gang, die Abwechſelung von Hebung und Senkung, aufgehalten, indem die Senkung unausgefüllt bleibt. Solche einſilbige Takte kommen in der neuern Dichtung ſelten mehr vor.

In unſern deutſchen Wörtern folgt in der Regel die minder betonte (bedeutungsloſe) Silbe nach, ausgenommen in den mit Partikeln zuſammengeſetzten Wörtern: bekómmen, Erzä́hlung ꝛc., wo eine ſchwachbetonte Silbe auch vorhergeht. Der rythmiſche Gang unſerer Verſe iſt abſteigend, aber häufig geht, wie die vorſtehende Strofe zeigt, der erſten Hebung ein **Auftakt** vorher, der gewiſſermaßen außerhalb des Versmaßes ſteht. *)

Die **Gudrunſtrofe** hat auch vier Doppelverſe, allein der 3. und 4. hat immer einen klingenden Schluſs, der letzte Halbvers (der achte) hat fünf Hebungen.

Die Strofe des deutſchen Heldenliedes iſt in neuerer Zeit von Uhland („Graf Eberhard“), A. Grün, Rückert („Kind Horn“) u. a. angewendet.

*) Durch den Auftakt werden die deutſchen Verſe ſcheinbar „jambiſch“.

3. Die erzählenden Gedichte des Mittelalters sind gewöhnlich in paarweise gereimten Versen von je drei oder vier Hebungen. Solche kurzen Reimpaare finden wir in Hartmanns »armem Heinrich,« in Gottfrieds »Tristan«, im »Reineke Vos«; auch in neuern poetischen Erzählungen, z. B. Kinkels »Otto der Schütz,« wo die Reime wechseln, in Göthe's Legende (»Als noch, verkannt und sehr gering«), in Uhlands »Rache« ꝛc.

Bei der lyrischen Minnedichtung war der Versbau anders. Die Formen des Minnegesanges waren: Lied, Leich und Spruch. Der Leich ist aus Strofen von verschiedenem Bau und aus mehreren Melodien zusammengesetzt, freier als das Lied, eine nach der Musik sich richtende Liederform (vergl. Nr. 35). Das Lied hat nur gleichgebaute Strofen. Der Spruch ist ein einstrofiges Ganze, während das Lied aus mehreren (kleineren) Strofen besteht. Jedes Lied hat seine eigene Weise, die der Sänger damals selbst erfand. Der Spruch (z. B. bei Walter von der Vogelweide) ist fast immer reflektierend; dem Liede steht die Reflexion (Betrachtung) nicht wohl an. Der Sänger dichtete das »Wort«, erfand die »Weise« *) und trug das Lied selbst vor. Der Ausdruck »Ton« bezog sich auf den Bau der Strofe, auf Versmaß und Reim. **)

Bei dem Meistersängern trat eine Verwilderung ein; der Reim ward zur Hauptsache. Nach dem 13. Jahrhundert gieng die Unterscheidung zwischen stark und schwach betonten Silben allmälich verloren, so dass zuletzt die Silben bloß gezählt wurden. Fast nur im Volksliede, das mit seiner Melodie innig verwachsen war, hielt sich der natürliche deutsche Akzent und Rythmus.

Eine Umbildung der epischen Heldenstrofe geschah im 15. Jahrhundert; die vier Doppelverse der Nibelungen wurden zu acht Versen, namentlich in der Umdichtung des Hildebrandliedes:

Ich will zu Land ausreiten,
sprach sich Meister Hildebrand,
der mich die Weg thät weisen
gen Bern wohl in die Land;
die sind mir unkund gwesen

*) „Viel wohl gelobter Gott, da ich von dir beides habe: Wort und Weise" sagt Walter von der V. (Lachm. S. 26).

**) Das italienische Sonett ist eigentlich ein Spruchton, der aber eine allgemein gültige lyrische Form geworden. Der deutsche Sänger dichtete nur in solchen Tönen, die er selbst erfunden hatte.

viel manchen lieben Tag,
in zwei und dreißig Jahren
Frau Uten ich nie gesach. (Uhlands Volkslieder).

Der 1. und 3., der 2. und 4. Vers ꝛc. kommen auch reimend vor. Dieser s. g. **Hildebrandston** wurde für das epische Volkslied ganz allgemein.

Die kurzen Reimpaare, der dreitheilige Strofenbau und der Hildebrandston wurden selbst für das Kirchenlied angewendet.

4. Mit dem Schlesier M. **Opitz** (1624) beginnt eine ganz neue Periode. Der dreißigjährige Krieg brachte auch die Litteratur unter die Herrschaft des Auslandes. Sprache und Dichtung verfielen; Fremdes wurde nachgeahmt; die Poesie ward schwülstig und verlor sich unter den fremden Formen. Zwei volle Jahrhunderte, etwa von 1550 bis 1750, lag die deutsche Dichtung — einzelne Erscheinungen abgerechnet — in einem Zustande der Erstarrung, aus welchem sie sich erst durch Herder und Lessing allmälich emporarbeitete.

Das Bewustsein für den regelmäßigen Wechsel von Hebung und Senkung war verloren gegangen, wie dieß z. B. bei H. Sachs bemerkbar ist. Opitz trat darum mit seiner »deutschen Poeterei« auf, einem Büchlein, worin er u. a. forderte, dass im deutschen Verse gerade so regelmäßig abgewechselt werden müße zwischen Hebung und Senkung, wie im antiken Verse zwischen Länge und Kürze im trochäischen (— ◡) und jambischen (◡ —) Verse. Ungeachtet dieser wohlthätigen Anregung Opitzens drangen fremde Versmaße und Ausdrücke ein. Was man in den alten Sprachen und im Italienischen und Französischen vorfand, dem sollte nun auch Geltung in unserer Sprache verschafft werden. Für unsere, unter dem Gesetze der Betonung (des Akzentes) stehende Sprache passen die antiken Versfüße, die Jamben, Trochäen, Daktylen ꝛc. durchaus nicht, denn die Verse der Alten sind quantitativ gemessen, d. h. nach dem äußern Silbengewichte und der Dauer, nicht nach der innern Kraft und Betonung. Unser Vers wird jetzt vom Tone beherrscht, obgleich die »Länge« und »Kürze« der Silben immer noch wichtig ist.

Mit den fremden Versfüßen (statt der Takte) und Versen (z. B. dem Hexameter I. S. 108) fanden auch Dichtungsarten in fremder Form bei uns Eingang, z. B. das Sonett, die Ode ꝛc. Auch die Sprache wurde im 17. und 18. Jahrhundert verunstaltet, indem eine Menge fremder Wör-

ter aufgenommen wurde, so dass die deutsche Sprache wie ein geflickter Bettelrock aussah.

Die gelehrten Dichter dachten nicht daran, dass der Rythmus im Gefühl seine Quelle habe. Der Takt — sagt Göthe — kommt aus der poetischen Stimmung, wie unbewust.

Zu den neuern Dichtern, welche die antiken Versmaße einführten, gehören besonders Klopstock und Voß. In der Folge suchte man das fast verschollene deutsche Volkslied wieder auf (Herder); man erforschte das deutsche Alterthum (Grimm); schöpferische Geister, wie Göthe, brachen sich neue Bahnen, und sprachgewandte Dichter, wie Rückert und Platen, vermochten in allen Formen sich zu bewegen. Wenn sie auch fremde Versmaße und Strofenformen gebildet haben, so ist doch der Rythmus ein deutscher, weil er auf dem Gesetze der Betonung beruhet.

Achter Abschnitt.

Aus den Litteraturen der slavischen Völker Österreichs.

Der Sprache nach umfasst Österreich fünf Völkergruppen: deutsche und slavische Österreicher, ungerische, rumänische und italienische Österreicher.

Die Slaven Österreichs, sprachlich verwandt mit denen in Polen und Russland, scheidet man in zwei Hauptgruppen: Nordslaven und Südslaven. Mitten zwischen beiden wohnen die Ungern oder Magyaren, Rumänen und Deutsche. Nördlich wohnt der tschechische Stamm (Böhmen, Hannaken in Mähren, Slowaken), der polnische und ruthenische Stamm (Galizien). Von den Südslaven bewohnen die Slovenen das östliche Kärnten, das südliche Steiermark, Krain, das Bergland von Görz und Triest, den Nordrand von Istrien; zu den Illyriern gehören die Kroaten und die Serben. Letztere bewohnen in Masse den nordwestlichen Theil der europäischen Türkei.

In litterargeschichtlicher Hinsicht müßen wir die Böhmen und Ungern besonders berücksichtigen.

119. Übersicht über die böhmische Litteratur.

(Von Jos. Wenzig.)

Die ältesten schriftlichen Denkmäler der böhmischen Litteratur reichen bis in das 9. Jahrhundert nach Christi Geburt. Unter ihnen ist das Gedicht »Libuša's Urtheilsspruch« eines der wichtigsten. Es besingt den zwischen zwei böhmischen Großen, Chrudoš und Štahlav, wegen ihres Erbes entstandenen Streit, der vor Libuša's Richterstuhl gebracht wird Libuša entscheidet, wird aber hierbei von Chrudoš, der sich keinem weiblichen Urtheile unterwerfen will, beleidigt, so dass sie sich entschließt, einen Gatten zu wählen, der bekanntlich Přemysl von Stadic war. Das Gedicht selbst, ein bloßes Bruchstück, hat sich in einer Handschrift aus dem 9. Jahrhundert erhalten.

Nr. 119. Übersicht und sämtliche Übersetzungen sind von Josef Wenzig.

Ein anderes, äußerst wichtiges Denkmal ist die Königinhofer Handschrift, eine Sammlung von Gedichten. Sie hat ihren Namen daher, weil sie (und zwar erst in unserm Jahrhundert) in Königinhof, einer Stadt im Norden Böhmens, aufgefunden wurde. Die Handschrift selbst rührt aus der Zeit zwischen 1290—1310, und ist nur der Überrest einer früheren Sammlung, die größer war, jedoch durch eine Feuersbrunst zu Grunde gieng. Die Abfassung einiger Gedichte soll schon in die vorchristliche Periode fallen, wie die beiden Heldengesänge »Záboj und Slavoj« und »Čestmír und Vlaslav,« wovon jener die Befreiung der Böhmen von der Herrschaft eines ungenannten fremden Königs, dieser die Besiegung des Saazer Fürsten Vlaslav durch den tapferen Čestmír, Feldherrn des Vyšehrader Fürsten Nenlan, feiert. Unter den Gedichten aus der christlichen Zeit verdient besonders das epische, mit dem Titel »Jaroslav,« hervorgehoben zu werden. Es feiert den Sieg des böhmischen Helden Jaroslav von Sternberg über die welterobernden Tataren im Jahre 1241 bei Olmütz (Nr. 86).

Die Berührungen, in welche Böhmen allmälich unter den Přemysliden, und dann unter den Lützelburgern, mit den übrigen Ländern Europa's kam, hatten zur natürlichen Folge, dafs nebst den einheimischen Stoffen auch Stoffe, die bei anderen europäischen Nazionen beliebt waren, wie z. B. die Thiersage, die Alexandersage, die Artussage u. s. w. in Böhmen ihre Bearbeiter, und zwar mitunter solche fanden, die sie eigenthümlich auffassten und wiedergaben. Zwei Männer des 14. Jahrhunderts verdienen besonders genannt zu werden, Thomas von Štítné und Smil von Pardubic. Der erstere zeichnete sich durch die Abfassung einer Reihe von Erbauungsschriften aus, die ihn als Redner und Dichter, und zugleich als philosophischen Geist und als höchst achtungswerten Charakter beurkunden, indem sie, was die Sprache anlangt, den Stämpel der Meisterschaft an sich tragen. Unter den Schriften des letzteren findet sich eine Sammlung von böhmischen Sprüchen und Sprichwörtern, der Rath eines Vaters für seinen Sohn, worin der Verfasser das schöne, edle Bild eines Ritters entwirft, und der neue Rath, worin vierundvierzig Thiere ihrem jungen Herrscher, dem Löwen, von dem sie berufen worden, Rath ertheilen, wie er regieren solle, — ein höchst sinnreiches Gemälde voll Welterfahrung und Humor und dabei von religiösem Sinne geadelt.

Trotz den hierauf folgenden hussitischen Kämpfen, die Böhmen an

den Rand des Verderbens brachten, schritt, besonders in den gelehrten Fächern, die Entwicklung der Litteratur dennoch fort, und erreichte nach dem Regierungsantritte des glorreichen Hauses Habsburg bei einer strotzenden Fülle von Erzeugnissen einen Glanzpunkt unter Kaiser Rudolf II., bis endlich durch die furchtbaren Verheerungen des dreißigjährigen Krieges Land und Volk ganz erschöpft wurden. Unter Rudolf II. lebte Daniel Adam von Veleslavin, zuerst Professor an der Prager Hochschule, dann Buchdrucker, seiner großen Gelehrsamkeit wegen der Buchdrucker aller Buchdrucker genannt. Sein Stil und seine Sprache dienen noch heutiges Tages zum Muster. Seinen Tod besangen fünfunddreißig damals lebende Dichter. Einige Jahre vor seinem Tode wurde 1592 Johann Amos Komenský geboren, unter dem Namen Comenius berühmt als einer der größten Pädagogen. Er wurde zur Verbesserung des Schulwesens nach Ungarn, Polen, nach Amsterdam, London und Stockholm berufen, und dieß veranlaßte ihn, mehrere seiner Schriften auch in lateinischer Sprache abzufassen. Die bekanntesten sind seine »Lehrkunde«, seine »Welt in Bildern« und seine »Pforte der Sprachen«, welche letzte in zwölf europäische Sprachen und selbst ins Persische und Arabische übersetzt ward.

Unter der segensreichen Regierung des Kaisers Franz des I. begann sich die böhmische Litteratur aus ihrem Verfalle zu erheben, und hat gegenwärtig, obwohl nach ihrem neuen Aufblühen noch keineswegs zur Reife gelangt, bereits eine Reihe von Gelehrten und Dichtern aufzuweisen, die sich denen anderer gebildeter Litteraturen mit Recht an die Seite stellen lassen.

120. Jaroslaw.

(Königinhofer Handschrift. Vergl. Nr. 86.)

Schon haben die Tartaren unter Chan Kublaj die russischen Reiche Kiew und Nowgorod überwältigt, schon sind ihnen die Ungern erlegen, und auch die Polen vermögen ihnen nicht zu widerstehen. Da stürmen die Tartaren im Jahre 1241 nach Christi Geburt bis gegen Olmütz heran. Vor ihren zahllosen Scharen müßen hier die Christen weichen, wie tapfer sie auch kämpfen, und sie ziehen sich, Rettung suchend, auf den Hügel Hostajnow zurück, wo sich ein Gnadenbild der heil. Jungfrau befindet. Neu ermuthigt schlagen sie von diesem heiligen Orte aus einen wüthenden Angriff der Tartaren ab; doch als sie nach des Tages Anstrengung ihren

Durst stillen wollen, fehlt es an Wasser. Mit trockenem Gaumen leckten sie den Thau vom Grase. Allein des folgenden Tages brennt die Sonne furchtbar heiß hernieder; sie sind in Gefahr vor Durst zu verschmachten; der Wassermangel treibt sie bis zur Verzweiflung, und schon räth ihnen Weston sich lieber den Tartaren zu ergeben.

Auf fährt Wratislaw, dem hitz'gen Ur gleich,
fasst den Weston an den starken Armen,
ruft: »Verräther, ew'ger Christenschandfleck!
In's Verderben willst du Wackre stürzen?
Gnade hofft man wohl von Gott in Ehren,
doch von wilden Tatarn nicht in Knechtschaft.
Brüder, rennet nicht in euer Unglück!
Überstanden ist die ärgste Schwüle:
Gott verlieh uns Kraft in Mittagsgluten,
er schickt Hülfe, wenn wir ihm vertrauen.
Schämet euch, ihr Männer, solcher Reden,
wollet ihr, dass man euch Helden heiße?
Gehn vor Durst wir auf der Höh' zu Grunde,
dann trifft uns ein Tod, den Gott verhängt hat;
wenn wir uns den Feinden feig ergeben,
üben schnöden Mord wir an uns selber.
Gräuel ist die Knechtschaft Gott dem Herren,
Sünde, selbst sich unter's Joch zu beugen!
Mir nach, Männer, die ihr also denket,
folgt mir vor den Tron der Gottesmutter!«

Und sie folgten ihm zu der Kapelle.
»Herr, ersteh' in deinem heil'gen Zorne,
und erheb' uns über unsre Dränger,
hör' die Stimmen, die zu dir jetzt rufen!
Rings umstellt sind wir von grimmen Feinden,
rett' uns aus der wilden Tatarn Schlingen,
und gib Labung unsern Eingeweiden:
Preis und Dank dafür soll dir erschallen!
Tilg', o Herr, den Feind in unsren Landen,
raff' ihn weg für alle künft'ge Zeiten!«

Siehe, und am Himmel kommt ein Wölkchen!
Winde wehen, mächt'ger Donner rollet,
finstre Nacht umzieht den ganzen Himmel,
Blitze schlagen in der Tatarn Zelte,
reicher Guss belebt des Berges Quelle.

Und es weicht das Wetter. Kriegerreihen
strömen her aus allen Landen, Gauen,
gegen Olmütz wehen ihre Banner.
Starke Schwerter hangen an den Seiten,
um die Schultern rasseln volle Köcher,
Helme funkeln ihnen auf den Häuptern,
unter ihnen springen flinke Rosse.
Und der Hörner Klänge, sie ertönen,
Und der Pauken dumpfer Laut erschallet.

Die zwei Heere prallen an einander,
es erhebet sich ein Staubgewölke,
und gar gräßlich war der Kampf am Ende.
Rings Geklirr, Gerassel scharfer Schwerter,
fürchterlich Gezisch geglühter Pfeile,
Lanzenkrachen, Sausen schneller Spere.
Und da war ein Stechen und ein Metzeln,
und da war ein Ächzen und ein Jauchzen!
Blut entströmet, wie in Regenbächen,
Leichen liegen rings, wie Stämm' im Walde.
diesem ist das Haupt entzwei gespalten,
dem sind beide Hände abgehauen,
jener stürzt vom Rosse auf den andern,
der da wüthet im Gewühl der Feinde;
wie der Sturm auf Bergen unter Bäumen,
Bohrt an's Heft das Schwert in Feindesbusen;
dem dort mäht ein Tatar grimm das Ohr ab.

Ha welch' Tosen, welch' ein Klagestönen!
Doch zur Flucht jetzt wenden sich die Christen,
und die Tatarn drängen hinter ihnen.

Da, ein Aar, kommt Jaroslaw geflogen,
harter Stahl auf seinem mächt'gen Busen,
unterm Stahl das tapf're Herz voll Kühnheit,
unterm Helm das scharfe Feuerauge;
Zornesflammen sprüh'n aus seinen Blicken.
Wuthentbrannt, gleich dem gereizten Leuen,
wenn er irgend warmes Blut gewaret.
wenn getroffen er dem Jäger nachstürzt:
so fliegt Jaroslaw, und in die Tatarn,
ihm die Böhmen nach, ein Hagelwetter.

Und los stürmt er auf den Sohn des Kublaj,
und ein grausenvoller Kampf beginnet.
Mit den Lanzen stoßen sie zusammen,
beide Lanzen splittern unter Krachen.
Jaroslaw, in Blut samt seinem Rosse,
schwingt das Schwert nun auf den Sohn des Kublaj,
spaltet von der Schulter ihn zur Hüfte —
eine Leiche sinkt er zu den Leichen,
dass sein Köcher und sein Bogen drönet.

Da erschrickt das wilde Volk der Tatarn,
wirft hinweg die klafterlangen Spieße,
alles rennt, was nur vermag zu rennen,
rennt dorthin, woher die Sonne aufgeht,
und befreit vom Drangsal war die Hanna!

121. Aus den Gedanken über Gott.

(Von Thomas von Stitné, 14. Jahrh.)

Wiss't, Gott ist mächtig! Wollt ihr seine Allmacht
euch vor die Seele führen, so bedenkt,
welch großes Ding es sei,
alles aus nichts zu machen!
O welcher, welcher Geist vermag's zu fassen!
Es ist große Macht, ein einzig Ding,
das kleinste nur, aus nichts zu machen:
wie groß muß jene Macht sein, die so Großes,
so Vieles, und aus nichts gemacht!
Blick hin, ob klein das Weltgebiet
mit den sichtbaren Himmeln, die das Auge,
das körperliche, schaut:
was erst der Himmel, der kristallne, oder
auch der nur, so der Himmel mit der schnellsten
Bewegung heißt! Ich sage hier
nichts von der Engelchöre Wonnehimmel. *)
Und wollte der geschaffnen Dinge Zahl
ermessen wer, wohlan,
der zähl' die Sterne,

*) Im Mittelalter dachte man sich die Erde von eilf immer höher befindlichen Himmeln überwölbt: nämlich von sieben Planetenhimmeln, einem achten Fixsternenhimmel, einem neunten mit der schnellsten Bewegung, einem ganz ruhenden zehnten, welcher der kristallene hieß und dem letzten eilften, welcher der Wohnsitz der Seligen und Engel war.

der zähl' die manigfaltigen Geschlechter
der Lebenden,
in deren jedem eine Seele ist
nach eines jeden Art und Unterschied:
hier Menschen und dort Löwen, Herden
der Triften, und die Vögel, Wasserthiere,
und all die Käfer, kriechendes Gewürm!
Wie viel Verschiedenheiten sind in allen,
wie viel der Häupter jeglichen Geschlechtes!
Und wer denn weiß, wie groß die Zahl
der Haare auf den Menschenhäuptern,
wie groß die Zahl der Körner in dem Sand?
Und all die vielen, vielen Eigenschaften
der unzählbaren Dinge in der Schöpfung
nach Maß und nach Gewicht,
nach Breit' und Höhe, und nach Läng' und Tiefe!
Ihr staunet, da ihr das Erschaffne nicht
erfassen könnt? O staunt vielmehr der großen,
erhabnen Macht, die alles dieß,
all dieses und aus nichts erschaffen konnte!
Ja, über das Erschaffene verständig
zu denken und zu sinnen,
das lehrt euch Gottes Herrlichkeit erkennen,
und bringt euch dann Gott näher, und dann zollt
ihr Lob und Preis, und unterwerft euch,
in Demuth und in Ehrfurcht unterwerft euch
der Schöpfermacht, die über alles groß!

122. Gottes Weisheit.

Gott ist auch weise! In dem Schmuck, der Schöne
der Schöpfung stellt sich seine Weisheit
uns deutlich dar, dass wir sie schauen können.
Wie ist es süß und angenehm,
darüber nachzusinnen!
Drum singt schon Davids Psalm:
»O Herr, ich hab' dich liebgewonnen
in dem, was du gemacht,
und an den Werken deiner Hände
entzück' ich mich!«
Unweise, die erkennen's freilich nicht,
und Thoren, sie verstehn es nicht.
Die Welt ist wie ein Buch,

das von der Hand, ich meine, von der Macht
und Weisheit Gottes ist geschrieben;
ein jegliches Geschöpf
ist wie ein Wort in diesem Buche,
das Gottes Macht und Weisheit zeigen soll.
Da kommt denn, wie es zu geschehen pflegt,
der eine, sieht das Buch und blickt hinein,
doch was ein jedes der geschriebnen Worte
bedeute, weiß er nicht; ein zweiter kommt
und lobt das Äußere des Buchs, wie prächtig
es eingebunden; und ein dritter preist
die gute Schrift: der geist'ge Mensch allein
versteht den Sinn, der in den Worten waltet.

123. Aus den böhmischen Sprüchen und Sprichwörtern.

(Smil von Pardubic.)

1. Alte Sünde
hat neue Schmach zum Kinde.

2. Bist satt du, wirf nicht das Brot bei Seit';
ist warm dir, wirf nicht hinweg das Kleid.

3. Läd't einer auf, zwei ab dafür,
füllt sich der Wagen schwerlich dir.

4. Kauf' den Gaul, soll er was taugen,
nicht mit den Ohren, sondern mit den Augen.

5. In klappernder Mühl'
erspar' dir's Geigenspiel.

6. Bei dem, der satt,
der Hungrige nicht Glauben hat.

7. Krumm ist um; grad' der kürzre Pfad.

124. Aus dem neuen Rath.

a. Der Papagei.

Wer immer nur will, dass sich sein Wille
im Laufe dieser Welt erfülle,
dem wird er nimmer sich erfüllen,
und er vergeudet nur seinen Willen.
Drum rath' ich dir, ergib ihn Gott,
so wird er nicht zu Schand' und Spott;
Gott wird ihn waren und ihn mehren,
und ihn zu deinem Besten kehren.

b. Die Taube.

Nicht fasse dich der Jähzorn wild,
der deine Brust mit Rachgier füllt,
und stachelt zur Ungerechtigkeit;
den Richer ehrt Besonnenheit.

An dich halt', wenn dich Zorn ergrimmt;
denn wie am Holz die Glut entglimmt,
so auch der Zorn sich nährt am Wort,
und drängt zu schweren Thaten fort.
Drum ist's am besten dann, nicht gesprochen,
bis sich der Zorn in dir gebrochen,
und stets der Sanftmuth denk und Huld,
die Gott ausübt an unsrer Schuld.

c. Das Lamm.

Laß' dich auch nicht vom Hochmuth blähn,
der Engel einst gestürzt von den Höhn;
die Demuth ist die größte Zier,
in welcher der Herr gewandelt hier,
bis er durch sie, der Erd' entnommen,
zur höchsten Herrlichkeit gekommen.

d. Die Lerche.

Sei heiter und bleibe bei frischem Muth,
ergeht es dir auch nicht immer gut;
es kann auf der Erde nicht anders sein,
da wechselt Regen mit Sonnenschein.
Tief unter uns die Hölle klafft,
wo das Elend waltet grausenhaft;
hoch über uns breitet der Himmel sich,
wo die Freude wohnt gar wonniglich.
Und zwischen die Höllen- und Himmelswelt
ist unsre Erd' in die Mitte gestellt.
Es ist auf ihr nicht so wonnig und schön,
wie dort in des Himmels goldnen Höhn;
doch ist's auf ihr auch so traurig nicht,
wie dort in der Hölle ohne Licht.
Sei heiter drum, und nimm vorlieb,
und nicht übers Kleinste dich gleich betrüb',
und wird dir zu bang im Weltgetümmel,
so blick' empor zum blauen Himmel!

e. Die Nachtigall.

Hab' immer gern um dich Gesang
und süßer Instrumente Klang,
wo sich zum Ganzen bunter Art
einig ein Ton mit dem andren paart;
besonders wenn die Frühlingszeit
den Strauch belebt, der Menschen erfreut,

und wenn mit Blumen allerlei
das ganze Land verklärt der Mai,
wenn der Wind in sanftem Fluge zieht,
und hold erschallt der Vögel Lied,
des Tags, bei Nacht, im Morgengrau,
in Wald und Hain, auf Feld und Au.
Das spricht gewiss auch zu deinem Herzen,
und lindert deine Sorgen und Schmerzen.
Und wenn dein Herz erleichtert schlägt
und froher sich dein Blut bewegt,
vergiss nicht, dem auch Dank zu bringen,
der dich erquickt mit dem Blühen und Klingen!

f. Das Eichkätzchen.

Die Ameis' habe stets vor Augen,
wie sie Schätze sammelt, die ihr taugen:
so sammle, während du jung noch bist,
auch du dir, was dir von Nutzen ist,
was kein Dieb dir stielt, kein Rost verzehrt,
und auch nicht Schab' und Mott' zerstört.

g. Die Meise.

Was ist an den Gütern dieser Erde?
Sie bringen nur Unruh' und Beschwerde;
sie gleichen des Hagdorns scharfen Spitzen,
woran sich wund die Glieder ritzen,
und wird auch dem Leib im Schlafe Frieden,
der Seel' ist keine Ruh' beschieden;
nach mehr verlangt sie noch im Traum,
und doch vergeht, was gewonnen kaum.
Drum Thoren sind, die der Habsucht dienen,
es ist der Himmel nicht mit ihnen;
wer wenig begehrt, ist der freieste Mann,
den kein Verlust betrüben kann,
und hat er Gottes Wohlgefallen,
so hat er das höchste Gut von allen.

125. Der Abend.

(Von Franz Ladislaus Čelakovský.)

Sonne neigt sich zum Niedergang. Mit Kränzen von Rosen schmückt sie der Wolken Berge; die goldumflossenen Höhen feiern still die Trennung von ihr, der himmlischen Tochter,

in Goldweiden allein noch spielt, entschwindend, ein Lichtstral.
Und es breitet sich Nebelgrau rings über die Waldung;
auf der Glätte des Teichs, des ruhigen, spiegelt sich rothes
Abendgewölk; der Fischer im Kahn, er spannet, die Wellen
kräuselnd, das Netz in der Dämmerung; zwiefach aus den Gärten
duftblau winkt mit dem Kieferhain das Dörfchen — die ganze
Landschaft, wie in Farben getaucht, welch Bild zum Entzücken!
Fernher aus dem Haselgebüsch erklingen nun Glocken;
theilend die Zweige, bedächtigen Schrittes, wandelt die satte
Herde den Hügel entlang; ein Knabe folget ihr singend.
Doch, vom Winde getragen, ertönt in die Weite Geläute
vom Kirchturme des Dorfs, und mahnt des Schlummers zu pflegen.
Und ermüdet lagert der Pilger sich unter die Linden,
während die Lüft' auf ihn von der Bäume laubigen Armen
Blüten und Kühlung weh'n. Da blickt aus den Trümmern der alten
Burg der Mond bezaubernd hervor; hinwallend am hellen
Himmel birgt er nur manchmal sich in dämmrige Wölkchen.
Aber horch', welch schwellende Stimm' ergießt aus dem dichten
Strauchwerk ihre Töne! Sie übergeht jetzt in zarte,
immer zartere Melodien. und bewegt von Empfindung
tragen die Zaubermusik, die seelenvolle, die Lüfte
in die lauschende Landschaft hinaus! O schweige, o schweige,
Nachtigall, und wecke die Sehnsucht nicht: es zerschmilzt ja
ohnedieß schon mein ganzes Herz in süßem Entzücken!

126. Aus der hundertblättrigen Rose.

(Sammlung von hundert Gedichten von Čelakovský.)

1.

Laß Gewinnsucht, laß sie dringen
in des Berges Schoß hinein,
und ihr Herz in Panzer kleiden
aus Metall und Edelstein!

Du, der beßre Sohn des Lichtes,
strebe, diesen Felsen gleich,
aus der Tiefe immer höher,
höher in der Sonne Reich!

Da dort weht gesunder Odem,
und dein schweifend Auge badet
bei der Lüfte freiem Tanz
sich in Wasserspiegelglanz!

2.

»Welche Zaubermacht geleitet
dich durchs rauhe Leben hin,
dass von düstren Kummerwolken
nie getrübt dein muntrer Sinn?«

Mäßigkeit, o Freund, die treulich
mir gesellt in süßer Lust,
dann bedächt'ge, stille Arbeit —
sie beglücken mir die Brust.

Und so lach' ich reichen Tröpfen
ins Gesicht und gönne ihnen
ihres Mammons Überfluss,
Seifenblasenglücks Genuss.

3.

Mag sich an dem Kram ergetzen,
wer nichts Höh'res kennt und kann;
Kugelspiel und Schach und Karte
ziemt am wenigsten dem Mann.

Spielt mit dir ein sinnig Spiel nicht
der gewalt'ge Herr, die Zeit?
Wackrer Herr von tücht'gem Wesen,
der, wenn du gewinnst, sich freut.

Doch gewinnt er, wie Kehricht
fegt er weg die alten Kinder,
denen fremd, warum sie sind,
und wohin ihr Leben rinnt.

4.

Ob zu Herren oder Dienern
uns des Glückes Wahl gemacht,
jeden hat's mit einem Platze,
wo er schaffe, hold bedacht.

Wüste Taugenichtse fallen
der Vergessenheit anheim;
ziehe jeder seinem Volke
nur ein Reis auf, einen Keim!

Kann er nicht so viel vollbringen,
so bereit' er künft'gen Pilgern,
Pilgerinnen, ihren Weg,
eine Straße, einen Steg!

5.

Schleudre meines Lebens Nachen
hin und her die Meeresflut,
und verfolg' ihn Sturm und Wetter,
aller Elemente Wuth:

Mich mit ganzer Seele weihend
dem, was Gott mir auferlegt,
schiff' ich muthig nach dem Hafen,
von der Sorge unbewegt.

Die umwölkte Nacht erhellend
leuchtet mir geheimer Mächte
Dreigestirn im Drangsal hier,
Glaub' und Lieb' und Hoffnung mir!

127. Die Blumen.

(Epigramme.)

1. Sonnenwende.

Sonne ist meine Lust, ihr folg' ich vom Morgen bis Abend,
sagt, wie kann doch der Mensch wenden sein Auge von Gott?

2. Majoran.

Nicht unlieblich ist mein Geruch, ich würze die Speisen;
doch weil ich Landsmännin bin, schätzt mich der Landsmann gering.

3. Totenblume.

Mich erschaffend sprachen der Schmerz und die Hoffnung die Worte:
»Blume, für immer sei dunkelndes Grün dein Gewand,
und wenn rings die Blüten und Blätter der Blumen verwelken,
tröst' auf beschneitem Grab du dann der Trauernden Herz!«

4. Kamille.

»Dass mir der Schmuck der Farben fehlt!« so seufzte Kamille,
die heilkräftige, still. Nachtigall rief ihr vom Baum;

»Fragt wohl der Kranke dort, ob du prangst in deinem Gewande?
Fragt die Sehnsucht, ob mich schönes Gefieder bedeckt?«

5. Mohn.

Jüngling, es ruft der Mohn dir zu, der Blüte und Furcht trägt:
»Kränze mit Schönheit dich jung, bringe dann Nutzen als Mann!«

5. Astern (Sternblumen).

Schon ist die Pracht dahin der Frühlingsblumen, des Sommers
Blüten sind auch verwelkt, Astern noch bringet der Herbst.
So begrüßen uns einst Sternblumen im Herbste des Lebens
stralend führen sie uns ewigen Frühlingen zu!

128. Aus dem Salomon des Boleslav Jablonský.

(Die Sammlung enthält Rathschläge eines Vaters für seinen Sohn.)

1.

Jenen Pfau, mein Sohn, betrachte,
wie er eitel sucht zu prangen!
Möge dich sein Prunken lehren,
nie dem Stolze anzuhangen.

Hässlich ist solch sündhaft Wesen,
lächerlich solch nichtig Streben;
doch in einer Art des Stolzes
mögest du dich stets erheben.

Dieser Stolz lehrt dich verachten,
was zum Thiere dich entehret;
dieser Stolz, er lehrt dich lieben,
was zum Geiste dich verkläret.

Ja, mein Sohn, er lehrt dich scheuen
alle Werke, die des Bösen,
alle Sklavenfurcht vor Menschen,
alles kriecherische Wesen.

Und damit du das Geheimnis
wissest: Dieser Stolz, die Zierde
und der heil'ge Schmuck des Menschen
ist — der Stolz der Menschenwürde.

2.

Komm', mein theurer Sohn, und koste
von des Abends Zauberglück;
auf des tiefen Sees Spiegel
hefte achtsam deinen Blick!

Ob der Wind auch mit den starken
Stämmen rüttle auf der Höh',
gleich als wär' er unbeweglich,
liegt der tiefe, stille See.

Schneeichtweiße Schwäne spielen
in dem ebnen Wasserraum,
und entfalten unter Scherzen
ihrer Schwingen Silberflaum.

Diesem See, mein Sohn, sei immer
deiner Seele Tiefe gleich,
keine Leidenschaft empöre
je ihr stilles Friedensreich.

Und ein jeglicher Gedanke,
der aus deiner Seele steigt,
er sei rein in seinem Wesen,
Gleich dem Schwan, der dort sich zeigt.

Und es sei dein Herz im Busen
gleich der holden Nachtigall,
die im grünen Hain für jeden
singt mit süßem Flötenschall.

3.

Thue, Sohn, so wie die Sonne,
wenn sie wallt im Himmelsfeld:
dreier Arten ist das Gute,
das sie dann erweist der Welt.

Licht mit ihrem goldnen Strale
sä't sie aus und wärmt zugleich,
und beseligt durch ihr Wirken
der Geschöpfe ganzes Reich.

So mit deiner Weisheit kläre
du der Menschen dunkle Nacht,
und erwärm' sie für die Tugend,
Glück zu schaffen stets bedacht.

Der nur heißt mit Recht die Sonne,
und ihr Ruhm wird ihm zu Theil,
der da dreifachthätig fördert
Wahrheit, Tugend, Menschenheil.

129. St. Johannes a Deo *).

(Von Wenzel Stulc.)

Dunkle Nacht hat ihre Wolken
auf Granada ausgegossen,
und des Schlummers süßer Zauber
tausenden das Aug' geschlossen.
Nirgend Licht — die Stadt im Schlafe —
hier und dort nur in der stillen
Zelle fleht mit frommem Triebe
noch ein Mönch zu Gott, erwäget
seines Heilands große Liebe.
Alles stumm — die Stunde sagend,
tönt nur Wächters Ruf vom Turme,
und von ferne rauscht der Fluss nur;
Welle braust, die Welle jagend.
Ha, welch Licht dort plötzlich schwinget
sich empor zur Wolkenkuppel?
Das ist nicht die Morgenröthe,
die sich aus dem Meer erhebet,
Abendroth nicht, das des Himmels
Zelt mit seinem Glanz umwebet;
das ist nicht die goldne Sonne,
die, von Gottes Liebe glühend,
rings die Welt verklärt, und Leben
weckt im Busen, Kraft und Wonne!
Eine Flamme des Verderbens
hat sich hoch dort aufgeschwungen,
ist aufs Haus hin, das für Kranke
Liebe baute, wild gesprungen.
Und dort sitzt und greift sie weiter,
und der Türmer, der bei Tage
und bei Nacht die Stadt behütet,
sieht's und an die Glocke schlägt er
mit verhängnisvollem Schlage,
schlägt und schmettert, dass die Erde
zittert in der weiten Runde,
taub das Ohr wird von der Kunde.
Lärm erschallt auf einmal furchtbar
durch die Stille — wild Getöse —
Schreien hier — dort Schmerzensklage.
Alles fliegt nach einer Richtung —

*) Stifter des Ordens der barmherzigen Brüder, ein Portugiese, geb. 1495, gest. 1550, heilig gesprochen 1690.

Die mit Blicken — die mit Schritten —
dorthin, wo in Lüften wirbeln
Rauch und Feuer der Vernichtung;
hunderte von Menschen rennen,
tausende zum Hospitale,
wo der Brand zum Himmel schweifet,
weiter stets und weiter greifet.
Und es brennt das ganze Dach schon,
ist ein wallend Meer von Lohen,
das in Strömen Angst und Jammer
durch die Nacht ergießt mit Drohen.
Und schon stürzt es ein, erschlossen,
offen gähnt der Schlund der Gluten;
durch die Fenster, durch die lieblich
Tageslicht sich sonst ergossen,
wälzt sich Qualm in Wirbelfluten,
und die Zunge streckt zur Erde,
streckt zum Himmel hin das Feuer,
ein ergrimmtes Ungeheuer.
Hundert Herzen beten brünstig,
hundert Hände Wasser tragen,
hundert spritzen's in die Flammen:
doch das Element, das rohe,
achtet nicht der Jammerklagen,
und nur stärker wächst die Lohe; —
ja, es spottet aller Mühen,
breitet sich nach allen Seiten,
und nur Funken des Entsetzens
sä't es rings mit hellem Sprühen.
Aber wo, wo sind die Brüder,
die im Haus der Liebe weilten,
mit Johannes, ihrem Vater,
dort der Kranken Pflege theilten?
St. Johann, im Dienst der Liebe,
ist zu betteln ausgegangen;
ist des Morgens ausgegangen
mit der Tasche und dem Stocke,
einzusammeln milde Spenden,
und seitdem — wer kann es wenden! —
in das Kloster seiner Brüder
nicht zurück gekommen wieder.
Seine Brüder — sind wie Bienen,
die des Nachts mit frevlem Toben
aus dem Korb ein Räuber jagte,
aus einander scheu gestoben.
Und die Kranken, Siechen alle?
Schmachten sie im Feuerschwalle?
Alle nicht! der Mönche Liebe
hat in heiliger Begeist'rung
manche schon dem Grab entrungen;
andre haben, angstbeflügelt,
selbst sich aus dem Tod gerettet,
der sie drohend hielt umschlungen.
Doch das Element, das wilde,
Wehe! sperrt den Weg noch vielen;
sucht auf Treppen sie und Gängen
in das heiße Grab zu drängen.
Wohin sollen, ach! die Armen?
wie entrinnen dem Verderben?
Überall verfolgt das Feuer
gierig sie, das Ungeheuer.
Und in der Verzweiflnng Schrecken,
während Flammen sie umlecken,
stürzen sie nach jenem Zimmer,
das den unglücksel'gen Wesen
sonst zur sichren Schlafstatt diente,
und, ob auch der letzte Schimmer
ihrer Hoffnung schwindet, tönet
dort ihr Flehn — Gestön — Gewimmer.
Doch vergebens ist ihr Rufen!
Menschenmacht kann sie nicht retten;
sie verschmachten, naht kein Engel
von des ew'gen Trones Stufen.
Ha, wer fliegt dort gleich dem Adler,
dem sie aus dem Horst die Jungen
raubten, durch der Menschen Haufen,

bis er dorthin vorgedrungen,
wo die Kranken, glutumgeben,
schon verzweifeln an dem Leben?
Ist er der gesandte Engel,
dass er ohne Furcht und Beben
in die Flammen darf sich stürzen,
die sich wüthend rings erheben?
Nein, er zagt nicht vor den Flammen,
zeichnet mit dem heil'gen Kreuz sich,
stürzt hinein in Gottes Namen.
Und welch Wunder, hohes Wunder!
Kaum dass er hinein gesprungen,
weichen auch vor ihm die Gluten,
krümmen, winden sich gebändigt,
wie in Demuthshuldigungen;
und wie einst des Meeres Fluten
Israel den Durchzug gönnten,
theilen sich die grimmen Lohen
links und rechts vor seinem Schritte,
und es fliegt durch ihre Mitte,
wie die Mutter zu den Kindern,
unerkannt der Gottesbote,
blitzschnell dorthin, wo die armen
Kranken kreischen zum Erbarmen.
Und er kommt bis zu dem Zimmer,
wo die unglücksel'gen Wesen,
die in ärgster Noth schon ächzen,
vor der Flammen heißem Lechzen,
vor dem Tode Rettung suchten;
doch, der läßt sich nicht erweichen,
eilt die Beute zu erreichen.
Da erscheint der Engel, Gottes
Bote kommt, zum Schirm, zur Rettung.
Alle unter Jubelgrüßen
stürzen auf ihn zu, und haften
fest an seinen Händen, Füßen,
seiner Brust, der liebentbrannten.
Und er winket, und verschwunden
ist die Furcht, zuvor empfunden.
Über ihren Häuptern kracht es,
Rauch umqualmt sie; doch wer bliebe
noch von Sorg und Angst befangen,
kam vom Himmel ja die Liebe!
»Ruhig, still! der Herr ist mit euch!
Muthig hofft in schwerer Stunde!
Seiner Liebe Macht entreißt euch
allesammt des Todes Schlunde!
Wer da kann, mög' mit mir gehen;
wer nicht kann, mög' sich mir setzen
auf die Arme, auf die Schultern!«
So erschallt's aus seinem Munde.
»Und ihr andern, harrt ein wenig
in dem Schutz des Herrn der Welten!
Harrt ein wenig, kehr' bald wieder
zur Erlösung eurer Glieder!
Hofft nur — mit wem Gott im Bunde,
nimmer gehet der zu Grunde!«
Von der Liebe Wort getröstet,
sind die Kranken ruhig, falten
ihre Hände, und empfehlen
voll Vertrau'n sich Gottes Walten!
Und der Bote Gottes – kostbar
ist die Zeit zum Rettungswerke —
spricht den Segen rings, bekreuzigt
Stirn und Brust voll gläub'ger Stärke.
Kranke sitzen auf der Rechten,
auf der Linken, auf den Schultern,
ziehn ihm nach; ein Jüngling aber
wallt voran, mit Stralenwangen,
hehr, in eines Lichtkleids Prangen.
Und der Jüngling — o des Wunders! —
theilt mit einem goldnen Zweige

die erbosten Flammenwogen.
Und der Bote Gottes schreitet,
von dem Engel so geleitet,
Gott lobsingend und danksagend,
Brüder führend, Brüder tragend.
Wandelt auf dem Flammenwege,
wie auf lachendschönen Auen,
die voll Paradiesesblumen
und im Himmelsglanz zu schauen.
Und nicht fühlt er seine Bürde;
ohne sich der Last zu beugen,
schwebet er dahin, als übe
er sich nur in leichtem Spiele;
bald erfahren tansend Zeugen,
dass zu schwer nichts sei der Liebe.
Sieh, jetzt steigt er, seine Kranken
führend, tragend, aus den Fammen,
sichtbar rings dem Volksgedränge,
und es staunt, es jauchzt die Menge.
Doch er hat nicht Ruh'; entzücket
ob dem wunderbar Gelung'nen,
übergibt er schnell den Mönchen
die dem Feuertod Entrung'nen,
rüstet dann zum zweiten Gange
sich in mütterlichem Drange.
Und er eilt, nicht doch, er flieget,
und zum zweiten, dritten Male
stürzt er, flieget er von dannen.
Und es weicht vor ihm und schmieget
sich die Lohe; denn der Jüngling
theilet sie mit goldnem Zweige,
und verklärt von Lust die Wangen,
so wie die des Jünglings prangen
flieget mittendurch der Retter.
Auf der Rechten, auf der Linken,
auf den Schultern sitzen Kranke,
doch er blicket kühn zum Himmel.
Seine Last macht ihn nicht sinken,
ungebeugt trägt er die Bürde
aus dem Glutenschoß, als übe
er sich nur im leichten Spiele,
und preist Gott im Dankgefühle,
dass selbst heiße Flammenwogen
nichts verschlagen wahrer Liebe.
Dreimal geht und kommt er wieder,
stets mit heil'ger Last beladen;
trägt, zum dritten Male kommend,
die drei letzten kranken Brüder,
hat aus dem Glutenschwalle
all' erlöset, alle, alle.
Gottes Werk, es ist vollendet! —
Doch wem war's von Gott beschieden,
schadlos durch den Brand zu schreiten,
Heil Verlornen zu bereiten?
War's ein Engel aus dem Himmel?
fragt erstaunt des Volks Gewimmel,
in dem Haufen der barmherz'gen
Mönche ist er schon verschwunden.
Diese müßen wohl ihn kennen,
denn sie drängen wonnerfüllet
sich um ihn; doch er verhüllet
sich in seinen schwarzen Mantel.
Und sie preisen Gott voll Jubels,
dass verliehn zu solchem Werke
ihrem Vater er die Stärke,
so verherrlicht — Sanct Johannes!

130. Der Mutter Fluch.

(Slowakisches Lied. Die Litteratur der Slowaken, der Bewohner des nordwestlichen Gebietes von Ungarn, ist von jener der Böhmen nicht zu trennen. Talvj, Handbuch einer Geschichte der slavischen Sprachen und Litteratur S. 329.)

1. Das Mädchen gieng um Wasser
zum Quell über die Wiese hinweg;
sie schöpfte aber kein Wasser,
denn Eis bedeckte die Quelle.

2. Die Mutter schrie im Zorne
und zankte in einem fort:
»O Tochter mein, du Tochter,
ich wollte, du würdest zu Stein!«

3. Des Mädchens Wasser-Eimer
er wurde zu Marmor gleich,
und sie, das Mägdlein selber,
zu einem Ahornbaum.

4. Da kamen einst zwei Knaben,
zwei junge Sänger her:
»Wir reisten weit, Gefährte,
nie trafen wir solchen Baum.

5. »Komm, laß uns schneiden 'ne Geige,
'ne Geige für dich und mich,
aus einem Ahorn beide
zwei Geigenstöck für uns!«

6. Sie schnitten in den Ahorn,
da spritzte rothes Blut;
die Knaben fielen zu Boden,
so waren sie erschreckt?

7. Dann sprach auch noch das Mädchen,
»Was seid ihr so erschreckt?
Schneid't aus, aus mir 'ne Fiedel,
zwei Fiedelstöck für euch.

8. »Dann geht und spielt recht traurig
vor meiner Mutter Thür',
und singt: Hier ist die Tochter,
die du zu Stein verflucht'st.«

9. Die Knaben, sie giengen und sangen
und sangen das düstere Lied;
da rannte die Mutter, die's hörte,
zum Fenster hin allsogleich:

10. »O theure Knaben, so schweiget,
vermehret nicht meine Pein,
seit ich die Tochter verloren,
kehrt Ruh' nicht mehr bei mir ein!«

131. Aus der polnischen Litteratur.

Fast das ganze Gebiet der Weichsel ist von Polen bewohnt. In Österreich sprechen hauptsächlich die Bewohner Westgaliziens den polnischen Dialekt. Nachdem im 10. Jahrhundert das Christenthum in Polen gesiegt hatte, bildete sich nicht ohne Einfluss der lateinischen Kirchensprache das Polnische aus, das jedoch erst mit dem Beginne des 16. Jahrhunderts zur Geltung kam.

Kasimir III. legt ums Jahr 1347 durch die Errichtung einer Rechtsschule in der Nähe der jetzt zu Österreich gehörenden Stadt Krakau den Grund zu der nachmals durch Hedwig und den König Jagello gestifteten Krakauer Hochschule.

Im 16. Jahrhundert ward der Grund zu einer polnischen Litteratur gelegt; die Sprache erlangte unter dem Einflusse der benachbarten tschechischen mehr Selbständigkeit, und König Siegmund August führte sie um das Jahr 1550 als Gerichtssprache ein. Zu Krakau, Lemberg, Posen und Wilna errichteten die Jesuiten ihre Bildungsanstalten. Bedeutende Dichter damaliger Zeit sind Nikolaus Rey und J. Kochanowski, als Kanzelredner Skarga. In der Folge jedoch hemmten innere und äußere Händel und Kämpfe das Aufkommen der polnischen Sprache und Litteratur. In Polen wie in Deutschland übte der französische Geschmack einen verderblichen Einfluss. Erst in neuerer Zeit trat ein Dichter ersten Ranges auf, Adam Mickiewicz (gesprochen Mizkiewitsch), dessen epische Dichtungen »Pan Tadeusz« (Herr Tadeusch) und »Dziady« (Totenfeier) die größten Denkmäler polnischer Poesie sind. Würdige Zeitgenossen sind: K. Brodzinski, Malczewski, Zaleski, Czajkowski.

132. Kopernik.

(Von Johann Sniadecki, 1756—1830, lange Zeit Professor der Mathematik und Astronomie an der Krakauer Hochschule. Das Folgende ist aus dem Polnischen übersetzt von Johann Freiherrn von Päumann.)

Nikolaus Kopernik wurde im 26. Jahre der Regierung Kasimirs des Jagelloniers den 19. Februar 1473 zu Thorn geboren. Sein Vater hieß gleichfalls Nikolaus, seine Mutter, Barbara Watzelrod, war eine Schwester des Bischofs von Ermeland. Auf die Krakauer Akademie geschickt und in das Register der dortigen Studierenden unter dem Jahrgange 1492 eingetragen, erwarb er sich an dieser damals einzigen polnischen Schule während fünf Jahren die Kenntnis der griechischen und lateinischen Litteratur und der mathematischen Wissenschaften. In diesen drei Lehrzweigen hatte die Krakauer Hochschule zu jener Zeit einen europäischen Ruf erlangt. Jakob von Kobelina, Nikolaus Szadek (gesprochen Schadek), Martin von Olkusz (gesprochen Olkusch), später als Professoren der Mathematik berühmt, waren Mitschüler Koperniks und hatten in der Mathematik und Astronomie den Adalbert Brudzewski zum Lehrer. Als dieser auf Zureden des Kardinals Fürsten Friedrich des Jagelloniers sich nach Litthauen begeben und dort das Amt eines Sekretärs bei dem litthauischen Fürsten und nachmaligen Könige von Polen angenommen hatte, gieng Kopernik im Jahre 1497 nach Bologna und stund dem dortigen Astronomen Dominik Maria von Ferrari — wie Rheticus berich-

tet — nicht als Schüler, sondern als Zeuge und Gehilfe auf der Sternwarte zur Seite. Kopernik hatte, schon mit tüchtigen Kenntnissen in der Mathematik und Astronomie ausgerüstet, sein Vaterland verlassen und erlangte durch diese einen so großen Ruf in Wälschland, dass er bereits in seinem 26. Lebensjahre in Rom öffentlich die Mathematik lehrte und einen sehr großen Kreis von Zuhörern um sich versammelte. Während dieses Lehramtes betrieb er sehr eifrig seine astronomischen Forschungen und beobachtete die Mondesfinsternis im Jahre 1500. Auf seiner Rückreise aus Wälschland nach Polen gab er zu Padua Zeugnis von seinen Fortschritten in der Anatomie und erhielt daselbst den medizinischen Doktorgrad. In Krakau ist er aber unter dem Jahre 1505 in der Reihe der Akademiker aufgeführt und es scheint, dass er die Absicht hatte an der Akademie zu verbleiben, wenn ihn nicht sein Oheim, der Bischof von Ermeland, dahin berufen und ihm daselbst ein Kanonikat verliehen hätte.

Kaum hatte sich Kopernik in Frauenburg niedergelassen, so beschäftigten ihn ausschließend eifrige Beobachtungen über den Kreislauf der Himmelskörper, die Vervollkommnung der astronomischen Hilfsmittel und insbesondere — wie er dem Papste Paul III. gestand — gründliche Forschungen über die Grundlagen der Sternkunde. Im Begriffe Werke der Natur zu entdecken und der Welt zu offenbaren, begann er ein strenger Richter seines eigenen Wissens zu werden. »Denken wir uns — sagt Kopernik in seiner an Paul III. gerichteten Vorrede — jemand wollte einzeln zerstreute Glieder, welche mehreren durch Größe, Gestalt und Geschlecht unterschiedenen menschlichen Körpern angehören, zusammenlesen und diese ungleichartigen, unverhältnismäßigen zu einander nicht passenden Gliedmaße verbinden und zu einem Ganzen gestalten, gewiss würde er eher ein Ungeheuer als die ebenmäßige Gestalt eines Menschen zu Stande bringen. Solch' einem Unternehmen ähnlich erschien mir bei genauerer Prüfung die ältere Lehre der Astronomie. Bei der Erklärung der Bahnen der Himmelskörper sah ich, dass alle Erscheinungen auf eine und dieselbe Grundursache zurückführen; hier fand ich Verwirrung, dort unklare, keine Überzeugung gewährende Ansichten; fand über die Werke der Natur die seltsamsten Meinungen und Ungereimtheiten statt Ordnung und Regelmäßigkeit. Was konnte ich von dem ganzen von Finsternis verhüllten, von Widersprüchen und Einwürfen erschütterten Gebäude anders halten, als dass die Grundfeste desselben unsicher, schwach und irrthümlich sein müsse.« —

Dieses Urtheil über die Lehre des Ptolomäus, welches heut zu Tage das ganze Gewicht der Überzeugung für sich hat, ausgesprochen im Anfange des XVI. Jahrhundertes, Angesichts der gelehrten Welt, läßt in Kopernik einen Mann erblicken, der beseelt von der Macht der Überzeugung, sich der erste über die Autorität von vierzehn Jahrhunderten, über die starren und allgemein verbreiteten Vorurtheile damaliger Gelehrten, endlich über die scheinbare Beweiskraft der gesunden Sinne erhebt und in Dingen, welche den menschlichen Forschungen überlassen sind, der Wahrheit mit männlichem und würdevollem Muthe die gebührende Geltung und Achtung verschafft. Geübt durch das Studium der Mathematik in der Kunst eines gründlichen, reinen und geregelten Denkens, eines Denkens, dem die Werke der alten Geometer zum Muster gedient haben und stets dienen werden, gelang es diesem großen Manne in die Sternkunde jene tiefe und umfassende Bedeutung, jene sorgfältige und strenge Genauigkeit im Vergleichen und Verbinden der Gedanken und der Beweisführung zu legen. Nicht zufrieden damit, was die Erfahrung anderer zur Gewissheit erhoben hatte, wagte er die Quellen in Zweifel zu ziehen und menschliche Meinungen und Ansichten zu beurtheilen und zu richten, indem er sie mit den Bahnen der Gestirne selbst verglich.

Bei einem so schwierigen Unternehmen mußte er zwei gleich gefährlichen Abwegen ausweichen, auf welche gemeiniglich die Naturwissenschaften in der Periode ihrer Kindheit zu gerathen pflegen. Denn läßt man einerseits nur Meinungen und Muthmaßungen in den Naturwissenschaften gelten, so macht man sie zu einem Tummelplatze gelehrter Träumereien; weiset man aber andererseits alle Meinungen zur Erklärung und Ableitung der natürlichen Wirkungen, Beobachtungen und Erfahrungen von sich, so eröffnet man, wenn ich so sagen darf, ein Brachfeld in der Naturwissenschaft und bannt sie in das Bereich einer ewig starren das Gedächtnis belastenden gedankenlosen Nomenklatur. Um daher im Gebiete der Naturwissenschaften einen günstigen Erfolg zu erzielen, bedarf es eines besonders befähigten Kopfes, zwar nicht begabt mit einer lebhaften Einbildungskraft, wohl aber mit einem besonderen Geschicke die Geheimnisse der Natur zu enträthseln. Der bloße Gedanke, der bei solchen Forschungen in unserm Geiste erwacht, genügt noch nicht, er muß ergründet, nach allen Seiten und Gestalten erkannt, und mit den Werken der Natur und unsern Sinnen in treue Übereinstimmung gebracht werden; auch muß man genau die Gränzen unserer Sinne einhalten, alle zufälligen und fremdartigen Ein-

drücke, denen unsere Empfindungen zu folgen pflegen, wohl zu unterscheiden wissen, endlich sich von der uns angebornen Vorliebe für unsere eigenen Ideen, welche uns oft mit Blindheit schlägt, unabhängig machen.

Schärfe des Denkens und Urtheilens, ein bestimmtes Gleichgewicht zwischen den Anforderungen der Sinne und der Kraft der Spekulazion, Verläugnung der Eigenliebe aus Liebe zur Wahrheit — dieß sind die großen und seltenen Eigenschaften, welche Kopernik zur Entdeckung der Weltordnung führten, und welche er als ewiges Muster des Denkens der Nachwelt in den folgenden Worten hinterlassen hat:

»Die Sonne ist ein unbewegliches Gestirn, begleitet von einer Reihe sie umkreisender Planeten. Sie bildet den Mittelpunkt ihrer Bahnen und beleuchtet sie. Außer den Hauptplaneten gibt es noch Planeten untergeordneter Art, oder Monde, welche um ihre Hauptplaneten und mit diesen zugleich um die Sonne ihre Bahnen beschreiben. Die Erde ist ein Hauptplanet und hat eine mehrfache Bewegung. Durch die Drehung der Erde um ihre Achse und durch den periodischen Umlauf um die Sonne ergeben sich die Erscheinungen im Kreislaufe der Tage und Jahre, die Jahreszeiten und die daraus folgenden Veränderungen des Lichtes und der Luft als natürliche Folgen. Die Bewegung der Fixsterne ist nur eine scheinbare, in Folge der Bewegung unserer Erde; endlich ergeben sich aus der Bewegung sämtlicher Planeten, sowohl jener des ersten als auch des zweiten Ranges, zweierlei Wirkungen, welche einen wesentlichen Unterschied und so zwei Bahnen bedingen, nämlich eine, welche von der Bewegung der Erde, die andere, welche von ihrer eigenen Bewegung herrührt.« — Dieß sind die unerschütterlichen ewigen Wahrheiten in der Naturkunde des Himmels, welche Kopernik zu allererst der Welt geoffenbart und bewiesen hat in seinem unsterblichen Werke: »Über die Bewegungen der Himmelskörper.« (De motibus orbium cöelestium, Norimbergae an. 1542. lib. VI.)

Und welche Hilfsmittel aus bereits vorhandenen Werken stunden ihm bei dieser Schöpfung zu Gebote? Was in den eben ausgesprochenen Gedanken wahr und groß, das ist sein eigenes Werk; was aber ist das Werk seiner Vorgänger? Auf diese Frage vermag weder die Geschichte der Astronomie, noch die strengste Kritik glaubwürdiger und angemessener zu erwiedern, als Kopernik selbst; denn fast jeder Abschnitt seines Buches ist eine wahrheitsgetreue Geschichte und zugleich eine Beweisführung seiner Ansich-

ten und Gedanken. Mit jedem Schritte prüft Kopernik die Werke seiner Vorgänger, indem er sie entweder entwickelt, befestiget oder berichtiget, oder seine eigenen Gedanken an die Stelle jener setzt und sie erklärt. Er hat weder durch eine besondere Zueignung das Eigenthumsrecht seiner Entdeckungen sich vorbehalten, noch seinen Ruhm durch irgend eine Eitelkeit bemakelt. Dem Dienste der Wahrheit und Wissenschaft treu ergeben, war er allem kleinlichen Thun fremd; ja, um nicht mit seinen kühnen Lehren die bekämpften Geister zu verletzen, ist er sogar bemüht, seine Entdeckungen des Ansehens der Ursprünglichkeit zu entkleiden, und indem er alles aufzählt, was die Alten über die Bewegungen der Erde geschrieben haben, gewinnt es fast den Anschein, als ob er sich von seinen ursprünglichen Ideen lossagen wollte. Blickt man aber unbefangener und tiefer in das Gebäude seiner Lehren, so zeigt es sich bald, dass das Weltsistem Koperniks nicht — wie viele noch immer meinen — ein auf Forschungen des Alterthums fußendes Werk, sondern vollständig die freie Schöpfung seines eigenen Geistes ist. Zieht man in Betracht die großen Gedanken dieses Mannes und seine Entdeckungen über den Weltbau, so gewinnt man die Überzeugung, dass Hypparch, Philolaos, Apollonius und andere große Männer des Alterthums würdige Vorgänger, und Galilei, Keppler und Newton würdige Nachfolger Koperniks waren.

133. Serbisches Lied.

(Die südslavischen Völker sind reich an Liedern. Der Volkspoesie der Serben hat Talvj besondere Aufmerksamkeit gewidmet („Volkslieder der Serben"), nachdem früher schon (1815) der Serbe Wuk Stefanowitsch Karadschitsch die Lieder seines Volkes gesammelt hatte. Besonders groß ist die Zahl der serbischen Heldenlieder. Die Gesänge sind reimlos und werden mehr im singenden Tone rezitiert als eigentlich gesungen. Wir theilen einige Proben mit. Das folgende Lied hörte Wuk von einem Bauernmädchen.)

Du Quelle, so frisch und kalt,
du Röschen, so rosig roth,
warum bist du so zeitig erblühet?
Noch pflückt' ich keine von dir.
Wenn für die Mutter ich's pflückte!
Ich hab' keine Mutter, ich arme.
Wenn für die Schwester ich's pflückte!
Mit dem Gatten zog meine Schwester.
Wenn für den Bruder ich's pflückte!
In den Krieg ist der Bruder gegangen.
Wenn für den Lieben ich's pflückte!
Weit weg ist mein Liebchen gereiset,
über grüne Berge weit fort, weit fort,
über drei kalte Quellen an fernen Ort.

134. Tod des Königssohnes Marko.

(„Volkslieder der Serben“, übersetzt von Talvj. Der auch den österreichischen Serben nicht unbekannte, viel besungene Held Marko hatte seinen Sitz in Prilip, einer Stadt im serbischen Mazedonien. Die „Wila“ ist eine gespenstige Bergfrau, ein Elementargeist, zudringlich, schadenfroh und boshaft, Ärztin und Sängerin. Die Fantasie der Serben bevölkert mit diesen luftigen Wesen Felsen, Berge und Wälder. — Das Urwinagebirge ist unbekannt. Der Berg Athos ist auf der östlichen Landspitze Mazedoniens, Lemnos gegenüber. Auf ihm befinden sich viele Mönche. Inhalt und Ton dieses Liedes mahnen an das Ende des spanischen Cid.)

In der Frühe ritt der edle Marko
Sonntag morgens vor der lichten Sonne,
meerentlang, auf's Urwinagebirge.
Aber als er oben auf dem Berge,
fieng der Scharaz plötzlich an zu stolpern,
fieng zu stolpern an und an zu weinen.
Schwer auf's Herz fiel dieß dem Königssohne,
und er sprach zu seinem Rosse Scharaz:
»Ei, mein lieber Freund, mein treuer Scharaz,
sind es hundert doch und sechzig Jahre,
seit wir zweie als Gefährten leben,
und noch niemals bist du mir gestolpert!
Aber heute fängst du an zu stolpern,
fängst du an zu stolpern und zu weinen?
Weiß der Herr! Das deutet mir nichts Gutes!
Sicher gilt es hier um Eines Leben,
um das meine oder um das deine!«

Als nun Marko sprach auf diese Weise,
schrie vom Urwinagebirg die Wila,
redete zum Königssohne Marko:
»Bundesbruder, Kraljewitsche Marko!
Weißt du, Freund, warum dein Roſs gestolpert?
Wiss', um seinen Herren trauert Scharaz,
denn ihr werdet bald euch trennen müßen!«

Aber Marko sagte zu der Wila:
»Weiße Wila, soll der Hals dir weh thun!
Wie könnt' ich mich von dem Scharaz trennen,
der durch Land und Städte mich getragen,
weit vom Anfang bis zum Niedergange?
Gibt es doch kein besser Roſs auf Erden,
wie als ich kein beſſ'rer Held auf Erden!
Nicht, so lang' mein Haupt auf meinem Rumpfe,
denk' ich von dem Scharaz mich zu trennen!«

Ihm entgegnete die weiße Wila:
»Bundesbruder, Kraljewitsche Marko!
Nicht Gewalt wird Scharaz dir entreißen,
noch vermag, Freund Marko, dich zu töten
Heldenarm und nicht der scharfe Säbel,
nicht der Kolben, nicht die Kampfeslanze;
keinen Helden fürchte du auf Erden!
Aber sterben wirst du, armer Marko,
durch Gott selbst, den alten Richter.
So du nicht willst meinen Worten glauben,
reit' hinan zu des Gebirges Gipfel,
schaue von der Rechten zu der Linken:
Sehen wirst du dort zwei schlanke Tannen,
die des Waldes Bäum' all' überragen,
schön geschmückt sind sie mit grünen Blättern;
aber zwischen ihnen ist ein Brunnen,
dorten kehre rückwärts deinen Scharaz,
sitze ab und bind' ihn an die Tanne;
neige dich hinab auf's Brunnenwasser,
dass dein Antlitz du im Spiegel schauest,
siehest dorten, wann du sterben werdest!«

Da that Marko nach der Wila Worten.
Als er kam auf des Gebirges Gipfel,
schaut' er von der Rechten zu der Linken
und erblickte die zwei schlanken Tannen,
die des Waldes Bäum' all' überragten,
schön geschmückt mit reichen grünen Blättern.
Darauf kehrte er den Scharaz rückwärts,
saß dann ab und band ihn an die Tanne,
neigte sich hinab auf's Brunnenwasser,
sah' im Wasser spiegeln sich sein Antlitz,
und er sah jetzt, wann er sterben werde.

Tränen rollten aus des Helden Augen:
»Falsche Welt, du meine schöne Blume!
schön warst du, o kurzes Pilgerleben,
kurzes, nur dreihundertjährig Leben!
Zeit ist's nun, dass ich die Welt vertausche.«

Drauf zog er den schneidend scharfen Säbel,
zog heraus ihn, von dem Gürtel lösend;
schritt damit zu seinem Rosse Scharaz,
hieb dem Scharaz eines Streichs das Haupt ab,

dass er nicht in Türkenhände falle,
nicht den Türken Dienste leisten müße,
Wasser holen und die Kessel tragen.
Als er so das Haupt ihm abgehauen,
grub ein Grab er seinem Rosse Scharaz,
besser ihm als seinem Bruder Andres!
In vier Stücke brach er dann den Säbel,
dass er nicht in Türkenhände falle,
dass die Türken sich mit ihm nicht pralten,
ihnen sei von Marko er geblieben,
und darob die Christenheit ihm fluche.
Als den scharfen Säbel er zerbrochen,
brach in sieben Stücke er die Lanze,
warf die Stücke in die Tannenäste;
nahm nach diesem den gefurchten Kolben,
nahm den Kolben in die starke Rechte,
schleudert' ihn vom Urwinagebirge
weit hin in die blaue, dicke Meerflut
Zu dem Kolben aber sagte Marko:
»Wenn mein Kolben aus dem Meer zurückkehrt,
soll ein Held erstehen, der mir gleichet!«

Als er so zerstöret seine Waffen,
zog das Schreibzeug er aus seinem Gürtel,
aus der Tasche unbeschrieb'ne Blätter.
Einen Brief schrieb der priliper Marko:
»Wer da kommt auf's Urwinagebirge
zu dem kalten Brunnen bei den Tannen,
und daselbst den Helden Marko findet,
wisse hiermit, dass der Marko tot ist!
Drei gefüllte Beutel hat er bei sich,
angefüllt mit goldenen Dukaten;
einen Beutel geb' ich ihm, ihn segnend,
dass dafür er meinen Leib begrabe.
Mit dem zweiten schmücke er die Kirchen;
für die Lahmen, Blinden sei der dritte,
dass die Blinden in der Welt umherziehn,
mit Gesange Marko's Thaten feiernd.«

Als der Marko jetzt den Brief vollendet,
steckt' er ihn ins Laub der grünen Tanne,
wo man sie erblicken kann vom Heerweg;
warf das goldne Schreibzeug in den Brunnen,

zog den grünen Rock aus, auf dem Grase
aus ihn breitend unter einer Tanne,
macht' ein Kreuz, ließ auf den Rock sich nieder,
drückte tief ins Aug' die Zobelmütze,
legte sich, und er erstand nicht wieder.

Bei dem Brunnen lag der tote Marko,
Tag und Nacht, und eine ganze Woche.
Mancher kommt daher den breiten Heerweg,
siehet dort den Helden Marko liegen,
denkt bei sich ein jeder, dass er schlafe;
um ihn her geht er im weit'sten Umkreis,
fürchtet sich, dass er ihn nicht erwecke.

Von dem Glück begleitet ist das Unglück,
wie vom Unglück wird das Glück begleitet;
doch das Glück war's, das den Abt Basilius
jetzt daher vom Berge Athos führte,
von der weißen Chilindarerkirche,
im Geleit Isaja's, seines Schülers.
Als der Abt den Marko nun bemerkte,
winkt er mit der rechten Hand dem Schüler:
»Leise, Söhnchen, dass du ihn nicht weckest!
Übellaunig ist er beim Erwachen,
leicht könnt' er uns alle beide töten!«
Aber wie er also ihn betrachtet,
sieht den Brief er in den Tannenzweigen,
liest des Briefes Inhalt aus der Ferne,
der ihm sagt, der Marko sei gestorben.
Steigt das Mönchlein ab von seinem Pferde,
Rührt den Marko an mit seinen Händen;
aber längst gestorben schon ist Marko.

Tränen füllten da des Abtes Augen,
leid that ihm es um den Helden Marko.
Aus dem Gürtel nahm er ihm die Beutel,
und verwarte sie in seinem Gürtel.
Hin und her sinnt drauf der Abt Basilius,
wo den toten Marko er begrabe,
sinnt und sinnt, bis er das ein' ersonnen.
Auf sein Ross lädt er den toten Helden,
bringt hinunter ihn ans Meergestade,
schiffet ein sich nach dem Berge Athos,
landet an der Chilindarerkirche.

Drauf bracht' er ihn in die weiße Kirche,
las dem Marko, was gebührt den Toten,
Grabgesänge über seinem Leichnam.
Aber in der weißen Kirche Mitte
ließ der Greis des Helden Leib begraben,
setzte ihm kein Zeichen zum Gedächtnis,
dass, wenn sie des Marko's Grab erkennen,
nicht die Feinde Schadenfreude üben.

135. Erbschaftstheilung.

(„Volkslieder der Serben" von Talvj. — Die beiden Jakschitsche galten für Söhne Hunyads. Nur durch ein hohes Alterthum kann die Barbarei dieses sonst so schönen Stückes begriffen werden. Eigenthümlich poetische Züge sind: der echt weibliche Zug, die Versöhnung herbei zu führen; die Worte des Falken und ihre Wirkung; endlich der Umstand, dass gerade die Gegenstände des Streites zu Grunde gehen.)

Schalt der Mond und sprach zum Morgensterne:
»Morgenstern, wo bist du doch gewesen?
Sprich, wo hast du deine Zeit versäumet?
Deine Zeit versäumt drei weiße Tage?«
Und es sprach der Morgenstern entgegnend:
»Bin gewesen, hab' die Zeit versäumet
dorten über Belgrads weißer Feste,
anzuschau'n ein wunderbar Ereignis,
wie zwei Brüder sich ins Erbe theilten,
Jakschitsch Dmeter und Jakschitsch Bogdane.
Schön vertragen hatten sich die Brüder,
hatten wohl vertheilt des Vaters Erbe:
Dmeter nahm die Walachei als Antheil,
nahm die Walachei und ganze Moldau,
das Banat auch bis zum Donaustrome;
Bogdan nahm das ebene Land Sirmien,
und die flachen Landschaften der Sawa;
Serbien auch bis Uſhiza nahm Bogdan;
Dmeter nahm den untern Theil der Feste,
und den Turm Nebojſcha an der Donau;
Bogdan nahm den obern Theil der Feste,
und die Kirche Ruſhiza darinnen.
Um ein Kleines stritten sich die Brüder,
um ein Kleines — wär's doch was gewesen! —
Um ein schwarzes Roſs und einen Falken!
Dmeter will das Roſs als ält'rer Bruder,
will den Rappen und den grauen Falken.
Bogdan weigert ihm so Roſs als Falken.

Aber als der Morgen morgens anbrach,
schwang sich Dmeter auf den großen Rappen,
nahm mit sich den grauen Edelfalken,
will im Waldgebirge jagen gehen.
Und er ruft die Gattin Angelia:
»Angelia, meine treue Gattin!
Töte mir mit Gift den Bruder Bogdan!
Aber willst du ihn mir nicht vergiften,
harre meiner nicht im weißen Hofe!«

Als die Gattin dieses Wort vernommen,
saß sie nieder, sorgenvoll und traurig!
Bei sich selber denkt und spricht sie also:
»Was beginn' ich armer, grauer Kukuk?
Wenn den Schwager ich mit Gifte töte,
große Sünde wär' es vor dem Herren,
vor den Leuten wär' mir's Schimpf und Schande!
Klein und Groß würd' auf mich sehn und sagen:
Seht ihr das unsel'ge Weib dort gehen,
das den eignen Schwager hat vergiftet?
Aber wenn ich Bogdan nicht vergifte,
kehrt der Gatte nimmer mir zurücke!«
Alles so bedenkend denkt sie eins aus:
In das Erdgeschoss geht sie hinunter,
holet den geweihten Segensbecher,
den, aus reinem Golde schön geschmiedet,
bei der Hochzeit ihr der Vater schenkte.
Voll des goldnen Weins gießt sie den Becher!
Trägt ihn hin zu ihrem Schwager Bogdan,
küsst demüthiglich ihm Saum und Hände,
tief sich vor ihm bis zur Erde beugend.

»Diesen Becher weih' ich dir, mein Schwager!
Diesen Becher und den goldnen Wein drin!
Schenke du dafür mir Ross und Falken!«
Und gerührt erhörte sie der Schwager,
gab ihr willig beides, Ross und Falken.

Während des den ganzen Tag im Walde
jagte Dmeter, konnte nichts erjagen.
Gegen Abend führte ihn der Zufall
in dem Wald zu einem grünen See hin,
darauf eine goldbeschwingte Ánte.
Dmeter ließ den grauen Falken fliegen,

daſs die goldbeſchwingte Änt' er fange;
aber eh' er ſie noch konnt' erſchauen,
hielt ſie ſchon gefaſſt den grauen Falken,
an dem Leib den Flügel ihm zerbrechend.
Als Demeter Jakſchitſch dieß erblickte,
eilig warf er von ſich ſeine Kleider,
und ſich in den ſtillen Waldſee ſtürzend
nahm er aus dem Waſſer ſeinen Falken,
und befragt' ihn mitleidsvollen Sinnes:
»Wie iſt dir zu Muth, mein treuer Falke?
Sprich, wie iſt dir ohne deinen Flügel?«

Ziſchend ſprach der Falke, ihm entgegnend:
»So iſt mir zu Muth ohn' meinen Flügel,
als wie einem Bruder ohne Bruder!«
Da durchfährt den Dmeter der Gedanke,
daſs die Frau den Bruder ihm vergifte;
und ſich auf den mächt'gen Rappen ſchwingend
jagt zurück er nach der Feſte Belgrad,
daſs den Bruder er noch lebend finde.

Als er kam nach der tſchekmeker Brücke,
ſpornt' er ſo hinüber ſeinen Rappen,
daſs er ungeſtümen Laufes durchbrach,
und zerſchmettert ihm die Füße lagen.
Wie Demeter ſich in dieſer Noth ſah,
nahm er von dem Roſſe ſchnell den Sattel,
hieng ihn über'n Kolben auf den Rücken,
fort nur eilend nach der Feſte Belgrad.
Angelangt rief er ſogleich die Gattin!
»Angelia, meine treue Gattin!
Haſt mir doch den Bruder nicht vergiftet?«
Aber ihm entgegnet Angelia:
»Nicht vergiftet hab' ich dir den Bruder,
ausgeſöhnet hab' ich dich mit Bogdan.«

Neunter Abschnitt.

Aus der ungerischen Litteratur.

136. Übersicht bis zur neuern Zeit.

Die Ungern sind aus Asien eingewandert. Die Hauptadern des Landes, Donau und Theiß, sind zugleich die natürlichen Eingangs- und Ausgangspforten. Durch jene Pforte, die über niedere Bergjoche in die oberste Theißebene führt, kamen die Ungern wie vor ihnen die Hunnen und andere Wandervölker in das weite Kesselland. Durch die Pforte bei Presburg, wo die Donau zwischen dem Westrande des Karpathenbogens und den nordöstlichen Ausläufern der Alpen in das Land tritt, kam Ungarn mit deutschen Völkern in Berührung. Von dieser Seite kam den Ungern das Christenthum und die Zivilisazion.

In den Gesichtskreis der Geschichte treten sie erst im fünften Jahrhunderte, wo sie als Utiguren oder Uguren ihre Sitze bis an den Don erstrecken, jedoch von mächtigeren Stammverwandten, den Chazaren, später den Bessen (Petschenegen) allmählich westlich gedrängt, am Ende des 9. Jahrhunderts unter ihrem Großfürsten Arpad das Land zwischen den Karpathen und der Drau und Save, dem Kahlenberge und den walachischen Alpen einnehmen.

Die Ungern, oder wie sie sich selbst nennen, Magyaren, sind und waren stets das westlichste, Finnen und Türken verbindende, Glied der großen mittelasiatischen Völkerklasse, beiden in Sprache innig verwandt, zugleich in der Sprache Spuren urzeitlicher langer Berührungen mit Völkern der indogermanischen Familie bewarend.

Die Ungern glaubten vor der Annahme des Christenthums im zehnten Jahrhunderte an einen Gott, den sie Ischten nannten, den sie sich als das verkörperte Prinzip der höchsten Güte, als den Schöpfer des Himmels und der Erde dachten, der die Guten belohne und oft mit

Wunderkräften begabe, die Bösen strafe, der im Zorne donnere, und seine Pfeile im Blitz herabsende, welcher Herr des Lebens und des Todes, und ihr besonderer Beschützer sei. Dieser gute Gott findet seinen Gegensatz im bösen Prinzip, Ördög. Die ganze Natur dachten sie sich mit guten und bösen Geistern belebt. Verehrung widmeten sie aber bloß den vier Elementen — in denen sie die Gottheit vergegenwärtigt dachten — in Hymnen, Gebeten und Opfern, die aus Thieren, besonders Pferden, und aus Früchten bestanden. Sie hatten eine vielgegliederte Priesterschaft, in deren Reihe es Oberpriester (Taltos), Richter (Kádár, Rabonbán), Wahrsager gab, an die sich auch noch Priesterinnen und Wahrsagerinnen anschlossen. Der Gottesdienst wurde in Wäldern, Hainen, auf Berghöhen, an Seen und Flüssen geübt, wo sie Altäre bauten und selbe mit Steinbildern (bálvány) zierten. Bei großen Festen folgten den Opfern jene Male (áldomás), wo das Volk das geopferte Thier verzehrte. Zu den Ceremonien des Gottesdienstes gehörten noch das Trankopfer (die Libation), das Niederwerfen, Tanz und Musik. Unter die besonderen Feste gehörten die der vier Zeitwenden. Eigene religiöse Ceremonien begleiteten noch den Eid, die Vermählung, Geburt, das Begräbnis und die Sterbtage geliebter Verblichener. Trauergesänge ertönten, am Grabe wurden menschliche und Thieropfer geschlachtet, Turniere, Totentänze und Totenmahle (tor) veranstaltet. Der Verstorbene wurde gewöhnlich verbrannt, die Asche samt Gebeinen zumeist an Flusses- oder Bachesufern in Gräber gethan, auf welchen Hügel, manchmal mit Steingebilden geschmückt, auch tempelartige Bauten aufgeführt wurden. Sie glaubten an die Unsterblichkeit der Seele, und dass jene, die sie im Kampfe töten, ihnen in jener Welt dienstbar sein werden, wo sie die irdischen Glückseligkeiten gesteigert und unvergänglich genießen, auf Gestirnen fahren, ihre Kämpfe fortsetzen u. s. w. Ihre Schrift, die sich bei den Seklern noch bis ins 13. Jahrhundert erhielt, stieg von oben herab, nach Art der mongolischen.

Die alten Ungern hatten Lieder jeder Art; am wichtigsten war aber ihre Sagenpoesie, welche die historischen Erinnerungen des Volkes bis in spätere Jahrhunderte aufbewarte. Drei große Sagenkreise umfassen dieselben: die Hunnensage, die altungrische Heldensage, welche den Einzug in das Ungarland enthält, und in die mythische Almossage und die historische Arpadsage zerfällt; endlich die Sagen von den europäischen Heerzügen im 10. Jahrhunderte. Von dieser einst reichen Sagenwelt leben kaum noch einige blasse Erinnerungen im Volke; vieles davon haben

aber die ältesten Chroniken aufbewart, und dadurch die gleich- oder nahe-gleichzeitigen Aufzeichnungen ausländischer Chronisten theils berichtigt oder bestätigt, theils wesentlich ergänzt.

Nachdem der Großfürst Geysa (Viktor) in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts dem Christenthum Eingang verschafft, und sein Sohn Stefan I. dasselbe zur Staatsreligion erhoben hatte, entstand zugleich eine christliche Litteratur, welche sich Anfangs auf die nöthigsten Religionsschriften beschränkte, bald aber durch Legenden, Hymnen, Bibelwerke, Klosterschriften und Homilien bereicherte.

Die Volksdichtung, und zwar die historische, dauerte neben dem neu eingebürgerten christlichen Liede und der Legende harmlos fort. Lange feierte sie die alten Thaten und die alten Helden, und lieferte den Chronisten noch bis ins 14. Jahrhundert Sagen aus der Zeit der Eroberung des Landes; nahm aber auch die bedeutendsten Ereignisse der Gegenwart in sich auf, wie dieß bis ins 14. Jahrhundert reichende gleichzeitige Zeugnisse erhärten. Außerdem bereicherte sie sich aus den großen Sagenkreisen des europäischen Mittelalters, nazionalisierte manches, oder vermengte es mit eigenen romantischen Stoffen, wie dieß selbst mit der ungerischen Ursage des Toldi geschah. Die Pfleger, Aufbewarer und Verbreiter derselben waren eigene fahrende Sänger (hegedős), welche die Geschichte vom 11. bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts kennt, und welche an Adelhöfen, auf den Burgen der Ritter, ja selbst bei Hof beliebt und gut gehalten waren. Einen andern Zweig der ungerischen Volksdichtung im Mittelalter bildeten die Mysterien, deren Erwähnung bis ins 13. Jahrhundert zurückreicht.

Die religiösen Bewegungen des 16. Jahrhunderts brachten eine gelehrte, insbesondere theologische Litteratur hervor. Die Sprache, viel mit lateinischen Wörtern gemengt, verlor ihre alte Kraft und Eigenthümlichkeit. In der Lyrik zeichnete sich allein der Freiherr Balassa aus, im 17. Jahrhundert Graf Niklas Zrínyi. Das Religiöse und Lehrhafte war vorwaltend. Das Epos entstund erst in der Mitte des 17. Jahrhunderts. Nikolaus Graf Zrínyi schuf nämlich das erste regelmäßige Kunstepos: Szigets Fall, in welchem er die Kämpfer besingt, die für das Christenthum mit den »heidnischen« Türken fochten. Sowohl durch die Ausführung der Idee und die Anordnung und dichterische freie Gestaltung des Stoffes, als durch die Charakterzeichnung, das Ausmalen der Begebenheiten, vorzüglich aber durch das Wunderbare, das er mit Geschick und

Maß anzuwenden versteht, endlich durch die ruhige würdevolle Erzählung schwang er sich zu echt epischer Höhe hinauf. Von den wenigen Bruchstücken, die wir in deutscher Übersetzung besitzen, möge in des Grafen Franz Teleki Bearbeitung eine Episode folgen.

137. Das treue und muthige Weib Veits.

(Aus Szigets Fall (XIII. Gesang), von Nikolaus Zrinyi (Srinji), Urenkel des Helden von Sziget. Geb. 1616, 1647 Ban von Kroazien, Sieger über die Türken (1651 und 1663), starb 1664. Ungarns erster bedeutender Epiker.)

1. Des Menschen Schicksal lenket Gott; sein Ziel
hat er gesteckt, bestimmt des Laufes Bahn;
die Hoffnung sie zu überschreiten, wäre Wahn;
doch thöricht auch das bangende Gefühl
noch vor erreichtem Ziel zu enden. In wie viel
Gefahr erhielt der Schutzgeist unsern Ban!
Doch unabwendbar wird die Stund' erscheinen,
wo ihn der Heldentod entreißt den Seinen.

2. Auch Veit hat mit den Türken oft gestritten,
doch hat er Schaden nie dabei erlitten.
Wohl mähte rings um ihn der Tod gar viele nieder,
nur ihn vermied er, oder fand ihn nicht.
Nun geht er zwischen tausend Türken wieder
umher, und ihrer viele kannten ihn:
Gott aber trübt' ihr Augenlicht,
so dass ein Fremdling allen er erschien.

3. Doch seine Scheidestunde wird auch schlagen,
und weiter spinnet er sein Leben nicht;
drum mag er jetzt noch ohne Furcht es wagen
im Türkenlager keck zu gehn; sein Lebenslicht
löscht keiner bis dahin. — Doch laßt euch sagen:
Veit hatt' ein gutes Weib, — ich übe Pflicht
der Wahrheit, nenn' ich sie die schönste aller Frauen;
doch sich'rer konnt' ihr Mann auf ihre Treue bauen.

4 Sie war ein Türkenkind, das Veit mit Macht
entführt aus einer Burg nach heißer Schlacht.
Als Türkin man sie Huissen nannte,
und Barbara jetzt, seit Christum sie bekannte.
Des theuren Gatten harrt sie kummervoll,
die Kleider näßte sie mit Tränen,

und weiß nicht, ob sie lebend noch ihn wähnen,
ob seinen tapfern Fall sie schon beklagen soll.

5. Doch kriegerischer Muth beseelt ihr Herz,
nicht länger jammert sie in Klagetönen;
zu ihrem Gatten zieht sie heißes Sehnen.
Sie schmiegt den zarten Leib in rauhes Erz,
hängt an die Seite ihres Mannes Schwert;
und Kopf und Haar in einen Schleier hüllend,
die Hand mit einem Wurfsper noch sich füllend,
schwingt eilig sie sich auf ein gutes Pferd.

6. Ins Lager eilt sie nun im Türkenkleide,
spricht türkisch dort, was sie von Kindheit an wohl kannte,
durchstreift es nach der Länge und der Breite,
in jedem Winkel späht sie nach dem tapfern Mann.
Gelangend in des Lagers andere Seite,
trifft sie da einen ries'gen Mohren an,
in dessen Laune sich sein Pferd nicht füget,
weil es des Körpers Last fast unterlieget.

7. Das kluge Weib bemerket seine Eile,
denkt: nützen könnt's, wohin er geh, zu fragen;
und sanft spricht sie den Mohren an: Verweile!
Welch' Botschaft hast du, und wohin zu tragen?
»O wolle nicht mit Neugier jetzt mich plagen,
wenn meine Kunde schnell dem Kaiser ich mittheile,
ist mir für immer Herrenloß beschieden;
drum bitt ich dich, laß mich hinziehn in Frieden.«

8. »Vertraue mir's, versetzt die Frau, es reut
dich sicher nicht, verschafft dir keine Rüge.«
und leise sagt der Mohr, dass gar nicht weit
im türk'schen Kleide Veit fest schlafend liege.
Der Heide nennt ihr kaum den Namen Veit,
schnell ändern sich des schönen Weibes Züge;
und angstvoll, Kunde mög' der Mohr nach Hofe bringen,
sprengt sie ihm nach, erreicht ihn mit drei Sprüngen.

9. Weit aus dem Sattel wirft ihn ihr Geschoss,
schnell ist der Kopf ihm abgeschlagen,
Und wieder schwingt sie sich auf's gute Ross;
doch viele Türken hinter ihr schon jagen,
und ein Geschrei entstand, gar wild und groß.

Nicht weiter kann das treue Pferd die Herrin tragen,
ein heft'ger Stoß von einer groben Hand
wirft sie vom Pferde in den weichen Sand.

10. Gleich ward sie ausgefragt, von tausenden umgeben,
woher sie sei? warum sie nahm des Mohren Leben?
Was soll die Arme thun? ihr fehlt die Sprache:
sie komm' aus Alkair, gab sie endlich vor,
dort habe ihren Bruder einst der Mohr
gemordet, und bis heut sei er der Rache
entgangen. Schnell hat sie Vertheidiger gefunden,
da ihre Schönheit alle überwunden.

11. Der gibt ihr recht, der will zum Richterstuhl
sie ziehn. Veit war nicht fern von dem Gewimmel,
schwingt schnell sich auf den guten Karabul,
und reitet hin ins lärmende Getümmel,
und wie er naht, muß er die Gattin sehn,
sein Ohr vernimmt der Armen Klagetön,
es drohet Gram das Herz ihm zu verzehren,
doch läßt von weitem schon das Klagewort er hören:

12. »Soldaten, steht! das ist mein Sklave,
er stahl einst Pferd und Waffen mir,
ich schlich ihm nach im ganzen Lager schier;
in meine Hand gebt ihn, dass ich ihn strafe.«
Inzwischen kam ein Kadi hin, der spricht:
»Das müssen erst Beweise lehren,
er steh' vor dem entscheidenden Gericht,
dieß wird das deine dir nicht wehren.«

13. Doch Veit von Gram und Zorn entglüht, schreit laut.
»Ihr Heidenhunde! wisst, dass mir das nicht genüget,
Recht und Gerechtigkeit in meinem Säbel lieget.«
Mit diesem Wort er in des Malkuch Rücken haut,
Abel und Ismael nimmt er das Leben,
gespalten auf den Schultern hängt des Kadi Haupt,
Abaza's Seel' muß durch die offne Brust entschweben,
auf ewig ruht Jankul, des Lichtes schnell beraubt.

14. Noch hielt Ejüz das tapfre Weib,
doch Veit haut ihm entzwei den Leib,
fasst die theure, hat sie schon aufs Pferd genommen,
und sucht nun eilig durchs Gewühl zu kommen.

Wie man am Boden nicht die Spur des Vogels sieht,
wie zischend sich der Pfeil dem Auge schnell entzieht,
so Karabul — der könnte über's Meer hingehen,
man würd' an seinem Huf kein Tröpflein Wasser sehen.

15. Als nun die Türken sehn das schöne Pfand
auf schnellem Rosse fort nach Sziget hingetragen,
wird Veit erkannt. Die schnellsten Renner nach ihm jagen,
doch wie ein leichter Nebel er verschwand.
Gar freudiglich nahm Zrínyi auf den Helden
in Sziget, denn schon wähnt er längst ihn tot.
Und was den Blicken Veits im Lager dar sich bot,
beginnt er treulich seinem Herrn zu melden.

138. Neueste Zeit.

In Zrínyi's Fußstapfen traten Ladislaus Liszti, welcher die Schlacht bei Mohács (Mohaatsch), und Stefan Gyöngyösi, welcher die Eroberung Murány's und Kemény's Fall besang. Der Lyrik gab in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts Faludi erst eine Kunstform. Gleichzeitig wurde das Drama von talentvollen Jesuiten angebaut. Zur Zeit der großen Maria Theresia nahm die Litteratur ihren Ausgangspunkt aus der ungerischen adelichen Leibgarde. Diese gebildeten jungen Männer, bekannt geworden mit der, damals ganz Europa beherrschenden, französischen Litteratur, gaben einen mächtigen Anstoß zur Wiederbelebung der ungerischen Dichtung durch ihre im französischen Geiste und Formwesen gehaltenen Originalarbeiten und Übertragungen; besonders that sich Bessenyei im Drama und der Lehrpoesie, Anyos in der Elegie und Epistel, Báróczy in der schönen Prosa hervor, die eigentlich er geschaffen, Péczeli in der Fabel und in Übersetzungen, der Graf Adam Teleki mit Corneille's Cid u. s. w. Andere (wie Baróti, Révai, Berzsenyi, Kazinczy) verlegten sich auf lateinische Klassiker, deren Versmaße sie nachahmten.

Mein Antheil.

(Von Daniel Berzsenyi (Berschenji), geb. 1776, Gutsbesitzer, starb 1836. Er war ein Freund der Gymnastik; trefflicher Odendichter. Die folgende Ode übersetzt vom Grafen Joh. Mailáth.)

Ich steh' am Ufer, ziehe ein die Segel,
habe der Winde Stürme kühn bestanden,
Wirbel, Gefahren, viele tausend haben
hart mich bedränget.

Jetzt ist der Friede mein, ich bind' das Schiff an,
keinerlei Zauberbilder werden's lösen,
nimm ihn auf du abgeschied'ner Ort, den
feurigen Jüngling.

Werfe das Schicksal mich, wie's ihm gefällig,
trübe nur herber Mangel mir den Muth nicht;
überall schau' ich glücklich und zufrieden
auf zu dem Himmel.

Bleibe nur du mir, liebliche Kamöne, *)
überall beutst du Segen meinem Leben;
ödeste Gegend wird zum Garten, singst du
zärtliche Lieder.

Jagt mich nach Grönlands ew'gem Schnee das Schicksal,
wendet es mich zum glüh'nden Sand der Mohren,
schützt mich, o Muse! dort dein warmer Busen,
kühlt mich dein Hauch hier.

139. Der Zigeuner Stolz.

(Von Franz Kazinczy (Kasinzi), 1759—1831; nach vielen Seiten hin thätig wie Herder. Das Folgende übersetzt vom Grafen Johann Mailáth.)

Das geniale Volk! im Staub wohnt's, müht sich beim Amboss,
schindet und bettelt und stielt, tauschet, verkaufet sein Ross;
eine Schwäche nur hat's: den Herrn spielt's gerne, ist glücklich,
wenn ein getragenes Kleid, reich einst, die Schulter ihm deckt.

140. Einwirkung der deutschen Litteratur.

Gegen das Ende des vergangenen Jahrhunderts gewann auch die deutsche Litteratur durch Übertragung von Romanen und noch mehr von Schauspielen den überwiegendsten Einfluss; und dieser machte sich hauptsächlich in der sogenannten neuen Schule geltend, deren Blütezeit jedoch schon in den Verlauf des gegenwärtigen Jahrhunderts fällt. Dieser Blüte giengen im letzten Zehend des vorigen Jahrhundertes bedeutende Bestrebungen in dieser Richtung voran: Klopstock, Schiller, die deutschen Liederdichter wurden durch Übersetzungen und Nachbildungen eingeführt.

---

*) Die römischen Camēnae waren gleich den griechischen Musen. Kamöne heißt: die Singende, hier vornehmlich die Poesie. Vergl. Horatii epist. I., 1.

Diese Reform ist für die künstlerische Ausbildung des ungerischen Verses wesentlich geworden. Zwei Erscheinungen machten sich bemerkbar: Csokonai und Alexander Kisfaludy, deren erster sämtliche bezeichnete Richtungen in sich aufnehmend, allesamt glücklich vertrat, und in der Ode, dem Lied, dem Lehrgedicht und dem komischen Epos fördernd und mächtig anregend wirkte; der zweite aber, seit Zrínyi das an Gefühl und Fantasie reichste poetische Talent, verlieh dem eigenthümlich ungerischen Wesen den edelsten Ausdruck.

Mittlerweile erschien Kazinczy (geb. 1759, gest. 1831) wieder auf litterarischem Felde, und gründete die »neue Schule«. Die Erfolge aller in den letzten dreißig Jahren parallel laufenden Bestrebungen als Thatsachen erkennend, alle Formen der alten und neuen Litteratur als gleichberechtigt der Poesie zuwendend, die Sprache durch glückliche Neuerungen aus eigenem Schatze bereichernd — indem Veraltetes und nach den Gesetzen der Sprache neu Geschaffenes in Anwendung gebracht wurde — eine bedeutende Zahl verschiedenartigster klassischer Werke der neuen Litteratur durch künstlerische Übersetzungen der ungerischen zuführend, und durch treues Wiedergeben derselben nach Charakter und Ton, der Sprache eine Manigfaltigkeit verleihend, wie sie nur die deutsche besitzt: wurde Kazinczy der Gründer einer zu allen Formen des Ausdruckes befähigten Sprache, und eines bis auf die neueste Zeit sich erstreckenden poetischen Zeitalters.

Diese dreißig Jahre waren reich an Erzeugnissen jeder Art. Die lehrhafte Richtung, welche übrigens so ziemlich in den Hintergrund trat, wurde hauptsächlich von Johann Kis vertreten, der zugleich durch zahlreiche Übersetzungen aus allen neuen Litteraturen eine nähere Kenntnis derselben glücklich vermittelte. Die Lyrik entfaltete sich, nach deutschen Vorbildern, reich in allen Formen. Die bedeutendsten Lyriker sind: Kölcsey (Költschei), an Tiefe, Lieblichkeit und musikalischem Wohlklage; Bajza an Innigkeit und vollendetem Bau der lyrischen Gedanken — übrigens beide durch das Studium Göthe's ausgebildet; ferner Vörösmarty (Wöröschmarti, geb. 1800), der größte von allen, an Stärke der Empfindungen, durch schöpferische Fantasie und durch eigenthümliche Behandlung der Sprache hervorragend.

Die populäre Richtung in der Lyrik schlugen Karl Kisfaludy und Alexander Petöfi ein.

141. Heimweh.

(Von Karl Kisfaludy (Kischfaludi), geb. 1790 im Raaber Kom., starb 1830. Hauptsächlich dramatischer Dichter. Das folgende Lied übersetzt von Steinacker.)

1. Meiner Heimat schöne Auen,
werd' ich je euch wieder schauen?
Wo ich wandle, wo ich steh',
immer nur nach euch ich seh'.

2. Jedes Wölkchen, jedes Wehen,
jeden Vogel in den Höhen
frag' ich traulich allzumal:
Grünt denn noch mein Heimatthal?

3. Doch ich bleib', trotz allen Fragen,
stets allein mit meinen Klagen,
muß verwais't im Leben steh'n,
wie das Gras auf Felsenhöh'n.

4. Trautes Haus, das mich geboren,
hab' von dir mich weit verloren,
gleich des Herbstes welkem Blatt,
das der Sturm verwehet hat.

142. Das erfrorne Kind.

(Vom Freiherrn Josef Eötvös (Eötwösch), geb. 1813 zu Ofen; eine Zeit lang im Staatsdienste, ein Lyriker mit deutscher Tiefe. Das Folg. übersetzt von Steinacker.)

1.
Wer schwankt noch bei so später Rast
im Kirchhof dort umher?
Schon tönt die Glocke Mitternacht,
nichts rührt und regt sich mehr.

2.
Das ist ein armes Waisenkind,
voll herber Seelenpein,
denn ach! die's einst so treu geliebt,
die schlief für immer ein.

3.
Am Grab' der Mutter sitzt's und schluchzt,
an Trost und Hoffnung leer:
»O liebes süßes Mütterlein,
wie schlägt mein Herz so schwer!«

4.
»Seit dem sie dich hier eingesenkt,
ist auch dein Kind betrübt;
nun lebt ja doch im Dorf kein Mensch,
der einen Kuss ihm gibt.«

5.
»Und keiner, der da spräche: »Kind,
wie bist du mir so wert!«
Öd' ist das Haus, die Stube kalt,
kein Feuer wärmt den Herd.«

6.
»Könnt' neben dir im Grab' ich ruh'n,
geschützt vor Sturm und Wind!
Mir ist der Winter gar zu kalt,
ich armes, armes Kind!«

7.
So seufzt der Kleine, weint und klagt,
wild sauf't der kalte Nord,
und in des Sturmes wilder Jagd
verhallt des Knaben Wort.

8.
Ihn friert und schauert. Eisig starrt
die Thrän' im Angesicht,
voll Grauen blickt sein Aug' umher,
doch Grabesstill' umflicht

Nr. 142. Man bemerke die unreinen Reime in der 1. Strofe, auch in der 7. Strofe: klagt—Jagd. Die syntaktische Verbindung der 8. und 9. Strofe ist sonst selten.

9.
Die Totenhügel. Alles schweigt
in schauerlicher Ruh',
der Sturm nur pfeift durch Zweig und Ast,
und knisternd schneit's dazu.

10.
Das Kind will auf — ihm fehlt die Kraft,
es taumelt bleich zurück
auf's theure Grab; es seufzt und schließt
im Schlaf den müden Blick.

11.
Und sieh', nun ist dem Kinde wohl,
nun fühlt sich's frei und leicht,
ihm winkt im Schlaf ein treuer Freund,
und jeder Kummer weicht.

12.
Die bleichen Lippen lächeln mild,
noch einmal pocht das Herz;
dort schläft das Kind in süßer Ruh',
gestorben ist sein Schmerz! —

143. Kunstepos und Prosalitteratur.

Eötvös, Vörösmarty, Kisfaludy und Kölcsey (Költschei) haben die Ballade und Romanze in die ungerische Dichtung eingeführt. Außerdem ward in neuerer Zeit das Kunstepos bearbeitet. Zwei große Epen, beide die Eroberung Ungarns durch Arpad besingend, von Andreas Horvát und Vörösmarty, bilden den Schwerpunkt des neuen Kunstepos. Um diese schart sich eine Anzahl kleinerer epischer Dichtungen, bald antiker, bald mehr romantischer Art, theilweise von den genannten Dichtern.

Das Epos löste der Roman ab, der in den beiden letzten Jahrzehenden von mehr oder minder begabten Dichtern reich angebaut wurde. Bleibendes jedoch haben nur geleistet die Freiherren Jósika und Eötvös, dessen »Dorfnotar« von Josef Mailáth trefflich ins deutsche übersetzt ist. In den letzten zehn Jahren ist der französische Geschmack im Roman herrschend geworden. Dieselbe schädliche Richtung hat auch, trotz Karl Kisfaludy's glücklichem Vorgange im historischen Schauspiele und dem Lustspiele, das Drama eingeschlagen.

Eine wissenschaftliche ungerische Litteratur begann gleichzeitig mit der Wiedergeburt der poetischen in den siebenziger Jahren; doch ward sie nur sehr dürftig getrieben; Unterrichts-, Amts- und diplomatische Sprache des Landes war damals die lateinische. Die Sprachwissenschaft ward durch Révai, die etymologische Lexikographie durch Kreznecics begründet. In allen Richtungen entstand eine regere Thätigkeit seit 1831 durch die neu errichtete ungerische Akademie, die sich hauptsächlich mit Herausgabe alter Sprachdenkmäler, eines großen akademischen Wörterbuches und anderer Werke beschäftigt.

144. Vergänglichkeit alles Irdischen.

(Vom Freiherrn Josef von Eötvös.)

So blühend ist keine Stelle der Erde, dass wir nicht an die Vergänglichkeit alles Irdischen erinnert würden. Wie uns im Frühling, wenn sich alles neu entfaltet und jeder Ast mit frischen Blättern und Blüten geschmückt dasteht, manche vertrocknete Pflanze und manches dürre Blatt an die vergangene Blütezeit früherer Jahre erinnern, so tritt uns in Epochen allseitigen Fortschritts die Geschichte mit ihren Erinnerungen entgegen. In fast verlassenen Gegenden, in den Wüsten Asiens und Afrikas, ja in den Urwäldern der neuen Welt haben sich Spuren alter Gesittung erhalten. Hohe Säulenreihen, die über die Sandwogen hervorragen, die Trümmer von Palästen, die jetzt kaum dem einsamen Hirten und seiner kleinen Herde genug Schatten geben, die Reste großer Wälle und Straßen, die der Kraft der alles umgestaltenden Natur durch Jahrtausende getrotzt, Gräber, diese sicherste oft einzige Spur, die das menschliche Dasein auf Erden zurückließ, Tempel, deren Gottheiten uns längst nicht mehr bekannt sind, und die uns in ihren Ruinen nur daran erinnern, dass der Mensch überall und zu allen Zeiten seine Blicke nach oben gerichtet, die Riesenstädte, welche man in längst verödeten Gegenden aufgefunden, und wo man die Schriftzeichen, mit welchen die Wände bedeckt sind, noch umsonst zu deuten versucht: all dieses verkündet uns dieselbe ernste Lehre, dass nichts so groß und herrlich sei, was nicht endlich, wenn seine Zeit gekommen, untergehen müßte, und dass jede Gesittung, so hoch sie auch jenen schien, die sich ihrer erfreuten, immer nur als ein Übergangspunkt zu einer noch höheren Entwicklung gedient habe. Denn die Geschichte, die uns die Vergänglichkeit alles dessen zeigt, was Menschen und Völker schaffen, beweist uns zugleich, dass die Ursache dieser Vergänglichkeit in dem ewigen Gesetze des Fortschrittes zu suchen sei, gemäß welchem wir jede Richtung nur so lange befolgen können, als die weitere Entwicklung in dieser Richtung möglich ist.

Zehnter Abschnitt.

Aus den Litteraturen der romanischen Völker.

(Italien, Spanien, Frankreich. Nr. 106.)

145. Italienische Litteratur.

Bald nach Beendigung der Kreuzzüge begann in Italien der Eifer für Kunst und Wissenschaft; Meerfahrt, Handel und Reichthum regten die Talente auf. Bologna war 1200 die erste Rechtsschule in Europa, Salerno die berühmteste Schule der Arzneikunde. Zu der Zeit als das habsburgische Kaiserhaus in Österreich gegründet wurde, bildete der italienische Dichter **Dante** Alighieri, 1265 in Florenz geboren, seine vaterländische Sprache aus. Seine Hauptdichtung ist die »göttliche Komödie«, in welcher Dante eine große Wanderung durch Hölle, Fegfeuer und Himmel unternimmt. *) Das Verständnis dieses großen auf christlichem Grunde ruhenden Gedichtes wird erschwert durch die häufigen Allegorien, Anspielungen auf Ereignisse und Ansichten der Zeit, durch tiefsinnige Aussprüche und anderes. Übersetzungen haben wir von Streckfuß, Kannegießer, Philalethes (Prinz Johann von Sachsen) und Kopisch.

Der erste Lyriker Italiens ist Petrarca, geboren zu Arezzo 1304 Seine Lieder und Sonette sind großentheils der Verherrlichung einer von ihm bewunderten Frau, Laura, gewidmet. Fast zu gleicher Zeit bildete Boccaccio (Bokkáttscho) die erzählende Prosa, insbesondere die Novelle aus. Ludwig Ariost wandte sich um 1500 der romantischen Dichtung zu; der »rasende Roland« ist sein Hauptwerk. Von einer ernstern Seite wurde das Ritterthum aufgefasst von **Torquato Tasso**, der wieder die Bahn des christlichen Glaubens betrat. Tasso, im Jahre 1544 zu Sorrento bei Neapel geboren, lebte an dem glänzenden Hofe zu Ferrara. Die beständigen äußern Angriffe und inneren Grübeleien und Kämpfe brachten sein weiches, krankhaft empfindliches Gemüth endlich zum Wahnsinn. Tasso's

*) „Kömödie" nannte der Dichter, was schreckbar beginnt und lieblich und glücklich endet. Das Gedicht ist, wie Rückerts „Edelstein und Perle", in dreizeiligen Strofen oder Terzinen geschrieben.

Hauptwerk »das befreite Jerusalem« ist die Frucht eines mühsamen Studiums aller Regeln der Dichtkunst und der Erfordernisse zu einem Rittergedicht. Er besingt darin die Geschichte des ersten Kreuzzuges, in die er nach dem Muster des Virgil und Homer wunderbare Abenteuer und Kämpfe einwebt. Tasso war mehr Lyriker als Epiker; sein trauriges Geschick ist am gelungensten von Göthe dargestellt in dem herrlichen Drama »Torquato Tasso.« Übersetzungen des »befreiten Jerusalems« haben wir von Gries und Streckfuß. *) Von den neuern Dichtern nennen wir nur Alexander Manzoni (1784 zu Mailand geboren), welcher religiöse Lieder dichtete, Trauerspiele und Romane (»die Verlobten«) schrieb. **)

146. Die Kunst in Italien.

Auch im Gebiete der Kunst nahm Italien eine hervorragende Stellung ein. Herrliche Kirchen, Paläste und andere Bauten geben Zeugnis von dem Kunstsinne der Italiener. Baukunst, Malerei und Musik entfalteten namentlich unter Lorenz von Medici (in Florenz 1480) ihre schönste Blüte. Die Mediceer und mehrere Päpste machten sich um das Wiederaufleben der altklassischen Studien sehr verdient (Vaticanische Bibliothek in Rom), und mit ihnen wetteiferten im 15. Jahrhundert die glänzenden Höfe und die reichen Städte, Beförderer der Wissenschaften und Künste zu sein. Seit jener Zeit war Italien eine Pflanzschule für ganz Europa. Von Italien aus, wo nach der Eroberung Konstantinopels durch die Türken (1453) die griechischen Flüchtlinge Aufnahme fanden, verbreitete sich die Kenntnis der lateinischen und griechischen Sprache; alte Kunstwerke (Apollo von Belvedere, Gruppe des Laokoon) wurden aufgefunden und Bildnerei und Malerei erhielten eine reinere Ausbildung. In der Skulptur zeichneten sich aus: Michelangelo Buonarroti (um 1500) und Ghiberti; ferner Benvenuto Cellini, ein florentinischer Goldarbeiter, dessen Selbstbiografie von Göthe deutsch bearbeitet ist. Einer vorzüglichen Aus-

---

*) Als Kunstgedicht ist Tasso's Werk mit Recht viel bewundert; wer dagegen die einfache Volks- oder Naturdichtung liebt, oder andere Dichtungen ohne Überschwang, wer sich schon da freuen kann „wo er Laub und Gras wachsen, die Sonne auf- und niedergehen sieht," hat weniger Gefallen an dem Glanz der Worte und an der Fülle von Bildern, wie sie bei Ariost und Tasso sich finden. Das „befreite Jerusalem" zeichnet sich übrigens aus durch seinen echt christlichen Stoff.

**) Nähere Kenntnis der italienischen Litteratur verschafft das „Handbuch der italienischen Nazionallitteratur" von A. Ebert. Marb. und Leipzig 1854.

bildung erfreuete sich die Malerkunst. Die berühmtesten Namen sind: Der schon genannte Michelangelo in Florenz, Raphael Sanzio (um 1500), durch welchen die römische Schule zur höchsten Vollendung gelangte; ihm am nächsten stehen Leonardo da Vinci (Abendmahl in Mailand) und Correggio; ferner Tizian und Paul Veronese; im 17. Jahrh. Guido Reni.

Zu gleicher Zeit standen die Künste in den Niederlanden und in Deutschland in der Blüte. Niederländer sind Rubens und Rembrandt; unter den deutschen Malern ragen Hans Holbein, Albrecht Dürer und Lukas Cranach hervor.

147. Gesang an die heilige Jungfrau.

(Canzone von Franz Petrarca. Die Canzone zerfällt in Strofen (Stanzen), deren Zeilenzahl von dem Dichter abhängt. Die „Totenkränze" von Zedlitz haben diese Form.)

O Jungfrau schön, umwallt von Sonnenschimmer,
im Sternenkranz, so wert der höchsten Sonne,
dass all' ihr Licht auf dich herabgeflossen,
von dir zu reden drängt mich Liebeswonne;
doch kann ich's ohne deine Hilfe nimmer
und des, der liebend sich auf dich ergossen!
Nach ihr begehr' ich; ihrer ja genossen
von je, die gläubig riefen.
O Jungfrau, wenn dem tiefen
Jammer der Welt sich je dein Herz erschlossen,
so neige dich herab zu meinem Flehen,
dass mir dein Beistand werde,
obwohl ich Erde, Fürstin du der Höhen.

O lichte Jungfrau du, Unwandelbare!
Du treuer Hort den treuen Schiffern allen,
du Stern auf Meeres wild bewegter Höhe,
sieh, wie von Stürmen furchtbar überfallen
allein dahin und steuerlos ich fahre,
und wie so nah' dem letzten Schrei ich stehe!
Von dir nur hofft, dass es ihm wohl ergehe,
das sündige Gemüthe.
O Jungfrau du, verhüte
des Widersachers Spott ob meinem Wehe!

148. Das befreite Jerusalem, von Tasso.

Der Gegenstand des Gedichtes ist der erste Kreuzzug, gerade der glorreichste und großartigste. Schon sechs Jahre waren die Kreuzfahrer

in Asien; da blickt Gott vom Himmel herab auf das Christenheer. Unter allen Helden scheint Gottfried von Bouillon der Mann, das große Werk der Eroberung Jerusalems zu vollbringen. Deshalb muß ihm der Engel Gabriel im Traume auftragen, die Fürsten neuerdings zum Kampfe aufzumuntern. Gottfried thut es in einer feurigen Rede. Darauf ermahnt Peter der Einsiedler zur Wahl eines Oberfeldherrn. Man erwählt den Gottfried. Unter seiner Anführung zieht das Kreuzheer die Meeresküste entlang gegen Jerusalem. Schrecken befällt die Muselmänner. Auf den Rath des Zauberers Ismen läßt der König das Bild der Madonna aus der Christenkirche in den Tempel Mohameds schaffen, weil dann nichts mehr für die Stadt zu fürchten sei. Allein am andern Morgen ist das Bild verschwunden. Ergrimmt will der König alle Christen ermorden lassen, wenn nicht der Thäter entdeckt werde. Da erscheint Sophronia, eine christliche Heldenjungfrau, und bekennt, das Bild verbrannt zu haben. Der König will sie gleichfalls verbrennen lassen, als Olind, ein edler Jüngling, herbeikommt und sich für den Räuber des Bildes ausgibt. Weil aber Sophronia auch bei ihrer Aussage beharrt, will sie der König beide verbrennen lassen. Schon stehn sie gebunden auf dem Scheiterhaufen, da erscheint die Heldenjungfrau Klorinde und fleht für beide um Gnade. Der König willfahrt ihr, doch müßen die Schuldigen Jerusalem verlassen. Sophronia, gerührt von Olinds Edelmuth und Liebe, reicht ihm die Hand. Unterdessen sind die Kreuzfahrer bis nach Emaus vorgerückt. Unendlicher Jubel erschallt beim Anblick Jerusalems. Der bedrängte König steigt nun mit der Jungfrau Erminia auf einen Turm, um das Christenheer zu überschauen und sich die einzelnen Helden nennen zu lassen. Darauf macht Klorinde den ersten Ausfall ins Christenlager. Sie wirft alles vor sich nieder, nur Tankred widersteht ihr. Er erkennt in ihr die Jungfrau, die er schon früher bei einem Brunnen gesehen hatte und will sie schonen. Die Heldin wird leicht am Halse verwundet. Unterdessen versammelt Satan die Höllengeister und entflammt sie in einer wüthenden Rede, alles aufzubieten, um die Fortschritte der Kreuzfahrer zu hemmen. Einer eilt nach Damascus zum Zauberer Hidraot und beredet ihn, seine Nichte zum Verderben der Helden auszusenden. Armida begibt sich sogleich ins Christenlager und sucht Gottfried durch die Reize ihrer blendenden Schönheit zu gewinnen. Sie sei eine verlassene, aus der Heimat verstoßene Jungfrau und flehe um Hilfe gegen eine so grausame Behandlung. Alle Ritter werden gerührt und bezaubert, nur Gottfried, der hohe Held, bleibt ruhig.

gestattet jedoch auf Zudringen der Ritter, dass zehn von ihnen zur Rache mit Armida ziehen. Die Wahl eines Anführers der zehn entspinnt furchtbaren Hader. Rinaldo und Gernand treten als Nebenbuhler auf; Gernand wird im Zweikampfe erschlagen. Gottfried will den Frevel bestrafen, allein Rinald entflieht. Armida aber zieht mit ihren Rittern von dannen. Nach diesem Zwischenspiel der Hölle fährt die Haupthandlung fort. Argant, ein Sarazenenheld, fordert den tapfersten Christenhelden heraus. Tankred erscheint, ein Zweikampf entbrennt, dem erst die Nacht ein Ende macht. Man trennt sich mit dem Versprechen, den Kampf nach sechs Tagen fortzusetzen. Indessen hat Erminia von der Mauer herab dem Kampfe mit zugesehen. Eine Tochter des Königs von Antiochia, war sie bei Eroberung dieser Stadt dem Tankred in die Hände gefallen, von ihm liebreich behandelt und samt ihrer Mutter ohne Lösegeld entlassen worden. Seitdem schlug ihr Herz für den edlen Ritter, und als sie ihn im Kampfe mit Argant verwundet sieht, fasst sie den Entschluss, hinaus zu reiten, Tankred aufzusuchen und seine Wunden zu heilen. Weil sie aber die Rüstung ihrer Freundin Klorinde angelegt hat, verfolgen sie die christlichen Reiter und Tankred selbst setzt ihr nach. Erminia flieht und kommt zu einem Hirten, der fern vom Kriegsgetümmel ein stilles Leben führt. Hier verkleidet sie sich als Hirtin und läßt auf einsamen Triften ihre Klagen ertönen. Unterdessen hat sich Tankred beim Nachsetzen in einen Wald verirrt und kann am bestimmten sechsten Tage nicht zum Zweikampfe erscheinen. Anstatt seiner tritt Raimund von Toulouse hervor. Im Begriffe, über Argant zu siegen, wird er von dem Geschosse eines Feindes getroffen. Gottfried, ergrimmt über solchen Verrath, greift die Schar der Heiden an und würde sie vollständig besiegt haben, wenn nicht die Höllengeister durch ein heftiges Gewitter die Christen ins Lager zurückgejagt hätten. Noch manches Unheil stiften sie, insbesondere weiß die Furie Alekto den Sultan Soliman anzutreiben, Nachts mit seinen Arabern die Christen zu überrumpeln. Es entsteht eine furchtbare Schlacht, da selbst das Heer der höllischen Geister den Feinden zu Hilfe zieht. In dieser Noth sendet Gott den Erzengel Michael zu Hilfe und die Christen behaupten das Feld. Sultan Soliman will nach Gaza reiten, wo sich das ägyptische Heer versammelt hat. Aber der Zauberer Ismen begegnet ihm und führt ihn in einem von Nebel umhüllten Wagen pfeilschnell nach Jerusalem mitten in eine Berathung der Helden. Unterdessen vernimmt Gottfried im Christenlager von einem Fremdlinge die Geschichte der von Armida betrogenen, durch Rinaldo aber

befreiten Ritter. Auch Peter der Einsiedler bekräftigt, daſs Rinaldo noch lebe und sagt dessen Großthaten voraus. Darauf bereitet Gottfried den Sturm auf die Stadt vor. Die Christen durchbrechen von einem hölzernen Turm aus die Mauer, da wird Gottfried verwundet, es entsteht Verwirrung, die einbrechende Nacht macht dem Kämpfen ein Ende. Nur Klorinde weicht nicht, sie will mit Argant im Bunde den hölzernen Turm der Christen anzünden. Tankred begegnet ihr. Es beginnt ein blutiger Zweikampf. Klorinde fällt, und bittet sterbend den Tankred um die Taufe. Jetzt erst erkennt der Held seine Gegnerin und will vor Schmerz vergehen. Gottfried, bestrebt den verlornen Turm zu ersetzen, schickt Leute aus, Bäume zu fällen. Allein Ismen hat den Wald verzaubert. Schreckliche Gesichte verscheuchen die Arbeiter. Niemand kann in den Wald. Da erklärt Peter der Einsiedler, man müße den Rinaldo erwarten, diesem sei es vorbehalten, in den Wald zu dringen. Durch ein Traumgesicht ermahnt sendet Gottfried Ritter aus, den Rinaldo aufzusuchen. Von einem Zauberer berathen gelangen die Abgesandten nach langer Meerfahrt zur Insel der Glückseligen, wo Armida den Rinaldo durch ihre Zauberkünste zurückhält. In einem unbewachten Augenblicke gelingt es den Rittern, dem Rinaldo einen Demantspiegel vorzuhalten, worin der Held mit Entsetzen seine Schande erblickt; er rafft sich auf und eilt mit den Rittern davon. Armida aber schwört Rache und fährt alsbald durch die Lüfte nach Gaza, wo das Heer des Königs von Ägypten versammelt ist. Zwei Helden, Adrast und Tissaphern, versprechen ihr, den Kopf Rinaldo's zu liefern. Dieser ist inzwischen beim Christenheere angelangt und mit Jubel empfangen worden. Er beichtet dem Eremiten Peter seine Sünden und entzaubert darauf den Wald, so daſs nun Bäume gefällt und Sturmmaschinen erbaut werden können. Das Christenheer bereitet sich mit Gebet und Kommunion zum Angriffe vor. Der Sturm beginnt. Der Erzengel Michael steht den Kreuzfahrern bei. Endlich flattert die Kreuzesfahne glorreich auf den Zinnen Jerusalems. In der Schlacht begegnen sich Tankred und Argant. Argant fällt, aber auch Tankred sinkt von Wunden ohnmächtig nieder. Da zieht eben Erminia des Weges daher nach Jerusalem, findet den Tankred, verbindet seine Wunden und läßt ihn nach Jerusalem bringen. Unterdessen ist auch das Heer der Ägypter gegen die Christen herangerückt und es entbrennt die Schlacht. In diesem letzten, entscheidenden Kampfe thun sich besonders Odoardo und Gildippe hervor. Soliman macht einen wüthenden Ausfall, schon weichen die Christen zurück, Tan-

fred hört es auf seinem Krankenbette, da rafft er sich auf, eilt hinaus und erringt den Sieg. Die Burg wird erstürmt. Rinaldo tötet den Adrast, dann den Sultan Soliman, dann den Tissaphern. Die Feinde fliehen nach allen Seiten. Armida will sich in einem einsamen Thale töten, da ereilt sie Rinaldo und verhindert es. Die Schlacht ist zu Ende, Gottfried zieht in die Kirche und hängt seine blutige Rüstung auf. Sein Gelübde ist gelöset. — Dieß ist der Inhalt des in Stanzen geschriebenen Kunstepos, von welchem wir folgende Probe lesen wollen.

149. Die Erstürmung Jerusalems.

(Stanze ist eine achtzeilige Strofe (Oktave), mit den Reimen: a b a b a b c c. Also in den sechs ersten Zeilen sind die Reime abwechselnd, die beiden Schlusszeilen reimen hintereinander.)

1. Pfeilschützen rücken erst dem Feind entgegen,
mit bösem Gift ist jeder Pfeil gewürzt;
die Pfeile kommen gleich dem dicht'sten Regen,
so dass dem Tage wird sein Licht verkürzt.
Allein mit größ'rer Kraft, mit mächt'gern Schlägen
kommt nun der Mauerbock herangestürzt.
Sturmbalken mit geschärfter Eisenspitze
und Marmorkugeln werfen die Geschütze.

2. Die schweren Steine gleichen Donnerkeilen,
durch welche Leib und Wehr zusammenkracht,
so dass nicht Leben nur und Geist enteilen,
Gestalt und Antlitz wird zu Staub gemacht.
Die Lanzen scheinen nur das Fleisch zu theilen
und mit dem Streich scheint nicht ihr Lauf vollbracht.
Sie dringen ein, sie stechen durch gewaltsam,
ringsum nur Tod verbreitend unaufhaltsam.

3. Doch dieses Angriffs Ungestüm und Schauer
beugt nimmermehr der Sarazenen Kraft.
Sie spannen Tücher aus vor ihrer Mauer
und Wollzeug, das dem Stoß die Wucht entrafft.
Es wird der Böcke Stoß stets schwächer, flauer,
weil widerstandlos Zeug den Schwung erschlafft;
manch' tötlich Wurfgeschoss der Feind auch schickte,
wenn er die Stürmer schlecht gedeckt erblickte.

4. Doch wird des Stürmers Angriff drob nicht schwächer,
der vorrückt in drei Treffen aufgestellt.
Die sind beschützt beim Marsch durch Eisendächer,
auf die der Pfeile Hagel fruchtlos fällt.

Die schieben Türme vor, die Mauerbrecher,
die, wie er kann, der Feind sich ferne hält.
Der Türme Brücken zielen schon von oben,
des Widders Eisenstirn muß unten toben.

5. Rinaldo steht indessen unentschlossen,
denn die Gefahr passt seiner Würde schlecht;
nur Pöbelruhm scheint auf der Bahn zu sprossen,
wo jeder Kämpfer schreitet zum Gefecht.
Er blickt umher; der Weg, den die Genossen
nicht wagen, eben dieser scheint ihm recht.
Dort, wo die Zinnen hoch und drohend ragen,
wo niemand stürmt, will er den Angriff wagen.

6. Er eilt nun, zu der großen Schar zu sprechen,
die Dudo einst geführt zu Schlacht und Streit:
»Ist's schmachvoll Zeugnis nicht von unsern Schwächen,
dass sich des Friedens jene Zinne freut?
Weiß Muth nicht jegliche Gefahr zu brechen,
ist jeder Weg nicht frei für Tapferkeit?
Wohlan zum Sturm! Vor Streichen von den Wilden
schützt uns ein fest Schildkrötendach von Schilden!« —

7. Er spricht's; und ihm vereinen sich die Recken,
und über'm Haupt den Schild ein jeder hält.
Sie fügen so genau die Eisendecken,
dass sie der grimmste Hagel nicht zerspellt.
Also beschützt geht hin die Schar der Kecken,
wo ihrem Lauf sich nichts entgegenstellt,
was auch von Pfeilen, Steinen kommt von oben,
durch nichts wird dieses feste Dach zerstoben.

8. Sie sind am Fuß der Mauer. Und Rinald
legt an die Wand die hundertspross'ge Leiter,
und sie bewegt so schnell des Arms Gewalt,
dass sie ein Rohr im Wind erscheint, nichts weiter.
Bald Lanzen, Balken, Säulen, Felsen bald
stürzen von oben; doch der kühne Streiter
Verachtung nur solch' tollem Stürzen gab,
flög' auch der höchste Berg auf ihn herab.

9 Ein Wald von Pfeilen und von Trümmerstücken
Bricht auf den Schild ihm, auf den Rücken ein,
die rechte Hand hilft ihm im Aufwärtsrücken,

die linke deckt die kühne Stirne sein.
Sein Beispiel, das die Krieger sein erblicken,
spornt sie mit Macht, er steigt nicht mehr allein.
Gar viele klimmen nach ihm auf die Leiter,
doch Muth und Schicksal lacht nicht jedem Streiter.

10. Der stirbt, der fällt. Er klimmt stets weiter fort,
droht dem, ermuntert den zu dem Beginnen.
schon streckt er seine Hand zum Mauerbord,
so viel kann er durch Hast und Kraft gewinnen;
da kommt viel Volk, das stößt und drängt ihn dort,
sucht fruchtlos ihn zu werfen von den Zinnen.
O Wunder! solches Heeres Drängen, Drohn,
beut Einer in den Lüften schwebend Hohn.

11. Er widersteht, dringt kühn empor, es mehrt sich
die Kraft in ihm, beschwerten Palmen gleich.
Je mehr der Druck, je glühender empört sich
sein hoher Muth an Schnellkraft wunderreich.
Bahn bricht er durch die Feinde mit dem Schwert sich
und springt dann auf den Mauerkranz zugleich
und hat zum Schutze der, die nach ihm kommen,
mit kühnem Arm ihn gänzlich eingenommen.

12. Es reicht nun dem Eustach der Heldengleiche,
als er schon wankte und im Fallen war,
dass er mit ihm den Mauerkranz erreiche,
die kühne Siegerrechte hilfreich dar.
Indessen war im andern Feldbereiche
bei Gottfrieds Kämpfern mancherlei Gefahr,
weil hier nicht bloß die Menschenkraft genügte,
nein, auch Maschine mit Maschine kriegte.

13. Hoch auf der Mauer ist ein Stamm zu schauen,
der sonst auf einem Schiffe dient' als Mast;
quer über dem, mit stahlbeschlagnem, rauhen
Stirntheil versehn, hängt eines Balkens Last,
der, erst zurückbewegt an starken Tauen,
dann wuchtend wiederkehrt mit wilder Hast;
jetzt zieht die Schildkröt' sich zurück ins Haus,
jetzt stößt sie wieder Hals und Kopf heraus.

14. Der ungefüge Klotz beginnt zu schnellen
auf jenen Turm mit solcher grimmen Macht,
dass er die festen Fugen macht zerschellen,

der Turm schon wankt und manche Lucke kracht.
Doch, um zu helfen sich in solchen Fällen,
sind an dem Turm zwei Sicheln angebracht,
die an dem Läufer, wie er vor will schnappen,
im rechten Augenblick die Seile kappen.

15. So wie ein Felsstück, das des Alters Stunde,
der Winde Wuth vom hohen Berge lös't,
Wald, Hütten, Herden niederreißt zum Schlunde
des Abgrunds, allzerstörend sich vergrößt:
so reißt der schwere Klotz zum tiefsten Grunde
Volk, Waffen, Zinnen, wo sich all' zerstößt,
es wankt der Turm bei solchem mächt'gen Fallen
die Mauer bebt, die fernsten Schluchten hallen.

16. Schon glaubte Bouillon siegreich einzuziehen
und wähnt sich schon als hoher Sieger groß.
Doch plötzlich sieht er Flammen um sich sprühen,
aus denen Rauch und Qualm in Masse flos̓s.
Nie mochte Aetna's Krater so erglühen,
wenn Lava brach aus seinem Schwefelschoß,
nicht sandten jener Sonne heiße Gluten
auf Indiens Gau'n solch' heißer Dünste Fluten.

17. Glutkugeln, Feuerlanzen, Feuerräder
schwarzqualmend hier und dort in blut'gem Schein!
Von Rauch und Dünsten fühlt erstickt sich jeder,
die Flamme leckt, der Donner drönt darein.
Es wird dem Turm am End' das feuchte Leder
zu der Vertheid'gung schwachen Schutz verleih'n.
Es schwitzt und schrumpft, und wird nicht Hilfe senden
der Himmel selbst, so weicht der Turm den Bränden.

18. Beim Heere steht da Gottfried seelengroß,
er ändert nicht die Farbe, nicht die Stelle,
er tröstet sie, er sorgt, dass Wasser floss
am Turm hinab, damit das Leder schwelle;
doch immer schlimmer wird der seinen Loß,
schon mangelt ihnen frisches Nass der Quelle,
da schau! mit einem Mal ein Sturmwind weht,
der all' den Brand auf die Erzeuger dreht.

19. zurück nun muß im Sturm das Glutmeer weichen,
der Heiden luft'gen Zelten zugewandt;

das leichte Zeug eilt's zischend zu erreichen
und unbezwingbar setzt es all' in Brand.
O ruhmbedeckter Führer sonder Gleichen,
wie liebt dich Gott, wie schützt dich seine Hand!
der Himmel kämpft mit dir, da gegenwärtig
der Sturm beim Ruf der Schlacht ist, kampfgewärtig.

20. Ismen, der Frevler, sieht die Flamme dringen
zur Stadt und wüthet dort mit neuer Brunst,
und glaubt Natur und bösen Wind zu zwingen
durch seiner Zauberkünste Nebeldunst,
er eilt sich auf die Mauer jetzt zu schwingen,
mit ihm zwei Schülerinnen seiner Kunst,
gleich Charon bärtig, wüst und schwarz und schmutzig,
wie Pluto zwischen Eumeniden trutzig.

21. Und horch! sein Mund schon düst're Laute gab,
davor Cocyt und Phlegeton erzittert,
die Luft wird schwarz, von düst'rem Wolkengrab
wird schon der Sonne Angesicht umwittert,
da fällt vom hohen Turm ein Fels herab,
wohl bergegleich, der alle drei zersplittert,
er schlug so ungestüm und mächtig drein,
zerstreut ihr Blut ringsum und ihr Gebein.

22. In kleine, blut'ge Splitter nun zerreißt
der Fels der drei verruchten Köpfe Schalen,
gleich einem harten Mühlstein, wenn er kreis't,
und jedes Korn zu Stäubchen wird zermahlen.
Mit Seufzen flieht hinweg solch böser Geist,
froh wird die Luft, neu scheinen Himmelsstralen,
indess der düst're Geist zur Hölle flieht.
Lern' Tugend üben, menschliches Gemüth!

23. Da Qualm und Glut und Wind die Stadt bedrücken,
so kann der Turm mit Sicherheit ihr nah'n,
und kommt so nah', dass er mit seinen Brücken
sich mächtig fühlt, den Mauerkranz zu fah'n.
Doch schnell eilt Soliman heranzurücken
und sucht zu kappen diese schmale Bahn,
er haut und haut und brächt' ihn auch zum Wanken,
da steigt ein and'rer Turm aus dessen Flanken.

24. Der Turm scheint hoch und höher sich zu dehnen,
als in der Stadt ein jegliches Gebäu:
Erschrocken sehen nun die Sarazenen,
daſs höher als die Stadt dieß Werkzeug sei.
Trotz allem Pfeilehagel, Steinedrönen,
bleibt Soliman doch seiner Arbeit treu;
er läßt nicht ab die Brücke zu zertrümmern
und schimpft und mahnt, die feig sind, hier zu zimmern.

25. Da zeigt sich, andern Menschen unsichtbar,
der Engel Michael Gottfried dem Frommen,
mehr als die wolkenlose Sonne klar
in hoher Himmelsrüstung Glanz umschwommen.
Schau, Gottfried, spricht er, Zion ward nun bar
des grausen Jochs, der Tag ist nun gekommen.
Erheb', erheb' dein Aug', das furchtsam blickt,
schau, welchen Beistand dir der Himmel schickt!

26. Schau auf nach jenen luft'gen Himmelskreisen!
Siehst du nicht dort des Himmelsheeres Bild?
Den Wolkenschleier will ich dir entreißen,
der düster, trüb um eure Menschheit quillt,
will deinen Geist mit Himmelsfeuer speisen,
damit du schaust die Geister unverhüllt,
daſs du den Glanz der himmlischen Gestalten
vermögst — auf kurze Zeit doch — festzuhalten.

27. Schau dort die hohen Kämpen Christi blinken,
als sel'ge Bürger in des Himmels Reich!
Dein Ziel muß ihnen auch das höchste dünken,
sie fechten mit dir kühnlich Streich auf Streich!
Dort, wo der Mauer stolze Trümmer sinken,
wo Rauch und Staub umherwogt grausenreich,
der Türme Grund erschütternd, trotz dem Dampfe
und Qualm, steht Hugo dort im kühnen Kampfe.

28. Sieh'st Dudo dort beim Thor gen Mitternacht
mit Flamm' und Schwert im dichten Schlachtenreigen,
wie er dir Waffen bringt, den Muth entfacht,
die Leiter hält und mahnt hinaufzusteigen?
Sieh'st du am Hügel den in heil'ger Tracht,
es scheint das Haar den Priesterkranz zu zeigen,
ein sel'ger Geist, der Hirte Ademar,
er führt und segnet noch der Krieger Schar.

29. Du mußt den kühnen Blick noch höher heben
und schau'n das Himmelsheer in voller Pracht. —
Er hebt den Blick und sieht auf Flügeln schweben
des Himmelsheeres nie gezählte Macht;
drei Scharen sind's, in drei Kohorten streben
sie drei um drei zu ordnen sich der Schlacht,
zu weitem Kreise mehr nach außen fliehend,
im Mittelpunkt sich mehr zusammenziehend.

30. Sein Auge kann so großen Glanz nicht tragen,
er senkt's, schaut auf, verschwunden ist der Schein.
Doch rings umher find't er den Feind geschlagen
und sieht mit Freuden jetzt, der Sieg ist sein.
Noch viele nach Rinald' zu klimmen wagen
und dieser haut schon auf die Syrer ein.
Doch Gottfried, ob dem Zögern zornentglommen,
die Fahne hat dem Fähnrich er entnommen.

31. Er geht zuerst hinüber, in der Mitten
begegnet auf dem Weg ihm Soliman.
Auf diesem Wege nun von wen'gen Schritten
wird mächtig große Kühnheit kund gethan;
da ruft der Heid': Soll ich mein Blut verschütten,
ich opfr' es gern auf dieser kurzen Bahn.
Kappt hinter mir die Brücke, lieben Leute,
ich bleibe hier als nicht geringe Beute.

32. Von ferne sieht er flieh'n die seinen alle
und gräßlich wüthend kommt Rinald herbei.
Er denkt: was soll ich thun? Wenn ich hier falle,
ist klar, daß fruchtlos jetzt mein Sterben sei.
Drum eilt er weg nach jenem neuen Schwalle
und läßt für Gottfried nun die Brücke frei,
der folgt ihm drohend nach, auf daß er pflanze
des Kreuzes Banner auf dem Mauerkranze.

33. Stolz weht das Siegesbanner in der Runde
sich lösend und verwickelnd mannigfalt,
voll Ehrfurcht weht die Luft in dieser Stunde
und klarer zeigt der Tag sich alsobald;
der Pfeil, darauf gezielt, er fällt zum Grunde,
wenn er nicht rücklings auf den Schützen prallt,
und Zion scheint sich und der Berg zu beugen,
der nah der Stadt ist, und die Stirn zu neigen.

34. Das ganze Heer läßt Jubel nun erschallen,
von hoher Siegeslust entzückt, entbrannt;
so daſs die Berge tönend wiederhallen,
und Echo ruft aus fernster Felsenwand.
Held Tankred macht ein jedes Hemmnis fallen,
das ihm entgegensetzt voll Muth Argant,
auch seine Brücke kann die Zinn' erreichen,
er springt hinan und pflanzt des Kreuzes Zeichen.

150. Spanische Litteratur.

Die spanische Sprache ist gleich der italienischen eine Tochter des Lateinischen. Die Heldenkämpfe mit den Mauren weckten die Volksdichtung; vor allem wurde in volksmäßig erzählenden Liedern (Romanzen) der Held »Cid Campeador« gefeiert. Am bekanntesten ist Herders Übersetzung der Romanzen vom Cid. [1])

Die namhaftesten Dichter Spaniens sind folgende. Ein bedeutender Liederdichter ist L. Ponce de Leon, 1528 geboren, führte als Augustiner ein beschauliches Leben und dichtete christliche Oden. Geistig verwandt mit ihm war Johannes vom Kreuze, 1542 ebenfalls in Altkastilien geboren und Ordensmann. Im Jahre 1726 wurde er kanonisiert. [2])

In dem goldenen Zeitalter der spanischen Litteratur glänzen die Namen: Cervantes, Lope de Vega, Calderon. Der erste, Cervantes, 1547 geboren, führte gleich andern gefeierten Dichtern und Gelehrten ein Leben voll Armseligkeit. Sein eigentliches Feld ist der Roman und die Novelle; hieher gehört das Meisterwerk Don Quixote [3]) (Leben und Thaten des sinnreichen Ritters Don Quixote aus der Mancha). Die Geschichten der irrenden Ritter und Abenteurer in den verflossenen Jahrhunderten wurden in Spanien mit Begierde gelesen. Auch bei uns töten müßige Leute ihre Zeit durch solche unsinnige Ritter- und Räubergeschichten. Solchen verdorbenen Geschmack wollte Cervantes lächerlich machen, und wählte zum Helden seines Romanes einen Landedelmann aus der Mancha, der durch ewiges Lesen der Ritterromane so verrückt geworden war, daſs er diese

---

1) Eine Probe im deut. Leseb. für Unt. K. II. Nr. 25. Andere Übertragungen haben wir von Regis und von Wolff. Spanische Romanzen sind auch übertragen von E. Geibel.

2) Seine Gedichte und die der heil. Theresia von Jesus (1515 in Altkastilien geb.) sind gesammelt und übersetzt von W. Storck (Münster 1854). Storck und Schlüter haben die „sämtlichen Originalgedichte des Ponce de Leon" übertragen (Münster bei Theissing).

3) Oder Quijote, sprich Dong Kichóte de la Mántscha, gewöhnlich französisch Dong Kischótt'.

Geschichten für wahr hielt und sich vornahm auch so ein fahrendes Heldenleben zu führen. Er verschafft sich daher eine wunderliche Rüstung, nimmt als Knappen den Sancho Pansa, einen plumpen, genusssüchtigen Bauern, und zieht mit ihm auf allerlei närrische Abenteuer aus. In seiner Einbildung hält Don Quixote Windmühlen für Riesen, einsame Wirtshäuser für Ritterburgen, während der einfältige Sancho überall die Wirklichkeit sieht; daher kommen oft die lächerlichsten Misverständnisse vor. Dieser Roman des Cervantes fand großen Beifall und rief viele Nachahmungen hervor.

Der andere bedeutende Dichter ist Lope de Vega, 1562 zu Madrid geboren. Er schrieb eine Menge Schauspiele, die durchaus volksthümlich sind. Das bei uns bekannteste, auch von Zedlitz nachgebildete, ist das Trauerspiel »der Stern von Sevilla.« Außerdem haben wir von ihm einige köstliche religiöse Lieder, die von M. Diepenbrock im »geistlichen Blumenstrauß« übersetzt sind.

Der größte spanische Dichter ist **Calderon** (Kalderón) de la Barka, 1600 zu Madrid geboren, dem geistlichen Stande angehörig Seine Hauptdichtungen sind Schauspiele, geistliche und weltliche. Ein Werk von höchster Vollendung ist »der standhafte Prinz«, ein Meisterwerk christlicher Poesie. Außerdem verdienen hervorgehoben zu werden: »Das Leben ein Traum« und »Dame Kobold«. Treffliche Übersetzungen haben wir von Gries, von Schack, A. W. Schlegel, vom Freiherrn von der Malsburg, von Eichendorff.

Die erste Blüteperiode der deutschen Nazionallitteratur war im 13. Jahrhundert (Nibelungen, Wolfram, Walter), in Italien erreichte die Poesie ihren Höhepunkt im 16. Jahrhundert (Torq. Tasso), fast gleichzeitig feierten die Spanier ihr goldenes Zeitalter in Cervantes, Lope und Calderon. *) Auch in dem verwandten Portugal lebte in der Mitte des 16. Jahrhunderts ein hervorragender Dichter Camoens (Kamong's). Von diesem Lande aus wurde das Vorgebirge der guten Hoffnung umschifft (durch Diaz 1436); Vasco de Gama machte 1498 die erste Fahrt nach Ostindien, und ihm folgten andere Portugiesen. Diese und andere Groß-

---

*) Proben der spanischen Poesie in Schack's spanischem Theater (1845), in Hoffmanns Blüten (1841), in M. Diepenbrocks Blumenstrauß (1852), in Geibels und P. Heyses spanischem Liederbuch (1853). Eine Geschichte der spanischen Litteratur haben wir von Ticknor (2 Bde. 1851.)

thaten seines Volkes schildert Camoens (um 1550) in den »Lusiaden,« einer Reihe von Heldendichtungen, die am besten von J. C. Donner (Stuttg. 1833) übersetzt sind.

151. Don Alonso der Getreue.

(Aus den Volksliedern der Spanier, von Em. Geibel.)

Don Alonso Perez Gusman
traurig sitzet er am Mahl,
schmecket ihm der Wein wie Galle,
rührt die Speisen er nicht an.
Denn ein Brief war von den Mohren
ihm geschossen in die Stadt:
»Übergebt die Stadt Tarifa,
übergebt sie, edler Graf,
denn im Treffen auf dem Meere
fiel dein Sohn in unsre Hand.

Wenn du uns die Thore öffnest,
lassen wir ihn frei alsbald,
geben ihm zu seinem Leben
noch ein Ross von feiner Art;
purpurn sollen sein die Decken,
und von Golde der Beschlag,
und der Zaum von Silberglöckchen,
dass es klingt bei Schritt und Trab;
aber gibst du uns die Stadt nicht,
schlagen wir das Haupt ihm ab.«

Auf die Mauer gieng Alonso,
sah hinunter in das Thal,
vor das Zelt des Mohrenhauptmanns
führten seinen Sohn sie da;
Ketten trug er an den Händen,
Ketten trug er um den Hals,
und der Bart hieng auf die Brust ihm
nieder von der langen Haft.
Als Alonso dieß gewarte,
wohl vernehmet, was er sprach:
»Tötet meinen Sohn, ihr Mohren,
lieber schlagt das Haupt ihm ab,
eh' dass ich an meinem König
übe schmählichen Verrath.«

Als er dieses Wort gesprochen,
warf er selbst sein Schwert hinab,
dass sie mit der eignen Klinge
führen möchten jenen Schlag.
Wuth erfasste da die Mohren,
da sie solchen Muth ersahn,
und den edlen Jüngling trafen
mit dem Schwert sie dergestalt,
dass das Haupt von seinen Schultern
rollte blutig in den Sand.

Von dem Tag ward Don Alonso
der Getreue zubenannt.

152. Von dem guten Glücke, welches der tapfere Don Quixote in dem gräulichen und unerhörten Abenteuer mit den Windmühlen hatte.

(Cervantes, übersetzt von L. Tieck.)

Indem sahen sie wohl dreißig bis vierzig Windmühlen, die hier auf dem Felde stunden, und so wie sie Don Quixote erblickte, sagte er zu seinem Edelknaben: das Glück führt unsere Sache besser, als wir es nur

wünschen konnten, denn siehe, Freund Sancho, dort zeigen sich dreißig oder noch mehr ungeheure Riesen, mit denen ich eine Schlacht zu halten gesonnen bin und ihnen allen das Leben zu nehmen; mit der Beute von ihnen wo en wir den Anfang unsers Reichthums machen, denn dieß ist ein trefflicher Krieg und wir dienen selbst Gott, wenn wir diese Brut von der Erde vertilgen.

Welche Riesen? fragte Sancho Pansa.

Die du dorten siehst, antwortete sein Herr, mit den gewaltigen Armen, die zuweilen wohl zwei Meilen lang sind.

Seht doch hin, gnädiger Herr, sagte Sancho, daſs das, was da steht, keine Riesen, sondern Windmühlen sind, und was Ihr für die Arme haltet, sind die Flügel, die der Wind umdreht, wodurch der Mühlenstein in Gang gebracht wird.

Es scheint wohl, antwortete Don Quixote, daſs du in Abenteuern nicht sonderlich bewandert bist, es sind Riesen, und wenn du dich fürchtest, so gehe von hier und ergib dich in einiger Entfernung dem Gebete, indeſs ich die schreckliche und ungleiche Schlacht mit ihnen beginne.

Mit diesem Worte gab er seinem Pferde die Sporen, ohne auf die Stimme seines Edelknaben Sancho zu achten, der ihm noch immer nachrief, daſs es ganz gewiſs Windmühlen und nicht Riesen wären, was er angreifen wollte. Aber er war so fest von den Riesen überzeugt, daſs er weder nach der Stimme seines Stallmeisters Sancho hörte, noch sich zu sehen bemühte, bis er dem Orte, wo sie stunden, nahe gekommen war, worauf er mit lauter Stimme rief: Entflieht nicht, ihr feigherzigen und niederträchtigen Kreaturen! ein einziger Ritter ist es, der euch die Stirn bietet. Zugleich erhob sich ein kleiner Wind, der die großen Flügel in Bewegung setzte; als Don Quixote dieß gewar wurde, fuhr er fort: Streckte ihr auch mehr Arme aus, als der Riese Briareus, so sollt ihr es dennoch bezahlen! Und indem es dieß sagte und sich mit ganzer Seele seiner Gebieterin empfahl, die er anflehte, ihm in dieser Gefährlichkeit zu helfen. Wohl von seinem Schilde bedeckt, in der Rechten die Lanze, sprengte er mit dem Rozinante in vollem Galopp auf die vorderste Windmühle los und gab ihr einen Lanzenstich in den Flügel, den der Wind so heftig herumdrehte, daſs die Lanze in Stücke sprang, Pferd und Reiter aber eine große Strecke über das Feld weg geschleudert wurden.

Sancho Pansa trabte mit der größten Eilfertigkeit seines Esels herbei und als er hinzu kam, fand er, daſs Don Quixote sich nicht rühren

konnte, so gewaltig war der Sturz, den Rozinante gethan hatte. Gott steh uns bei! sprach Sancho, sagte ich's Euer Gnaden nicht, dass Ihr zusehn möchtet was Ihr thätet, und dass es nur Windmühlen wären, die ja auch jeder kennen muß, wer nicht selber welche im Kopfe hat! — Gib dich zur Ruhe, Freund Sancho, antwortete Don Quixote, das ist Kriegesglück, das am meisten von allen Dingen einem ewigen Wechsel unterworfen ist; um so mehr, da ich glaube, und es auch gewiss wahr ist, dass eben der weise Freston, der mir mein Zimmer und meine Bücher geraubt hat, mir auch jetzt diese Riesen in Mühlen verwandelt, um mir den Ruhm ihrer Besiegung zu entreißen. So groß ist die Feindschaft, die er mir trägt! Aber endlich, endlich wird er doch mit allen seinen bösen Künsten nichts gegen die Tugend meines Schwertes vermögen!

Gott mag es so fügen, antwortete Sancho Pansa, indem er sich bemühte ihn aufzurichten; worauf er ihn auf den Rozinante setzte, dessen Glieder ausgerenkt waren, und so verfolgten sie, indem sie sich von dem überstandenen Abenteuer unterhielten, den Weg nach dem Hafen Lapice. Dort, meinte Don Quixote, müße es viele und mancherlei Abenteuer geben, weil es ein so besuchter Ort sei; über den Verlust seiner Lanze war er sehr betreten und indem er darüber mit seinem Edelknaben sprach, sagte er: Ich erinnere mich, gelesen zu haben, dass ein spanischer Ritter, Diego Perez de Vargas genannt, als in einer Schlacht sein Schwert zersprang, er einen gewaltigen Zweig oder Ast von einer Eiche riss, und mit diesem an selbigem Tage solche Thaten verrichtete und so viele Mohren zerschlug, dass er den Zunamen des Zerschlägers annahm, von welcher Begebenheit sich auch späterhin seine Nachkommen Vargas und Zerschläger nannten. Dieses wird darum erzählt, weil auch ich von der ersten Steineiche einen Zweig abzureißen gedenke, der gerade so gewaltig ist wie jener und mit welchem ich mir solcherlei Thaten zu thun in den Sinn gesetzt, dass du dich glücklich preisen wirst, dazu auserlesen zu sein, sie anzuschauen und ein Zeuge von Dingen zu werden, die man kaum wird glauben können.

Das gebe Gott, sagte Sancho, ich glaube auch alles, wie es Eure Gnaden da erzählt, aber setzt Euch doch ein bischen gerade, denn mir dünkt, Ihr hanget so auf der Seite; das ist gewiss noch ein Mahlzeichen von dem Falle.

Es ist wahr, antwortete Don Quixote, und wenn ich aus Schmerz nicht klage, so geschieht es nur, weil es irrenden Rittern nicht ziemlich

ist, über irgend eine Wunde zu klagen, und wenn selbst die Eingeweide hindurchkämen.

Wenn dem so ist, so läßt sich nichts dagegen sagen, antwortete Sancho, aber das weiß Gott, daſs Ihr mir eine Liebe thätet, wenn Ihr klagtet, falls es Euch irgendwo weh thut; von mir kann ich versichern, daſs ich mich über den allerkleinsten Schmerz beklage, wenn es sich nicht auf die Stallmeister irrender Ritter ebenfalls erstreckt, daſs sie nicht klagen dürfen.

Don Quixote mußte über die Einfalt seines Stallmeisters lachen und antwortete, daſs er sich beklagen könne, wie und wie oft es ihm beliebe, denn er habe bis daher noch nichts vom Gegentheil in den Vorschriften der Ritterschaft gelesen. Sancho sagte, er bemerke, daſs es Zeit sei zu essen. Sein Herr erwiederte, daſs er es noch nicht bedürfe, daſs er aber essen könne, so viel er wolle. Mit dieser Erlaubnis richtete sich Sancho auf seinem Thiere so bequem ein, als er nur konnte, er nahm aus dem Sacke, was er eingepackt hatte, und so folgte er reitend und essend seinem Herrn eine große Strecke, indem er von Zeit zu Zeit den Schlauch mit so vielem Anstande an den Mund setzte, daſs ihn der ausgelernteste Gastwirt von Malaga hätte beneiden können. Als er nun so fortzog, und die Schlückchen immer schneller wiederholte, gedachte er keines Versprechens mehr, das ihm sein Herr gethan hatte, hielt es auch für keine Beschwerde, sondern für eine große Ergötzung, umherzuirren und Abenteuer aufzusuchen, wenn sie auch noch so gefährlich sein sollten.

Sie mußten endlich die Nacht unter einigen Bäumen zubringen, und von dem einen Baume brach Don Quixote einen trocknen Zweig ab, der ihm zur Lanze dienen sollte, an den er auch das Eisen befestigte, das ihm von der zerschlagenen übrig war. Don Quixote schlief die ganze Nacht hindurch nicht, sondern gedachte an seine Gebieterin, um es nachzuthun was er in seinen Büchern gelesen, wie die Ritter ohne Schlaf viel Nächte in den Waldungen und Einöden zubrachten und sich mit dem Andenken ihrer Herrscherinnen unterhielten. Nicht also trieb es Sancho Pansa, der, da er den Magen, und zwar mit keinem Habersüppchen, angefüllt hatte, die ganze Nacht in einem fort schlief und auch nachher nicht erwacht wäre, wenn ihn sein Herr nicht aufgeweckt hätte, denn die Stralen der Sonne, die ihm auf das Gesicht schienen, sowie der Gesang der Vögel, die von allen Zweigen mit jubelndem Gesang die Ankunft des neuen Tages feierten, vermochten es nicht. Als er sich ermuntert hatte, schenkte er seinem

Schlauche eine Umarmung, wobei er ihn viel eingefallener fand, als den Abend vorher, und er betrübte sich von Herzen darüber, weil es nicht aussah, als wenn sie auf diesem Wege seine Auszehrung würden heilen können. Don Quixote begehrte nicht zu frühstücken, weil er sich, wie schon gesagt, mit nahrhaften Vorstellungen unterhalten hatte.

153. Der verlorne Sohn.

(Sonett, nach Lope de Vega, übersetzt von M. Diepenbrock. S. 223.)

Verlassen will ich dieses wüste Land,
die schmutz'ge Weide dieser niedern Thiere,
in deine Arme kehr' ich aus der Irre
zurück, o Vater! dem ich Thor entrannt.

Wohlan! zum Vaterhaus den Schritt gewandt!
Er schließt ja keinem Rufenden die Thüre,
dort hüllt mich, der ich jetzt in Lumpen friere,
mein Vater in ein königlich Gewand.

Bekennen will ich meine Schuld mit Reue;
und wenn ich gleich, weil ich mein junges Leben
so schnöd vergeudete, zu geh'n mich scheue,

so muß doch der Gedanke Muth mir geben:
Verlorst die Kindschaft du, die Vatertreue
verliert er nie; der Vater wird vergeben!

154. St. Augustins hohe Schule.

(Romanze, nach Lope de Vega. Von M. Diepenbrock. S. 250.)

An dem Meeresufer gieng
Augustinus einst lustwandeln,
mit den höchsten Gegenständen
sich beschäftigend in Gedanken.
Was er sinn't, blieb unergründlich
jedem endlichen Verstande:
wie in Gott ein einig Wesen
drei Personen doch umfange.
Als er kühn hierüber grübelnd
seinen Blick zur Seite wandte,
sah er einen Knaben sitzen
neben sich im Meeressande.
Eine Muschel in den Händchen
sitzt der Knabe unverwandten
Blick's und schöpfet emsig Wasser
aus des Meeres stillem Rande.

Nr. 154. Der heil. Augustinus, nach manchen Verirrungen zum Christenthume bekehrt, hauptsächlich durch den Einfluss des heil. Ambrosius und seiner frommen Mutter Monica; er starb 430 als Bischof von Hippo in Afrika. Seine lesenswerteste Schrift sind die „Bekenntnisse“ (Konfessionen), die mit den unvergleichlichen Worten beginnen: „Du, o Gott, hast uns zu dir geschaffen, und unser Herz ist unruhig, bis es ruhet in dir.“

»Kind! spricht Augustin, was machst du
hier allein am öden Strande?
Ich besorge, dafs zu Hause
dich vermissen die Verwandten.«

»Nicht umsonst, versetzt der Kleine,
bin ich hier, bin hergegangen,
um das gränzenlose Meer
in dieß Grübchen einzufangen.«

»Spare, Kind, sprach Augustinus,
dir die Mühe; dein Verlangen
ist unmöglich. Wenn du schöpftest
bis Jahrtausende vergangen,
bringst du doch, das große Meer
auszuschöpfen, nie zu Stande.«

Drauf der Knabe: »Ganz wie ich,
Vater! scheint Ihr mir zu handeln,
wenn ihr Euch, das Wesen Gottes
zu ergründen, unterfanget;
denn so wenig ich das Meer
in dieß Grübchen hier im Sande
schöpfen kann mit meiner Muschel,
schöpfte ich auch noch so lange, —
werdet Ihr das ew'ge Wesen
Gottes ohne Maß und Schranken
je erforschen, auch im kühnsten
Aufschwung sterblicher Gedanken.«

Augustinus stand verwundert,
und bemüthig nun erkannte,
dafs ja Gott nicht Gott sein würde,
wär' er jemals ganz verstanden.
Antworten wollt' er dem Kinde,
doch er stund allein am Strande,
seinen Blicken war's entschwunden
als sie höh're Wahrheit fanden.
Seit dem Tag hat Augustinus
so mit Mund als Schrift gestanden:
sich'rer als Verstehn sei Glauben,
Gott sei nur von Gott verstanden.

155. Die höchste Schule.

(Sonett, frei nach Lope de Vega, von M. Diepenbrock. S. 240.)

Des Wissens Gier, von allen Seelentrieben
der unersättlichste, hat mich im Dienste
der Wissenschaften und der hohen Künste
so viele Jahre rastlos umgetrieben.

Was ist mir nun als Frucht und Lohn geblieben?
Statt laut'rer Wahrheit fand ich Hirngespinnste,
statt neuen Lichtes trübe Nebeldünste;
mein Herz blieb leer; blieb arm an Glauben, Lieben.

O Eitelkeit des wissbegier'gen Strebens! —
Herr! laß nun auf dein Kreuz den Blick mich kehren,
dort seh' ich höchste Kunst und Weisheit sprossen.

Doch, angenagelt kannst so viel du lehren?
Ja; denn du hast am Kreuz dich ganz erschlossen,
o Christus, ew'ge Weisheit, Buch des Lebens!

156. Aurorens Röslein.

(Frei nach Gongora, von M. Diepenbrock. Vergl. S. 138. Anmerkung.)

1. Von Aurorens Busen heute
Röslein fiel auf dürres Heu:
O wie sehr das Heu sich freute
dass es so begnadet sei!

2. Dunkel ist's, kein Laut ertönet
in der schlummernden Natur,
und mit Schnee und Reif gekrönet
herrscht der Winter auf der Flur.
Mitten in dem grausen Dunkel,
mitten in dem starren Frost
fällt ein Röslein mit Gefunkel
von Aurorens blüh'nder Brust.

3. Nur ein Röslein trug die hehre
Magd, die blühende Auror',
und ob sie's der Welt beschere,
bleibt beblümt sie wie zuvor.

4. Röslein sank auf's Heu hernieder,
und es hat es kaum berührt,
als das Dürre grünend wieder
und das Welke blühend wird.

5. Und der Schnee schmilzt auf den Auen,
und es flieht die dunkle Nacht,
neu ist die Natur zu schauen,
und ein ew'ger Frühling lacht. —
Du, Maria, bist Aurore,
und das Röslein ist dein Kind,
und das Heu bin ich, das dorre:
Bitte, dass es bald ergrünt!

157. Der standhafte Prinz.

(Von Calderon, übersetzt von A. W. Schlegel.)

(Das Stück spielt an der afrikanischen Küste. Alfonso, König von Portugal, kriegt gegen den König von Fez. — Die Portugiesen landen unter bösen Vorzeichen. Don Fernando, Prinz von Portugal, nimmt Muley, Feldherrn des afrikanischen Herrschers, gefangen, schenkt ihm aber die Freiheit; — wodurch er ihn sich zur Dankbarkeit und Freundschaft verpflichtet. — Später wird er selbst Gefangener des Königs von Fez, der ihn ehrenvoll behandelt, so lange er hofft, als Lösung für ihn Ceuta von Alfonso zu bekommen, — da aber Fernando selbst nichts davon hören will, dass dieser hohe Preis für seine Lösung bezahlt werde, wird er zu schweren Arbeiten und Martern verdammt, und stirbt endlich, ausgehungert, aber von Standhaftigkeit und Glauben bis zum letzten Augenblick aufrecht gehalten. — Seine Leiche wird ausgelöst gegen die Prinzessin Phönix, Tochter des Königs von Fez, die in Alfonso's Gefangenschaft gerathen war.)

Erster Akt. Erste Szene.

(Phönix mit ihren Dienerinnen Zara und Rosa.)

Zara.
Geh' an's Meer, ein kleines Bot
sei der Sonne goldner Wagen.

Rosa.
Wenn er, auf der Flut getragen,
sieht solch glänzend Abendroth,
dann ruft, voll Melancholie,
wohl dem Meer der Garten zu:
Schon versinkt die Sonn' in Ruh',
kürzer war der Tag noch nie.

Phönix.
Nein, es kann mich nicht erfreu'n
Wettstreit zwischen See und Matten,
wie sich in verlor'ne Schatten
ferne Wiederscheine streu'n,

wann auf den bestralten Räumen
prangend wie in Heiligthumen,
Schäume ringen mit den Blumen,
Blumen ringen mit den Schäumen:
Weil der Garten, voller Neid,
wie er sieht des Meeres Wellen,
nachzuahmen strebt ihr Schwellen;
und der linde Zephyr leicht
Farb' und Schmelz, dort eingesogen,
wieder ihm, und so umsäuselt
bildet Blum und Laub, gekräuselt,
einen Ozean von Wogen.
Wann das Meer, betrübt zu sehen,
wie der Garten zierlich pranget
von Natur, nun auch verlanget
ihm an Schmuck nicht nachzustehen,
muß von fremdem Schein versucht,
die gewohnte Pracht es dämpfen;
und so sieht man lieblich kämpfen
blaue Flut und grüne Bucht:
da sie beid' an krausen Säumen
der gemischten Farben warten,
wird ein Blumenmeer der Garten,
und das Meer ein Beet von Schäumen.
Groß, gewisslich, ist mein Schmerz,
da nicht lindern die Beschwerde
Flur und Himmel, Meer und Erde.

Dritter Akt.

Fernando, als Gefangener.

Wie der Sklav verehren muß
seinen Herrn, soll's zeigen dir.
Und da ich dein Sklave bin,
vor dein Antlitz hergerufen
dießmal, muß ich zu dir reden:
Herr und König, hör' mich ruhig.
König nannt' ich dich; obwohl du
es in fremder Lehre wurdest.
So erhaben ist der Kön'ge
Göttlichkeit, so unbezwungen,
dass sie milden Sinn erzeuget,
darum mit dem edlen Blute
muß bei dir die Mild' und Weisheit
auch nothwendig steh'n im Bunde.
Selbst bei'm Vieh und wilden Thieren
steht auf solcher würd'gen Stufe
dieser Name, dass das Recht
der Natur ihm heißet huld'gen
mit Gehorsam: wie wir lesen,
dass der Löw' in ungebund'nen
Staaten des Gewildes König,
der, wann er die Stirne runzelt,
sie mit straub'gem Haarwuchs krönet,
milde sei, und nie verschlungen
hab' als Raub' den Unterwürf'gen.
In dem salz'gen Schaum der Fluten
malen dem Delphin, der König
unter Fischen ist, die Schuppen,
die er silbern trägt und golden,
auf die dunkelblauen Schultern
Kronen, und man sah wohl schon
aus der wüsten Wuth des Sturmes
ihn an's Land die Menschen retten,
dass sie nicht im Meer versunken. —
Ist nun unter Thieren, Fischen,
Vögeln, Pflanzen, Steinen, kundig
solche Königs-Majestät
des Erbarmens: billig muß es
auch bei Menschen gelten, Herr;
nicht die fremde Lehr entschuldigt
dich dabei, in jeder Lehre
ist die Grausamkeit verrufen.
Keineswegs will ich dich rühren
mit dem Jammer meines Druckes,
dass du mir das Leben gebest,
welches nicht die Stimme suchet.
Denn ich weiß wohl, ich muß sterben
an der Krankheit, die verdunkelnd
meine Sinne, durch die Glieder
matt und frostig mir gedrungen;
ich weiß wohl, dass ich zum Tode
wund bin, weil kein Wort die Zunge
vorbringt, dessen Athem nicht
wär' ein scharfer Dolch dem Busen;
endlich, dass ich sterblich bin,

und dass sicher keine Stunde;
weshalb auch bei gleichem Stoffe
gleiche Formen und Figuren
so dem Sarge wie der Wiege
die Vernunft zu geben wußte.
Als natürliche Gebärde
pflegt der Mensch, der etwas suchet
zu empfangen, seine Hände
zu erheben, so verbunden;
will er's wieder von sich werfen,
dann auf gleiche Weise thut er,
denn der Last sie zu entled'gen,
wendet er sie bloß nach unten.
So die Welt nach der Geburt,
zum Beweis, daß sie uns suche,
will uns in der Wieg' empfangen,
und thut sie zu unserm Schutze
auf, gewandt nach oben, aber
wenn mit Grimm sie oder Trutze
weg von sich uns werfen will,
wendet sie bloß die verbund'nen
Händ', und eben jenes Werkzeug
tauscht die Form zu dem Behufe,
denn was Wiege war noch oben,
wird zum Sarg, gewandt nach unten.
Uns'rem Tod so nah demnach
leben wir, so eng verbunden,
haben wir, wenn wir geboren,
wie die Wiege, so die Grube.
Was erwartet, wer dieß höret?
Wer dieß weiß, was kann er suchen?
Nicht das Leben wird es sein,
das ist klar aus gutem Grunde;
wohl der Tod, um diesen bitt' ich,
dass der Himmel meinem Wunsche
so willfahren mag, zu sterben
für den Glauben; und vermuthest
du vielleicht, dieß sei Verzweiflung,
weil ich lebe mir zur Buße:
so ist's doch nur Trieb, mein Leben
in des Glaubens rechtem Schutze
hinzugeben, Gott zum Opfer
bietend Leib und Seel' im Bunde.
Und so, bitt' ich schon den Tod,
muß mich jener Trieb entschuld'gen,
und wenn nicht bei dir die Milde
siegen kann, die Härte suche
dich zu nöth'gen. Bist du Löwe?
Wohl, so brüll' in grimm'gem Muthe,
und zerstücke den, der dich
höhnt, beleidigt und dir trutzet.
Bist du Adler? Laß' den Schnabel
und die Klauen den verwunden,
der dein Nest wagt zu zerstören.
Bist du Delphin? So gib Kunde,
dass Orkane nah'n dem Schiffer,
der das Meer der Welt durchfurchet.
Bist du königlicher Baum?
Zeig' der Heftigkeit des Sturmes,
der Gerichte Gottes übet,
alle Zweig' entblößt vom Schmucke.
Bist du Diamant? So werde
gift'ge Wuth, zerstiebt in Pulver,
und erschöpfe dich; denn ich,
ob ich noch mehr Qualen dulde,
ob ich noch mehr Härte sehe,
ob ich noch mehr klag' im Drucke,
ob ich noch mehr Noth erlebe,
ob ich fühle noch mehr Bußen,
ob ich noch mehr Hunger leide,
ob den Leib schon diese Lumpen
nicht bedecken, und ich Wohnung
hier nur find' im alten Wuste:
doch im Glauben fest verharr' ich,
weil er Sonn' ist, die mir funkelt,
weil er Licht ist, das mich leitet,
Lorbeer, das mir dient zum Ruhme
Nicht die Kirche sollst du, mich
magst du führen im Triumpfe:
Gott wird meine Sache schützen,
da ich seiner stritt zum Schutze. *)

---

*) Man bemerke die Assonanz in u (in dem letzten Worte jedes andern Verses).

158. Französische Litteratur.

Das Französische, die Sprache der leichten, glatten Unterhaltung, hat zwei Hauptdialekte: den südfranzösischen (provenzalischen) und den nordfranzösischen. Großartige poetische Werke, wie sie die Spanier, die Engländer und die Deutschen besitzen, hat Frankreich nicht aufzuweisen; bedeutender sind die Leistungen im Gebiete der Mathematik und Kriegswissenschaft sowie in einzelnen Zweigen der Naturkunde und in der Geschichtschreibung. Der Charakter der Nazion spiegelt sich immer in seiner Sprache und Litteratur; in der französischen sind der leichte, lebhafte Sinn, der »brillante« Witz, das Deklamatorische und Dramatische, die »Eleganz« des Ausdruckes durchaus vorwaltend. Seit etwa 200 Jahren hat sich die französische Sprache wie die französische Mode in Europa verbreitet. Wie in der äußern Tracht, so suchte man auch durch den fremden Klang der Worte sich einen vornehmen Anstrich zu geben; französisch reden und Bildung haben hielt man für ein und dasselbe. Die deutsche Litteratur hat sich seit etwa 100 Jahren selbständig gemacht, nur im Leben, in der Gesellschaft ist die Nachahmungssucht noch nicht verschwunden.

In der Provence erwachte zuerst jene romantische Poesie, welche im Mittelalter auch bei andern Völkern Eingang fand. Religion und Liebe, Kampf und Abenteuer waren die Gegenstände dieser ritterlichen Dichtkunst, die im 12. Jahrhundert blühete. Die Dichter hießen Troubadours von der Kunst des Erfindens (trouver) [1]. Etwas später erwachte die mehr erzählende Poesie der Trouvères im nördlichen Frankreich. Die nordfranzösische Sprache ward von nun an herrschend, und unter Ludwigs XIV. glanzvoller Regierung (1643—1715) wurde Paris der Sitz der »galanten« Bildung; um seinen Hof scharten sich Dichter und Gelehrte. Boileau (geb. 1636) stellte bindende Gesetze für die Dichtkunst auf, und verfertigte selbst eine Anzahl Satiren und anderes. Der Glanzpunkt der Litteratur wurde jetzt das Drama, in welchem sich die Tragödiendichter Corneille und Racine (um 1650) sowie der Komödiendichter Molière auszeichneten. Dieser letztere beherrschte am meisten die Sitten seiner Zeit; er züchtigte die Menschen, indem er sie in ihrer Wahrheit zeichnete. Die unter Ludwig XIV. am Hofe und in den höhern Ständen herrschende

1) Der bekannteste ist Bertran de Born. S. Uhlands Gedicht gleiches Namens; dazu Götzingers „deutsche Dichter" S. 527—531.

Unsittlichkeit wirkte verderblich auf das Volk. Der damit in Verbindung stehende Unglaube und die Freigeisterei ward genährt durch die französischen Schriftsteller, namentlich durch Voltaire (1694 geb.), in dessen Schriften sich ein bitterer Haß gegen die christliche Religion offenbart. Die leichte und schöne Sprache, die feinen Wendungen, sein Witz und Scharfsinn verschafften seinen Schriften überall Eingang. Nicht weniger verderblich wirkte J. Jacques Rousseau (geb. 1712) durch seine überspannten Schriften.

Größer steht die französische Litteratur da durch die Kanzelberedsamkeit des trefflichen Bossuet (geb. 1617), der Bischof zu Meaux, Hofprediger Ludwigs XIV. und Erzieher des Dauphin war. Ihm reihen sich an: Bourdaloue (geb. 1632), der große Fenelon, Erzbischof von Cambrai, dessen »Abenteuer Telemachs« eine der gelesensten Jugendschriften war; endlich J. Baptiste Massillon, Bischof von Clermont (gest. 1742). Das Rednerische (Oratorische) ist dem Charakter der französischen Sprache eigenthümlich, und in diesem Zweige ist die französische Litteratur der römischen zu vergleichen. Als Philosophen und Geschichtschreiber sind zu nennen: Rochefoucauld (geb. 1603), Pascal (geb. 1623), Montesquieu und Barthelemy (»Reise des jungen Anacharsis in Griechenland«).

Als Fabeldichter ist bekannt de la Fontaine (geb. 1621), als Erzähler Florian (geb. 1755), als beschreibender Dichter Delille (geb. 1738), als Dramatiker Beaumarchais (geb. 1732).

Mit dem 18. Jahrh. nahm die bis dahin herrschende steife Verstandesdichtung ein Ende. Eine neue Richtung wurde angebahnt durch Bernardin de Saint-Pierre (geb. 1737), dessen Idylle »Paul und Virginie« ein Meisterwerk ist, ferner durch die geistreiche mit deutscher Litteratur vertraute Frau von Staël (geb. 1766), deren Roman »Corinne« sehr berühmt ist. Im christlichen Geiste schrieb Chateaubriand (1769—1848); seine Hauptwerke sind: »Geist des Christenthums«, »Atala«, »der letzte der Abencerragen«, Schriften, die ganze Fuder des frivolen Lesefutters eines Sue, Balzac, Dumas ꝛc aufwiegen. Eine der besten Übersezzungen ist die von H. Kurtz (Ulm 1844). Ein Schriftsteller von ähnlicher Gesinnung ist Alfons de Lamartine (geb. 1790), dessen anziehende Beschreibung seiner Reise nach Palästina von Demmler und Schwab (1836) übersetzt ist.

An der Spitze der sogenannten romantischen Schule stand Victor

Hugo (geb. 1802), dessen Romane und Schauspiele die Nachtseite des Lebens hervorheben und in denen Qualen, Gräuel und Gräßlichkeiten jeder Art geschildert werden. In einem edlern Geiste sind seine lyrischen Gedichte gehalten. Unter den vielen Romanschreibern heben wir nur hervor: Alfred de Vigny, dessen »Cinq Mars« einer der besten geschichtlichen Romane ist. Außerdem gibt es eine Menge schlechter Fabrikate, hervorgegangen aus Gewinnsucht und berechnet auf Leute, welche nur lesen, um die Neugierde zu befriedigen. Müßige Übersetzer finden sich bald. Aus diesen Modeartikeln holen sich dann gewisse Leute ihre sogenannte Bildung. »Was können sie? Etwas Gassenfranzösisch, das sie noch oft genug elend verhunzen; ihre Muttersprache kennen sie nicht, und von den nützlichen Wissenschaften (Geschichte, Pflanzenkunde 2c.) sind ihnen sogar die Namen unbekannt. Ihre ganze Gelehrtheit besteht in wälschem Wind, in Worten und Redensarten, die sie hier und da aus Zeitungen und Romanen auffschnappen. Daraus spinnen sie dann ein hohles eiteles Geschwätz zusammen und verkaufen es an Unkundige für französische Bildung.« [1]) Der nach wirklicher Bildung strebende hat nicht einmal Zeit sich mit solchen Gräueln und solchem Schmutze zu befassen, wie er in dem Lesefutter der Leihbibliotheken sich findet. Wie groß steht diesen Romanfabrikanten gegenüber der belgische Schriftsteller Heinrich Conscience da, dessen stille Dorfbilder im schroffsten Widerspruche zur herrschenden Mode stehen. Die Erzählungen des Conscience: »Flämisches Stillleben« (übersetzt von Diepenbrock), [2]) »der Rekrut« (übersetzt von Gigot) u. a. sind kein Gemenge von Mord und Diebstal, von Unzucht und Verzweiflung, sondern — wie der wackere Kämpfer für das niederdeutsche Flandern selbst sagt — »die Natur in ihrer makellosen Frische hat sie aus einem einfachen Stoffe gewebt, worin nur hier und da eine helle Perle der Menschenseele glänzt.«

Als Liederdichter erlangte Béranger (geb. 1780) einen großen Ruf. In der Geschichtschreibung haben sich die Franzosen sehr hervorgethan, namentlich: Guizot, Thiers, Segur und Montalembert. [3])

---

1) „Flämisches Stillleben" von Conscience, übertragen von Diepenbrock.

2) Eine Probe im II. Theile des deut. Leseb. für Unt. Real. Nr. 6. „Schicksale eines Malers."

3) Einen guten Grundriß der französischen Litteraturgeschichte haben wir von De Castres. Leipzig 1854.

159. Gott in der Natur.

(Aus Chateaubriands „Geist des Christenthums.“)

Wir bieten den Lesern zwei Ansichten der Natur die eine vom Meeeslande, die andere vom Festlande; die eine mitten in den atlantischen Meeren, die andere in den Wäldern der neuen Welt, damit man die Erhabenheit dieser Schauspiele nicht den Denkmalen der Menschen zuzuschreiben vermöge.

Das Schiff, auf welchem wir nach Amerika segelten, erhob sich über die Lage der Länder; nichts erschien, als der Raum inmitten des doppelten Azurs vom Meere und vom Himmel, wie eine große Fläche ausgebreitet, um die künftigen Schöpfungen eines großen Malers zu empfangen. Die Farbe der Gewässer glich jener des flüssigen Glases. Eine große Meereshöhung kam von Abend, obwohl der Wind von Osten blies; ungeheure Schwingungen dehnten sich von Nord nach Mittag und öffneten in ihren Thälern weite Ausblicke in die Einöden des Ozeans. Diese beweglichen Landschaften veränderten die Form in jeder Minute; bisweilen bildete eine Menge grünender Hügel die Furchen der Gräber auf einem ungeheuren Totenacker; bisweilen erschienen die Wellen an ihren Häuptern, gelockt wie weiße Herden über die Heiden zerstreut; oft zeigte sich der Raum begränzt wegen Mangel eines Gegenstandes der Vergleichung; aber wenn es sich erhob, oder eine Woge wie ein ferner Hügel sich krümmte, oder eine Schar von Meerhunden am Horizont vorüber gieng, dann öffnete sich der Raum plötzlich vor unsern Blicken. Vorzüglich dann entwickelte sich die Vorstellung der Ausdehnung, wenn ein leichter Nebel auf dem Meere hinkroch und sogar die Unendlichkeit zu vergrößern schien. Ha! Wie groß und düster sind dann die Aussichten des Ozeans, in welches Nachdenken versenken sie uns, mag die Einbildungskraft in die Meere des Nords mitten unter Stürme und Ungewitter sich vertiefen, oder in den Meeren des Mittags an Inseln der Ruhe und des Glückes gelangen!

Oft erhoben wir uns mitten in der Nacht, um auf dem Verdecke nieder zu sitzen, wo wir niemanden fanden, als den wachhabenden Offizier und einige Soldaten, welche ihre Pfeifen schweigend rauchten. Man hörte keinen Laut, als das Brausen des Vordertheils des Schiffes in den Wellen, während längs den Seiten desselben Funken von Feuer mit einem weißen Schaume hinliefen. Gott der Christen! Vorzüglich in die Wasser

des Abgrunds und in die Tiefe des Himmels schriebst du stark die Züge deiner Allmacht! Tausend Sterne blinken im dunkeln Azur des himmlischen Doms; der Mond inmitten des Firmaments, ein Meer ohre Gestade, das Unendliche in dem Himmel und auf den Wellen! Niemals ergriff mich deine Größe mächtiger, als in diesen Nächten; denn schwebend zwischen den Gestirnen und dem Ozean hatte ich die Unermesslichkeit über meinem Haupte und die Unermesslichkeit unter meinen Füßen!

Ich bin nichts; ich bin nur ein schwacher Einsiedler; oft hörte ich die Weisen streiten über das erste Grundwesen, und ich begriff sie nicht; aber stets bemerkte ich, dass dieses unbekannte Urwesen dem Herzen des Menschen beim Anblicke dieser großen Auftritte sich kund gibt. Eines Abends (es herrschte ein tiefes Schweigen) befanden wir uns in jenen schönen Meeren, welche die Küste Virginiens bespülen; alle Segel waren beigelegt; ich war beschäftigt auf dem Verdecke, als ich die Glocke hörte, welche die Schiffsmannschaft zum Gebiete berief; ich eilte, mein Opfer mit jenen der Reisegefährten zu verbinden. Die Offiziere befanden sich auf der Höhe des Vordertheils mit den Reisenden, der Priester, ein Buch in der Hand, stand ein wenig vor ihnen; die Matrosen waren untereinander zerstreut auf dem Oberlof; wir hielten uns aufrecht mit dem Gesichte gegen das Vordertheil des Schiffes gewandt, welches nach Abend blickte.

Der Sonnenball, nahe am Versinken in die Fluten, erschien durch die Taue des Schiffes mitten in den gränzenlosen Reichen. Es schien bei den Schwingungen des Schiffes, als wenn das stralende Gestirn jeden Augenblick den Horizont veränderte. Einige Wölkchen waren ungeordnet über dem Orient zerstreut; der ganze übrige Himmel war völlig rein.

Gegen Norden bildete ein glanzvolles Dreieck mit dem Gestirne des Tages und mit jenem der Nacht eine Wasserhose, glänzend mit allen Farben des Prisma, welche sich aus dem Meere wie eine Säule von Kristall zur Unterstützung des Himmelsgewölbes erhob.

Jenen hätte man sehr beklagen müßen, welcher in diesem Schauspiele das Schöne der Gottheit nicht erkannt hätte. Tränen rollten mir unwillkürlich aus den Augen, als meine Gefährten die therbestrichenen Hüte abnahmen und mit rauher Stimme ihren einfachen Gesang erhoben: »O liebe Frau, Maria hilf, des Seemanns Schutz und Trost!« Wie rührend tönte das Gebet dieser Menschen, welche auf zerbrechlichem Brett mitten im Ozean die Sonne beim Versinken in die Fluten betrachteten!

Wie tief drang in die Seele diese Anrufung des armen Matrosen an die Mutter der Schmerzen!

Das Gefühl unserer Kleinheit beim Anblicke des Unendlichen, unsere Gesänge, fernhin tönend über den Wogenschlag, die Nacht, nahend mit ihren Schrecknissen, das Wunderbare unseres Schiffes inmitten so vieler Wunder, eine fromme Schiffsmannschaft, ergriffen von Staunen und Zagen, ein ehrwürdiger Priester, versunken in Gebet, endlich die Gottheit selbst, herabgeneigt bis zum Abgrunde, mit einer Hand die Sonne an den Pforten des Unterganges haltend, mit der andern den Mond gegen Morgen heraufführend, und mitten durch die Unermesslichkeit ein aufmerksames Ohr hinwendend zu der Stimme seines Geschöpfes — dieß vermag niemand zu malen, und kaum vermag das Menschenherz dieß Gefühl zu umfassen.

Gehen wir zu der Szene auf dem Festlande über!

Eines Abends verirrte ich mich in einem Wald nicht ferne von einem Wasserfalle des Niagara; bald erlosch der Tag rings um mich, und ich genoſs das schöne Schauspiel einer Nacht in ihrer vollen Einsamkeit in den Einöden der neuen Welt.

Eine Stunde nach Sonnenuntergang zeigte sich der Mond über den Bäumen am entgegengesetzten Horizonte. Ein balsamischer Lufthauch, welchen diese Königin der Nacht mit sich vom Morgen heraufbrachte, schien vor ihr herzufliegen, wie ihr frischer Athem in den Wäldern. Das einsame Gestirn stieg sachte an dem Himmel empor; bisweilen verfolgte es ruhig seinen Lauf im Azur; bisweilen ruhte es auf Gruppen von Wolken, und diese glichen den Gipfeln hoher Gebirge, wenn der Schnee sie bekrönt. Diese Wolken, welche wie Schleier sich zusammenlegten und entfalteten, entwickelten sich zu durchsichtigen Gürteln von weißem Atlas, dann zerstreuten sie sich wie leichte Flocken von Schaum oder bildeten an den Himmeln Sitze von glänzender Watte, welche so zart schienen, daſs man ihre Weiche und Schnellkraft beim bloßen Anblick zu fühlen meinte.

Die Szene auf dem Festlande gewährte kein geringeres Entzücken. Der bläuliche und sammtartige Schimmer des Mondes blickte herab in die Zwischenräume der Bäume, und sandte einige Stralen des Lichtes bis in die Tiefe der dichtesten Schatten. Der Strom, welcher zu meinen Füßen hinrollte, verlor sich jetzt in dem Gehölze, jetzt zeigte er sich wieder glänzend von den Sternbildern der Nacht, welche er in seinem Busen wiederholte. Auf einem Rasenplatze an der andern Seite des Stromes ruhte die

Klarheit des Mondes unbeweglich auf dem Grün; Birken, bewegt von dem Lichthauche, hier und da zerstreut, bildeten Inseln von wogenden Schatten auf diesem unbeweglichen Meere des Lichtes. Volles Schweigen und volle Ruhe hätten geherrscht ohne den Fall einiger Blätter, ohne den Vorüberzug eines plötzlichen Windstoßes, ohne das Geächze der Nachteule; aber von fern her vernahm man in Zwischenräumen das dumpfe Getöse des Wasserfalls vom Niagara, welches in der tiefen Nachtstille von Einöde zu Einöde sich fortzog und endlich in den einsamen Wäldern verhallte.

Die Großartigkeit, die ungeheure Schwermuth dieses Gemäldes kann man in menschlichen Sprachen nicht ausdrücken, die schönsten Nächte in Europa können davon keine Vorstellung geben. Vergebens strebt auf unsern angebauten Gefilden die Einbildungskraft nach Ausdehnung; auf allen Seiten findet sie die Wohnungen der Menschen; aber in diesen wilden Gegenden gefällt es der Seele, sich in einem Ozean von Wäldern zu verlieren, über den Höhlungen von Wasserfällen zu schweben; am Bord der Seen und der Flüsse nachzudenken und, so zu sagen, allein sich zu befinden vor Gott

160. Der Schmetterling.

(Von Lamartine, übersetzt von Friedr. Götz.)

Im Frühling werden, sterben mit den Rosen,
auf Lüftchen schweben durch des Äthers Blau,
berauscht von Duft, enthüllte Blüten kosen,
im Licht sich baden, in der Kelche Thau,
noch jung den Staub entschütteln seinen Schwingen
und wie ein Hauch, so geistig, leicht und mild,
zu jenen ew'gen Hallen aufwärts dringen,
dieß ist des Schmetterlings bezaubernd Bild. —
Er gleicht dem Wunsch, in stetem Nah'n und Schwinden,
der nie gesättigt noch und nie verraucht,
an jedem Dinge nippend Nahrung saugt,
und endlich heimkehrt, dort sein Glück zu finden.

Eilfter Abschnitt.

Aus den Litteraturen der germanischen Völker.

161. Englische Litteratur.

Die germanischen Völker bewohnen die Mitte und den Nordwesten von Europa. Der germanische Sprachstamm hat drei Hauptzweige: den hochdeutschen, dessen Litteratur wir ausführlicher kennen gelernt haben, weil wir ihm angehören; den niederdeutschen und den nordischen Zweig. Das Niederdeutsche berührt uns zunächst in Norddeutschland; dieses Niedersächsische oder Plattdeutsche bildet den Übergang zu dem Niederländischen, das als Holländisch und Flämisch eine eigene Litteratur zu bilden versucht hat (Hendrik Conscience). Völlig selbständig ist es geworden in England. Zu dem nordischen oder skandinavischen Zweige gehören die Schweden, die Dänen und Norweger nebst den Isländern. (Vergl. Nr. 107.)

Die englische Sprache stammt von der angelsächsischen her, aber sie hat vieles aus dem Normännisch-Französischen und aus dem Lateinischen aufgenommen. Das Angelsächsische entstund aus der Verschmelzung der Sprachen der eingewanderten Jüten, Angeln (aus Schleswig) und Sachsen (von der Küste zwischen Eider und Rhein). Die normannischen Eroberer (1066 nach Chr.) waren Nachkommen von Norwegern, welche 150 Jahre früher die nach ihnen benannte Normandie erobert hatten. Ihre eigene nordische Sprache hatten sie aufgegeben und die in Nordfrankreich vorgefundene angenommen.

In dem angelsächsischen Zeitraume (449—1066) waren vier Sprachen in Gebrauch: 1. Das Gälische, ein keltischer Dialekt, der noch jetzt in Irland und dem schottischen Hochland erhalten ist; *) 2. Cym-

*) Die Lieder des angeblich keltischen Barden Ossian sind unecht. Diese sanfte Nebelpoesie ist (1765) von dem schottischen Gelehrten Macpherson. Vergl. Spalding, Geschichte der englischen Litteratur; auch Talvj hat die Unechtheit (1840) nachgewiesen.

risch oder Wälsch in Wales; 3. Lateinisch, von Geistlichen angewandt, vorzüglich in Irland (Beda venerabilis); 4. das Angelsächsische, in welchem das Heldengedicht Beowulf geschrieben ist. *)

Mit dem normännischen Zeitraume (1066—1307) beginnt das englische Mittelalter. Die normännischen Eroberer führten das Feudalwesen ein und ihre Sprache; das Volk blieb wesentlich germanisch. In dieser Zeit wurden von den Minstrels die in Nordengland einheimischen Volksballaden unter Begleitung der Harfe vorgetragen.

Das 14. und 15. Jahrhundert bietet als Übergangszeit wenige litterarische Erscheinungen. Der größte Schriftsteller dieser Zeit war G. Chaucer (Tschahßör, um 1350).

Zur Zeit der Kirchentrennung lebte Thomas More (Morus), der Kanzler Heinrichs VIII; er war der erste gute Geschichtschreiber, trat gegen die Reformatoren auf und hinterließ anmuthige Privatbriefe.

Um das Jahr 1600 legte die Königin Elisabeth den Grund zu Englands Größe, und gleichzeitig bildete **Shakspeare** das Drama aus. Auch das englische Drama hat seinen Ursprung in den christlichen Schauspielen des Mittelalters, die man in Spanien Autos, in Frankreich Moralités, in England Miracles (Miracle-Plays Wunderspiele) nannte Es waren religiöse Stoffe für das Volk, nicht ohne Zuthat derber Späsße. Shakspeare erhob das Drama aus seiner Kindheit und gab ihm die höchste Vollendung. Das Interesse für Religion und Kirche, der wachsende Wohlstand, der erwachte Sinn für das Alterthum, die zunehmende geistige Bildung weckten die Poesie und erzeugten ein reges wissenschaftliches Leben (um 1590). Die größten Namen jener Zeit sind: Shakspeare (für das Drama), Spenser (für das romantische Epos) und der Bischof Hooker (für die Prosa). **) Die Parteikämpfe der Folgezeit waren für die Litteratur nicht günstig. Hervorzuheben sind noch die beiden Philosophen Bacon und Hobbes. Ein fantasiereicher, durch die Werke des Alterthums gebildeter Dichter jener Zeit war John Milton (Milt'n, 1608—1674) dessen Hauptwerk ein episches Gedicht »das verlorne Paradies« ist. Miltons »Samson« nähert sich der alten griechischen Tragödie. Das 17. Jahrhundert bietet, außer dem großen Physiker Isaak Newton (Njuht'n 1642—1727), wenig Ausgezeichnetes; die lehrhafte Richtung

---

*) Siehe Litteraturbuch I Nr. 2. Beowulf ist stabreimend übersetzt von Ettmüller.

**) Sprich: Schäkßpihr. Spennß'r, Hubk'r.

und die Nachahmung der nüchternen französischen Form und Glätte wirkte sehr ungünstig auf die Poesie. Wir nennen nur Pope (»Lockenraub«) und Thomson (»die Jahreszeiten«). Im 18. Jahrhundert wurde der Roman und die Geschichtschreibung begründet, zwei Darstellungsarten, in denen die Engländer nächst dem Drama das meiste geleistet haben. Weltbekannt wurden »Robinson Crusoe,« ein Werk des Daniel Defoe (um 1700) und der formvollendete Roman »der Landprediger von Wakefield« (Wehkfihld) von Oliver Goldsmith (um 1750). Als Geschichtschreiber lebten damals David Hume (Juhm) und Edward Gibbon (Gibb'n)

Die verstandesmäßige und philosophierende Richtung des 18. Jahrhunderts machte sich, von Frankreich ausgehend, auch in England und Deutschland geltend. In England ward die Rückkehr zur Einfalt, zum Gemüthvollen und Naturwahren vorbereitet durch Percy, der die alten Volksballaden sammelte, nachdem Macpherson durch den (sentimental-modernisierten) Ossian die Gemüther elektrisiert hatte. Dann verjüngten zwei Schottländer, Burns und Walter Scott, die englische Poesie, indem sie aus dem Born der alten volksmäßigen Lieder, Sagen und Legenden schöpften. Der schlichte schottische Bauer Robert Burns (Börnß, geb. 1759) dichtete in schottischer Mundart frische und heitere Lieder, von denen das Lied »Mein Herz ist im Hochland« am bekanntesten ist. Fruchtbarer als Burns war sein Landsmann Walter Scott (geb. zu Edinburg 1771), berühmt durch seine Romane, die sich durch ihre fantasievollen, lebendigen Schilderungen auszeichnen. Seine gelesensten Romane sind: Waverley (Wehwörli), Ivanhoe (Eiwn'hu, auch Eiwänuh), Kenilworth (Kennilwörß), der Alterthümler. *)

Einer der populärsten Dichter des katholischen Irlands ist Thomas Moore, dessen »irische Melodien« seinem Vaterlande gewidmet sind.

Der größte englische Dichter der Neuzeit war Lord Byron (Beiörn, er selbst nannte sich Bihr'n). Byron war verzogen und behielt seinen Jugendleichtsinn das ganze Leben hindurch. In England getadelt begab er sich nach Italien und Griechenland, wo er 1824 starb. Große Dichtergabe ist ihm nicht abzusprechen; ein Ton der Schwermuth und Zerrissenheit ist in den meisten Dichtungen vorherrschend. Am originellsten ist

---

*) Eine der besten deutschen Ausgaben ist die von K. Immer und H. Clifford (ausgewählte Romane, Hamburg 1840).

sein poetisches Wanderbuch Childe Harolds Pilgerfahrt (Tscheild Härröld).

Das Beispiel Walter Scotts, welcher der reichste und gewandteste Erzähler seines Jahrhunderts war, fand viele Nachfolger. Am selbständigsten reihet sich ihm an der Amerikaner Fenimore Cooper (Kupör, geb. 1789). Wahr und anschaulich schildert er die Sitten und Verhältnisse Nordamerikas, namentlich die Wilden, die Pflanzer, Ansiedler und die See. Lesenswert sind: »Der letzte Mohikaner«, »der Lootse«, ein Seegemälde, »der Wildtöter«. *) Durch Schilderung gesellschaftlicher Verhältnisse zeichnet sich aus sein Landsmann Washington Irving (Waschingtön Erwing), dessen »Skizzenbuch«, »Bracebridge-Hall« (Brehsbridsch-Hahl) oder die »Charaktere«, die »Reisen des Columbus« viele Freunde gefunden haben. Noch erzeugnisreicher ist der Engländer E. L. Bulwer (Böll wör, geb. 1803), dessen Hauptwerke »Pelham« (Pelläm) und »Eugen Aram« (Juhd'schin Ärräm) sind. Wie Bulwer seine Stoffe mehr aus der vornehmen Welt, so nahm Karl Dickens, genannt Boz (geb. 1812) die seinigen aus dem Leben der niedern Volksklassen. Er zeichnet humoristische Bilder und ergötzliche Charaktere. In allem was Dickens schreibt, findet sich etwas Gesundes, er zeigt eine höchst treue und lebendige Auffassung der menschlichen Dinge in den Genrebildern, worin er vorzugsweise Meister ist. Wir nennen nur seine anziehende Schrift über Nordamerika (»Amerika«, 3 Bde.), und die »Pickwickier«.

Unter den englischen und amerikanischen Schriftstellern, welche in fast ganz Europa Leser gefunden haben, gehören noch: Marryat (Märriat), Coopers Nachfolger in Schilderung des Seelebens; Miß Grace Kennedy durch ihre christlichen Tendenzerzählungen; Miß Beecher Stowe, Verfasserin des verbreiteten Buches »Onkel Toms Hütte«, einer Schilderung des Negerlebens in den Sklavenstaaten von Nordamerika.

Als Geschichtschreiber erwarb sich den größten Ruf Th. B. Macaulay (Mäkoali, geb. 1800), durch seine Geschichte Englands seit Jakob II. In den Naturwissenschaften glänzen die Namen Brewster (Bruhßtör) und Herschel. Von großem Einfluſs sind die Zeitschriften: Edingburgh-Review (Riwjuh d. h. Übersicht, Musterung), das Londoner Quarterly-Review, Blackwoods Magazin u. s. w. Dazu kommen eine

---

*) Eine anziehende Lektüre für die Jugend sind die „Lederstrumpf—Erzählungen" von Hoffmann.

Menge populärer Encyklopädien, die, wie die Nazion selbst, vorzugsweise auf das Reale gerichtet sind.

Bei so reicher Litteratur ist die Sprache des seebeherrschenden Englands nicht bloß eine europäische, sondern eine Weltsprache geworden, deren Erlernung vom größten Vortheile ist, wenn sie auch nicht besticht durch den bloßen Klang, wie die romanischen Sprachen. [1]) Die Anlage und Durchbildung der englischen Sprache ist hervorgegangen aus einer Vereinigung des Germanischen mit dem Romanischen; jenes gab die sinnliche Grundlage her, dieses führte geistige Begriffe zu. Der größte und überlegenste dramatische Dichter der nachchristlichen Jahrhunderte, Shakspeare, hat in dieser Sprache geschrieben. »Dieser läßt sich — nach dem Ausspruche J. Grimms — an Reichthum, Vernunft und gedrängter Fuge keine der lebenden Sprachen an die Seite setzen.« [2]) Die englische Litteratur ist in ihrem Grundcharakter germanisch und steht der deutschen Litteratur durch Ernst und Tiefe näher als die Litteraturen der romanischen Völker.

162. Shakspeare.

William Shakspeare wurde 1564 zu Stratford geboren und starb 1616. Als Zeitgenosse der Königin Elisabeth von England, Heinrichs IV. von Frankreich, des Tasso und Cervantes, lebte Shakspeare in einer großen und kräftigen Zeit. Von seinem Leben ist uns wenig bekannt. Eine Zeit lang war er in London Schauspieler und alsdann Eigenthümer eines Theaters. Außer einigen Sonetten haben wir von ihm über dreißig Schauspiele. Nur bei einigen der bedeutendsten wollen wir verweilen.

In der Komödie der »Irrungen« geben zwei an Gestalt und Sinnesart ähnliche Brüder Anlaß zu den ergötzlichsten Misverständnissen und Verlegenheiten. Zu den gelungensten Lustspielen gehört der »Sommernachtstraum«, eine von jugendlicher Fantasie übersprudelnde Dichtung. Um die Hochzeitsfeier des Theseus mit der Hippolyta gruppieren sich zwei der verschiedenartigsten Elemente: die zauberhafte Elfenwelt (Oberon und Titania, Droll (Puk) und andere Luftgeister) und das närrische Treiben

---

1) Eine große Erleichterung verschaffen die Elementar- und Lesebücher von J. B. Hoegel (Wien). Ein Handbuch der englischen Litteratur haben wir von Herrig, Litteraturgeschichten von Spalding (gekürzt von H. Schottky) und von Behnsch.

2) „Ursprung der Sprache" S. 50.

spießbürgerlicher Handwerker. Schalkheit und Laune sind in dem Stücke aufs anmuthigste gepaart.

Als tiefer Kenner des menschlichen Herzens, der menschlichen Gesinnungen und Leidenschaften zeigt sich Shakspeare in den Tragödien. In der Zeichnung der Charaktere ist Shakspeare noch von keinem Dichter erreicht.

Unter den Tragödien finden sich viele historische, z. B. Julius Cäsar, Antonius und Cleopatra. Aus der englischen Geschichte behandelte der Dichter vorzugsweise die blutige Zeit der Bürgerkriege, namentlich in den Schauspielen Heinrich IV. Richard III. (der durch Mord und Heuchelei zum Trone gelangt, aber vom Geschicke bald ereilt wird).

Zu den tragischen Stücken, denen allgemeine menschliche Geschicke zur Grundlage dienen, gehören: Romeo und Julie, die beide durch einen verhängnisvollen Irrthum ihren Tod finden; König Lear (Lihr), Hamlet und Macbeth.

König Lear (1605 gedichtet) ist ein Trauerspiel mit den größten und wirksamsten Gegensätzen. Lear, König von England, will das Reich unter seine drei Töchter Goneril, Regan und Cordelia theilen und diejenige bevorzugen, die ihn am meisten liebt. Goneril und Regan, boshaft und falsch, heucheln die größte Liebe und erhalten das ganze Reich, während Cordelia, die ihre Liebe nicht in Worten auszudrücken vermag, von dem verblendeten Vater enterbt wird. Cordelia eilt zu ihrem Gemahle, dem Könige von Frankreich, und auch der treue Graf von Kent wird verstoßen. Allein bald legen die beiden entarteten Töchter ihre boshafte Gesinnung an den Tag, indem sie den Vater darben lassen und ihn sogar verstoßen. Diese gottlose Härte bringt den alten Vater zum Wahnsinn. Der treue Kent sucht den Umherirrenden auf, und Cordelia zieht an der Spitze eines Heeres nach England. Sie wird gefangen genommen und getötet; der Vater, fluchend den beiden gottlosen Töchtern, stirbt auf der Leiche seiner früher von ihm verkannten Cordelia. Allein des Vaters Fluch geht an Goneril und Regan in Erfüllung: beide nehmen ein schmähliches Ende.

In der großartigen, tiefen Tragödie Hamlet, Prinz von Dänemark, sehen wir ein anderes furchtbares Verbrechen bestraft. Hamlets Vater war vom Könige Claudius heimlich ermordet. Claudius heiratet die Witwe, Hamlets Mutter. Der Geist des Ermordeten erscheint dem Hamlet, ihn zur Rache auffordernd. Prinz Hamlet hatte schon lange den Ver-

dacht gehegt, allein er zeigte sich unentschlossen. Unter dem Scheine des Wahnsinns verbirgt er seine Unruhe. König Claudius sucht ihn vergebens aus dem Wege zu räumen. Hamlet rächt an ihm den Tod seines Vaters, und auch die Königin entgeht nicht ihrem Geschicke. Hamlet selbst geht dabei zu Grunde.

In Macbeth (1606 gedichtet) erreicht das Furchtbare und Schreckhafte seinen Gipfel. Ein tapferer, hochbegabter und hochgestellter Mann wird durch Ehrgeiz, welchen glückliche Erfolge wecken und steigern, zur höllischen That des Königsmordes unter seinem eigenen Dache verführt, und erlangt dadurch zwar den Tron, sieht sich aber auch, um sich zu behaupten, zu neuer Unthat genöthigt, sinkt sittlich immer tiefer und fällt zuletzt im gerechten Gerichte vor den Rächern des ermordeten Königs und den Helfern seines zum Trone berechtigten ältesten Sohnes. Das ist der Gesamtverlauf der Handlung in diesem Stücke, das auch von Schiller bearbeitet ist.

Wer sich zu den Gebildeten zählen will, muß zu dem Bewustsein eigener Gesinnungen und Gedanken, zum Erkennen seiner selbst gelangen. Dieß lehrt ihn, auch fremde Gemüthsarten zu erkennen. In diese innere, geistige und moralische Welt des Menschen führt uns Shakspeare als Dichter. Allein wir können nicht unerwähnt lassen, dass viele der Shakspeareschen Schauspiele bei dem Leser eine gereifte Erfahrung voraussetzen und dass sie wegen der Verwickelungen und Gegensätze, wegen des feinen Witzes und der Wortspiele schwer zu verstehen sind. Mit Meisterschaft, Wahrheit und Treue zeichnet der Dichter zuweilen mit derben Ausdrücken den Menschen in seiner Großheit und in seiner tiefsten Erniedrigung. Shakspeare steht da als einer der größten dichterischen Geister aller Zeiten und Völker. Als ihm ebenbürtig können nur gelten: der Grieche Homer (als Epiker) und der Deutsche Göthe (vorzugsweise als Lyriker); dem Dramatiker Shakspeare steht der Spanier Calderon und der Grieche Sophokles am nächsten.

Wenige Dichtwerke des Auslandes haben auf unsere deutsche Litteratur so mächtig eingewirkt als die Dramen Shakspeare's, welche durch die meisterhafte Übertragung A. Wilh. Schlegels und Ludwig Tiecks bei uns ganz heimisch geworden sind. *)

*) Erklärungsschriften und Würdigungen haben wir von A. W. Schlegel (Vorlesungen über dramatische Kunst II.), Ulrici, Rötscher, Gervinus, Delius, Hiecke (Macbeth erläutert und ge-

163. Shakspeare als Charakterzeichner.

(A. W. Schlegel, sämtliche Werke VI. S. 186.)

Shakspeare's Menschenkenntnis ist zum Sprichworte geworden; seine Überlegenheit hierin ist so groß, dass man ihn mit Recht den Herzenskündiger genannt hat. Die Fertigkeit, auch die feineren unwillkürlichen Äußerungen des Gemüths zu bemerken, und die durch Erfahrung und Nachdenken herausgebrachte Bedeutung dieser Zeichen mit Sicherheit anzugeben, macht den Menschenbeobachter; der Scharfsinn, hieraus noch weiter zu schließen, und einzelne Angaben nach Gründen der Wahrscheinlichkeit zu einem bündigen Zusammenhange zu ordnen, den Menschenkenner. Die auszeichnende Eigenschaft des im Charakteristischen großen dramatischen Dichters ist etwas hievon noch ganz Verschiedenes, das aber, wie man es nehmen will, entweder jene Fertigkeit und jenen Scharfsinn in sich fasst, oder beider überhebt. Es ist die Fähigkeit, sich so vollkommen in alle Arten, auch die fremdesten, zu versetzen, dass ihr Besitzer dadurch in den Stand gesetzt wird, als Bevollmächtigter der gesamten Menschheit, ohne besondere Instruktionen für den einzelnen Fall, im Namen eines jeden zu handeln und zu reden. Es ist die Gewalt, die Geschöpfe seiner Einbildungskraft mit so selbständigem Nachdruck auszustatten, dass sie sich nachher nach allgemeinen Naturgesetzen in jedem Verhältnis entwickeln, und dass der Dichter an seinen Träumen gleichsam Erfahrungen anstellt, die eben so gültig sind, als die an wirklichen Gegenständen gemachten. Das Unbegreifliche und Unerlernbare dabei bleibt, dass die Personen scheinen müßen nichts um des Zuschauers willen zu sagen oder zu thun, und dass der Dichter dennoch durch die Darstellung selbst, ohne hinzugefügte Erklärung, die Gabe mittheilt, sie bis ins Innerste zu durchschauen. Deswegen hat Göthe sinnreich Shakspeare's Menschen mit Uhren verglichen, die ein kristallenes Zifferblatt und Gehäuse haben, und indem sie wie andere Uhren richtig die Stunden weisen, zugleich das innere Getriebe warnehmen lassen, wodurch dieß bewerkstelligt wird.

Nichts ist dem Shakspeare jedoch fremder, als eine gewisse zerglie-

---

würdigt), Göthe („Shakspeare und kein Ende", 45. Bd. S. 38 folg.). Eine Probe aus Shakspeare im I. Th. des Litteraturbuches Nr. 59.

dernde Darstellung, welche uns mühsam alle Beweggründe zuzählt, wodurch ein Mensch so oder anders bestimmt wird. Dieses Motivieren, die Sucht mancher neueren Geschichtschreiber, immer weiter fortgesetzt, würde zuletzt alle Individualität aufheben, und den Charakter, der sich oft schon in der frühesten Kindheit entschieden kund gibt, aus lauter fremden Einflüssen zusammensetzen Am Ende handelt ein Mensch doch so, weil er so ist. *) Und wie jeder ist, das offenbart uns Shakspeare auf das unmittelbarste: er fordert und erhält unsern Glauben auch für das Abweichende und Seltsame. Niemals hat es vielleicht ein so umfassendes Talent für Charakteristik gegeben, als das seinige. Es erstreckt sich nicht nur über die verschiedenen Stände, Geschlechter und Alter bis zur unmündigen Kindheit hinab; nicht nur handeln bei ihm der König und der Bettler, der Held und der Gauner, der Weise und der Narr mit gleicher Wahrheit; nicht nur versetzt er sich in entfernte Zeitalter und zu fremden Nazionen, schildert uns bei scheinbaren Verletzungen der Tracht sehr treffend den Geist der alten Römer, den der Franzosen in seiner Darstellung ihrer Kriege mit den Engländern, der Engländer selbst in einem großen Theil ihrer Geschichte, der südlichen Europäer (in dem ernsthaften Theil vieler Lustspiele), die damalige gebildete Gesellschaft und die Rauhheit und Barbarei einer nordischen Vorzeit; seine menschlichen Charaktere haben nicht nur eine solche Tiefe und Bestimmtheit, daſs sie nicht unter Klassennamen zu fassen, ja überhaupt nicht durch Begriffe zu erschöpfen sind: nein, dieser Prometheus bildet nicht bloß Menschen, er öffnet die Pforten der magischen Geisterwelt, läßt Gespenster herauffsteigen, Hexen ihren wüsten Unfug treiben, bevölkert die Luft mit scherzenden Luftgeistern, und diese nur in der Einbildung lebenden Wesen haben eine solche Wahrheit, daſs, wären sie auch misſgeborne Ungeheuer, wie Caliban, er uns dennoch die bestimmende Überzeugung abnöthigt: gäbe es dergleichen, so würden sie sich so benehmen. Mit einem Worte, so wie er die fruchtbarste kühnste Fantasie in das Reich der Natur hineinträgt, so trägt er auf der andern Seite die Natur in die jenseits des Wirklichen liegenden Regionen der Fantasie hinüber. Wir erstaunen über die vertrauliche Nähe des Außerordentlichen und Wunderbaren.

---

*) Ähnlich dem Satze: „Man muß etwas sein, um etwas zu machen." Göthe (1828. Eckermann. Gespr. II.)

164. Abschied von der Welt.

(Von Maria Stuart.*) Aus dem Französischen übertragen von Gisbert Freiherrn Vincke: „Rose und Distel, Poesien aus England und Schottland.")

Was nützt die mir noch zugemess'ne Zeit?
Mein Herz erstarb für irdisches Begehren,
nur Leiden soll mein Schatten nicht entbehren,
mir blieb allein die Todesfreudigkeit.

Ihr, meine Feinde, lasst von eurem Neid;
mein Herz ist abgewandt der Hoheit Ehren,
des Schmerzes Übermaß wird mich verzehren,
bald geht mit mir zu Grabe Hass und Streit.

Ihr Freunde, die ihr mein gedenkt in Liebe,
erwägt und glaubt, dass ohne Kraft und Glück
kein gutes Werk mir zu vollenden bliebe.

So wünscht mir bess're Tage nicht zurück,
und weil ich schwer gestrafet ward hienieden,
erfleht mir meinen Theil am ew'gen Frieden.

165. Gebet.

(Von Maria Stuart. Nach dem lateinischen Original übertragen von Gisbert Freiherrn Vincke.)

O Gott, mein Gebieter,
stets hofft' ich auf dich!
O Jesu, Geliebter,
nun rette du mich!
In hartem Gefängnis,
in schlimmer Bedrängnis
ersehnet' ich dich;
in Plagen dir klagend,
im Staube verzagend,
erhör', ich beschwöre,
und rette du mich!

---

*) Marien ward ihr Todesurtheil am 22. November 1586 verkündigt. Elisabeth zögerte bis zum 1. Februar 1587, ehe sie den Befehl zur Hinrichtung unterzeichnete. Das folgende „Gebet" soll von der Königin wenige Stunden vor ihrem Tode niedergeschrieben worden sein.

166. Ein gut Gewissen.

(Von König Karl I., übertragen von Gisbert Freiherrn Vincke. Der Bürgerkrieg zwischen Karl I. und dem Parlament entbrannte 1642; Karl ward den Schotten überliefert 1646; sein Prozeß begann 1649 am 20. Jänner, er starb am 9. Februar.)

Schließ' dein Aug' und schlaf' in Frieden,
dem Leib, der Seel' ist Ruh' beschieden:
Er, der schützend ob dir wacht,
kennt nicht Schlaf bei Tag und Nacht.
Nur in der Brust ein gut Gewissen,
das ist das rechte Schlummerküssen.
Des Königs Lust ein Mislaut stört,
wenn er nicht jenes Flüstern hört:
So schließ dein Auge ruhig, schlaf in Frieden;
wem ist so süßer, sich'rer Schlaf beschieden!

167. Einfache Häuslichkeit.

(Aus Goldsmiths „Landprediger von Wakefield" (Wehkfihld), einem Musterromane für alle Zeiten. Oliver Goldsmith, der Sohn eines Predigers, war geboren in Irland 1728; er starb 1774. Im vierten Kapitel seines allbekannten Romanes beweiset er, dass selbst bei dem bescheidensten Vermögen ein Glück bestehen könne, das nicht von den Umständen, sondern von der Einrichtung abhängt.)

Die Nachbarschaft unsers neuen Aufenthaltsortes bestand aus Landwirten, die ihren eigenen Boden bebauten und gleich entfernt vom Überflusse wie vom Mangel lebten. Da sie fast alle Lebensbedürfnisse selbst erzeugten, so besuchten sie selten Städte oder Flecken, um überflüssige Dinge zu kaufen. Fern von der verfeinerten Welt, bewarten sie noch die ursprüngliche Sitteneinfalt, und genügsam aus Gewohnheit betrachteten sie die Mäßigkeit kaum als eine Tugend. An Werktagen arbeiteten sie mit Lust. Festtage waren ihnen Pausen der Erholung und des Vergnügens Sie hielten noch an ihren Weihnachtsgesängen, sie aßen am Fastnachtstage ihre Pfannkuchen, übten ihren Witz am ersten April, und knackten pflichtgemäß am Michaelsabende ihre Nüsse. Von unserer Ankunft unterrichtet, zog die ganze Nachbarschaft aus, um ihren Geistlichen zu empfangen, alle in ihren schönsten Kleidern, und einen Pfeifer und Trommelschläger voran. Auch einen Schmaus hatte man zu unserm Empfange bereitet, zu dem wir uns fröhlich niedersetzten, und was der Unterhaltung an Witz gebrach, ersetzten wir durch Lachen.

Unsere kleine Wohnung lag am Fuße eines abschüssigen Hügels, von hinten durch ein liebliches Gebüsch geschützt, und vorn ein plätschernder

Bach; auf der einen Seite eine Wiese, auf der andern ein Anger. Mein Pachtgut bestand aus etwa zwanzig Äckern vortrefflichen Landes, für dessen Verbesserung ich meinem Vorgänger hundert Pfund bezahlt hatte. Nichts gieng über die Freundlichkeit meines kleinen Gehäges; die Ulmen und Baumhecken boten einen unvergleichlich schönen Anblick dar. Mein Häuschen hatte nur einen Stock, und war mit Stroh gedeckt, was ihm einen recht traulichen Anblick gewährte; die Wände im Innern waren sorgfältig geweißt, und meine Töchter machten sich gleich darüber, sie mit selbst verfertigten Gemälden zu schmücken. Wenn auch dasselbe Gemach uns zum Wohnzimmer und zur Küche diente, so war es dadurch nur um so wärmer. Zudem wurde es höchst reinlich gehalten; die Schüsseln, Teller und das Kupfergeschirr waren blank gescheuert und alles war in glänzenden Reihen auf den Simsen aufgestellt, so dass das Auge wahrhaft davon ergötzt wurde, und eine reichere Ausschmückung nicht zu vermissen schien. Außerdem hatten wir noch drei andere Zimmer, eines für meine Frau und mich, ein anderes für unsere beiden Töchter, und das dritte, in dem zwei Betten stunden, für meine übrigen Kinder.

Die Lebensweise meiner kleinen Republik hatte ich auf folgende Weise geordnet. Mit Sonnenaufgang versammelten wir uns alle im gemeinschaftlichen Zimmer, wo die Magd zuvor schon Feuer angemacht hatte. Nachdem wir einander mit gehöriger Aufmerksamkeit begrüßt (denn ich sah stets darauf, an gewissen bestimmten Formen der guten Gesellschaft zu halten, ohne welche gewisse Freiheiten immer der Freundschaft störend in den Weg treten), knieten wir alle in Dankbarkeit vor dem Wesen nieder, das uns abermals einen Tag schenkte. War diese Pflicht abgethan, so gieng ich mit meinem Sohne an unsere gewöhnliche Arbeit außer dem Hause, während sich meine Frau und Töchter mit der Zubereitung des Frühstückes beschäftigten, das immer zu einer bestimmten Zeit bereit stand. Zu diesem Mahle erlaubte ich eine halbe Stunde, und eine ganze zum Mittagsessen, diese Zeit verstrich unter unschuldigen Scherzen zwischen meiner Frau und meinen Töchtern, und unter philosophischen Gesprächen zwischen meinem Sohne und mir.

Gleichwie wir mit der Sonne aufstanden, so setzten wir unsere Arbeiten auch nie nach ihrem Untergange fort, sondern kehrten zu unserer harrenden Familie zurück, wo lächelnde Blicke, ein freundlicher Herd und ein liebliches Feuer unserer harrten. Auch fehlte es uns nicht ganz an Gästen; zuweilen machte Pächter Flamborouh, unser redseliger Nachbar,

und oft auch der blinde Pfeifer uns einen Besuch, um unsern Stachelbeerwein zu kosten; denn wir hatten weder das Rezept dazu noch den Ruhm in dessen Bereitung verloren. Diese harmlosen Leute wusten auf verschiedene Art gute Gesellschaft zu leisten; während der eine die Flöte blies, sang der andere irgend eine trauliche Ballade; als: Hänschen Armstrong's letzte gute Nacht, oder die Grausamkeit Barbara Allen's. Der Abend wurde auf dieselbe Weise beschlossen, wie wir den Morgen begannen; meine jüngsten Knaben hatten dabei die Tageslekzion aus der Bibel zu lesen, und wer am lautesten, deutlichsten und besten las, erhielt am Sonntage einen halben Penny, um ihn in den Klingelbeutel zu legen.

Kam der Sonntag heran, so war dieß ein wahrhafter Tag des Puzzes, den alle meine Aufwandgesetze nicht zu hemmen vermochten. So sehr ich mir auch schmeichelte, durch meine Predigten gegen die Hoffahrt die Eitelkeit meiner Töchter besiegt zu haben, so fand ich doch, dass sie noch insgeheim all' ihrer frühern Putzsucht anhiengen; fortwährend liebten sie noch Spitzen, Bänder, Spangen und hübsche Zeuge; selbst meine Frau hieng noch an ihrem rothen Seidenkleide, weil mir früher einmal entschlüpft war, dass es ihr gut stünde.

Besonders am ersten Sonntage mußte ich mich über ihr Benehmen ärgern. Ich hatte meinen Mädchen den Abend vorher schon gesagt, sie sollten sich am folgenden Morgen frühzeitig ankleiden; denn ich hielt stets darauf, eine gute Weile vor der übrigen Versammlung in der Kirche zu sein. Pünktlich hatten sie auch meiner Anordnung gehorcht, allein, als wir uns des Morgens beim Frühstücke versammelten, kamen meine Frau und Töchter in all' ihrer vormaligen Herrlichkeit aufgeputzt herbei, ihre Haare mit Pomade aufgekleistert, ihre Gesichter über und über mit Schönpflästerchen belegt, und ihre Schleppen hinten dergestalt aufgebunden, dass sie bei jeder Bewegung rauschten. Unwillkürlich mußte ich über ihre Eitelkeit lächeln, besonders über die meiner Frau, der ich mehr Klugheit zugetraut hätte. Unter diesen Umständen blieb mir daher nichts anderes übrig, als meinem Sohne mit ernster Miene aufzutragen, die Kutsche vorfahren zu lassen. Die Mädchen waren über diesen Befehl erstaunt; ich aber wiederholte ihn noch ernster als zuvor. — Du scherzest wohl nur, mein Lieber, sagte meine Frau, wir können ganz gut zu Fuße gehen, und brauchen jetzt nicht in der Kutsche zu fahren. — Du irrst dich, mein Kind, versetzte ich, wir brauchen allerdings eine Kutsche; denn wenn wir in diesem Aufzuge zur Kirche giengen, so würden uns alle Kinder des

Kirchspieles nachlaufen. — Ei, erwiederte meine Frau, ich glaubte bis jetzt immer, mein Karl liebe es, seine Kinder sauber und hübsch um sich zu sehen. — Ihr könnt so sauber sein, als ihr wollt, unterbrach ich sie, und ich werde euch nur um so mehr lieben; aber all' dieß ist keine Sauberkeit, sondern Flitterkram. Diese Krausen, Spitzen und Schönpflästerchen werden uns nur bei allen Frauen unserer Nachbarn verhasst machen. Nein, meine Kinder, fuhr ich in ernsterem Tone fort, diesen Kleidern kann ein etwas einfacherer Schnitt gegeben werden; denn Putz ziemt Leuten sehr wenig, denen schon die Mittel zum Nothwendigen gebrechen. Ich bin nicht einmal mit mir im Reinen, ob sich solche Falbeln und Lappen selbst für reiche Leute schicken, wenn wir bedenken, dass nach mäßiger Berechnung die Blöße des Dürftigen von dem Putze des Eiteln bekleidet werden könnte.

Diese Vorstellung that die gehörige Wirkung; mit großer Ergebung giengen sie im Augenblicke an ihre Umkleidung, und am folgenden Tage hatte ich die Befriedigung, meine Töchter aus eigenem Antriebe damit beschäftigt zu finden, ihre Schleppen zu Sonntagswesten für Richard und Wilhelm, meine beiden Kleinen, zu verschneiden; und was noch befriedigender war, die Kleider schienen durch diese Zustutzung nur gewonnen zu haben.

168. Wanderers Heimkehr.

(Nach dem Englischen von Gisbert Freiherrn Vincke: „Rose und Distel, Poesien aus England und Schottland“ Dessau 1853.)

1. Süß ist's dem Wandrer Morgens früh,
wenn Sang vom Himmel klingt,
und wirbelnd in dem thau'gen Licht
die Lerch' empor sich schwingt.

2. Und lieblich ist dem Wandersmann
der kühlen Lüfte Spiel,
wann er um Mittag, müd' und matt,
verfolgt sein fernes Ziel;

3. Und wenn er schier erliegt der Last
im heißen Sonnenschein —
und sprudelnd Wasser ihn umrauscht
mit leisen Melodei'n;

4. Und wenn das Licht am Abend sinkt,
und Ruh' ist überall,
dann bringt ihm süß von fern in's Ohr
der Herdenglocken Schall.

5. Doch ob das alles früh und spät
dem Wand'rer lieblich klingt:
Weit süßer ist der Willkommsgruß,
den ihm die Liebe bringt.

169. Schottisches Nazionallied.

(Von Burns, übersetzt von W. Gerhard.)

1. Mein Herz ist im Hochland, mein Herz ist nicht hier;
mein Herz ist im Hochland in Waldes Revier;
dort jagt es den Hirsch und verfolget das Reh;
mein Herz ist im Hochland, wohin ich auch geh'.

2. Leb' wohl, mein Hochland, mein heimischer Nord!
Die Wiege der Freiheit, des Muthes ist dort.
Wohin ich auch wandre, wo immer ich bin:
Auf die Berg', auf die Berge zieht es mich hin.

3. Lebt wohl, ihr Berge, bedecket mit Schnee!
lebt wohl, ihr Thäler, voll Blumen und Klee!
lebt wohl, ihr Wälder, bemcstes Gestein,
ihr stürzenden Bächlein in farbigem Schein!

4. Mein Herz ist im Hochland, mein Herz ist nicht hier,
mein Herz, liebe Heimat, ist immer bei dir!
Es jaget den Hirsch und verfolget das Reh;
mein Herz ist im Hochland, wohin ich auch geh'!

170. Des ewigen Juden Klage.

(Von William Wordsworth (Wördswörß, geb. 1770 in Cumberland, starb 1850. Aus dem Englischen übersetzt von Gisbert Freiherrn Vincke.)

1. Zwar der Strom durch Klippenhänge
tobt mit schäumend wilder Hast,
doch in stillen Thales Enge
findet er die Zeit zur Rast.

2. Zwar dem Aar gleich ob den Klüften
stürmt die Gämsʼ im kühnen Satz,
doch sie hat in Felsenschlüften
den verborg'nen Lagerplatz.

3. Schwebt der Falk' in Wirbelwinden
als ein Schifflein ob dem Forst,
weiß er doch die Ruh' zu finden,
kennt den Pfad zum stillen Horst.

4. Zwar dem Seepferd ist beschieden
keiner Höhle sich're Hut,
aber schläft es doch in Frieden,
schaukelnd auf der glatten Flut.

5. Keinen Schritt thu' ich zum Ende,
nimmer tagt's zum letzten Mal,
nimmer, dass zur Rast sich wende
meines öden Wanderns Qual.

171. Des wandernden Juden Gesang.

(Dasselbe übersetzt von Kannegießer. Zur Vergleichung.)

1. Ströme rauschen aus den Quellen
manche Felsenstuf' hinab;
doch es finden ihre Wellen
endlich in der Tief' ein Grab.

2. Adlerschnell mit kühnem Satze
schwingt die Gämsʼ ob Klippen sich;
doch an einem kleinen Platze
fühlt sie wohl sich heimatlich.

3. Gleich dem meergepeitschten Schiffe
schwebt der Rab' im Sturm dahin;
zum geliebten Felsenriffe
trägt den Schweifenden sein Sinn.

4. Seepferd' in der Wogen Tosen
haben zwar kein eigen Haus;
dennoch ruhn die sorgenlosen
auf der Brust der Fluten aus.

5. Aber meine Müh'n und Plagen
täglich, nächtlich wachsen sie,
ich muß wandern, ich muß zagen,
denn zum Ziele komm' ich nie.

172. Flüchtiger Schein.

(Von Thomas Moore, geb. zu Dublin 1780. Übersetzt von Freiligrath.)

1. Die Welt ist all' ein flüchtig Scheinen,
der Freude Lächeln, süß und klar,
der stillen Wehmuth bittres Weinen,
o falsches Thun, o falsches Meinen —
Nichts, nur der Himmel noch, ist wahr!

2. Der Ruhm mit seinen Sonnenblicken
in Dunkel bald verkehrt er sich;
der Schönheit Glanz, der Lieb' Entzücken
sind Blüten, ach! das Grab zu schmücken —
der Himmel nur glänzt ewiglich!

3. Und so verschlingt uns Well' um Welle;
hin ziehn wir ohne Bahn und Spur,
Fällt oft ein Blitz auch — seine Helle
beleuchtet eine düstre Stelle; —
der Himmel bringt die Ruhe nur!

173. Des Sommers letzte Rose.

(Von Thomas Moore. Übersetzt von V. von Arentsschild.)

1. Eine Rose, die letzte,
noch einsam erglüht;
ihre lieblichen Schwestern
sind alle verblüht;
kein Blümchen, verwandt ihr,
kein liebendes Herz
erwiedert ihr Sehnen,
haucht Trost ihrem Schmerz.

2. Verwais'te! du sollst nicht
hier trauern allein;
wo ruh'n deine Trauten,
da schlummre mit ein.
Deinen Blätterschmuck streu' ich
in Lieb' auf die Gruft
deiner Jugendgespielen,
nun kalt ohne Duft!

3. So schnell mög' ich folgen,
wenn Freundschaft erbleicht,
jedes Kleinod der Liebe
zerbrochen entweicht.
Wer die Lieben sah fliehen,
die Treuen grub ein:
wie möchte der bleiben
im Öden allein!

174. Betrachtung auf dem Meere.

(Von Thomas Moore. Übersetzt von Gisbert Freiherrn Vincke.)

Sieh dorthin, wo der Mondstral lächelnd träumt,
die kleine Welle hebt sich aus der Flut,
und eine Weile funkelt sie und schäumt
und murmelnd wieder senkt sie sich und ruht.

So strebt der Mensch, ein Spiel von Sorg' und Lust,
empor aus wechselvollem Meer der Zeit,
und kaum schwellt stolze Zuversicht die Brust —
zerfließt er also in die Ewigkeit.

175. Das bessere Land.

(Von Felicia Hemans. Übersetzt von Freiligrath.)

1. Ein besseres Land nennst du entzückt?
Seine Kinder, sagst du, sind reich und beglückt?
Mutter, wo mag sein Ufer scheinen?
Laß es uns suchen und nicht mehr weinen.
Ist's, wo im Myrthenhain rastet der Hirt,
wo die Feuerfliege das Laub umschwirrt?
— Da nicht, da nicht, mein Kind!

2. Ist es, wo schlank die Palme steht,
das Haupt von gefiederten Büscheln umweht?
Auf Inseln in ewig heiteren Zonen,
wo duftende Wälder die Blütenkronen
schütteln, wo Weihrauch die Staude schwitzt,
wo der Vogel des Paradieses blitzt?
— Da nicht, da nicht, mein Kind!

3. Ist es, wo über Geschiebe von Gold
brausend die Welle der Ströme rollt?

Wo feurig im tiefen Dunkel der Minen
Diamanten funkeln und rothe Rubinen?
Wo die Perle glänzt am Korallenstrand?
O Mutter, ist dieß das bessere Land?
— Da nicht, da nicht, mein Kind!

4. Kein Auge sah es, mein Sohn! kein Ohr
vernahm seiner Stimmen jauchzenden Chor.
Seine Pracht — kein Träumender sah im Schlummer
solch Leuchten! — fern bleiben ihm Tod und Kummer,
nie stört die Zeit seinen Glanz, seinen Duft;
jenseit der Wolken, jenseit der Gruft
— da ist's, da ist's, mein Kind!

176. Das Meer.

(Aus Harolds Pilgerfahrt von Lord Byron. Übertragen von Zedlitz.)

1. Roll' hin, tief dunkelblaues Meer, roll' hin!
Zehntausend Flotten furchen nicht dein Blau;
auf Erden heißt des Menschen Spur Ruin,
der Strand gebeut ihm Halt — die Wasserau
trägt Trümmer, die dein Werk allein, zur Schau.
Kein Schatten menschlicher Zerstörungswuth
trübt dich; schnell sinkt, gleich einem Tropfen Thau,
stönend der Mensch hinab in deine Flut,
kein Grab, Geläut' noch Sarg, wo unbekannt er ruht.

2. Sein Fuß wallt nicht auf deiner Bahn — dein Feld
ist seine Beute nicht — du hebst dich kühn,
wirfst ihn von dir; die Kraft, die rings die Welt
zerstört, verachtest du, du schleuderst ihn
von deinem Busen zu den Wolken hin,
und bebend in der wilden Wogen Spiel
muß er zu seinen Göttern heulend flieh'n,
beim Hafen, seiner engen Hoffnung Ziel,
wirfst du zu Boden ihn; dort laß ihn, wo er fiel.

3. Geschütze, deren donnernden Gewittern
sich Felsenfesten und Nazionen neigen,
vor denen Herrscher in der Hauptstadt zittern,
die riesenripp'gen Leviathan' aus Eichen, *)
die ihre Erdenschöpfer stolz besteigen,
im Wahn, daſs Meer und Krieg der Mensch bezwingt,
dein Spielzeug sind sie, das in deinen Reichen

*) Der gleich einem Krokodil oder Wallfisch dahinziehende Dampfer. Über L. vergl. Job. 40. 41.

gleich einer Flocke Schnee in Meer versinkt,
das der Armada [1]) Stolz, Trafalgar's Raub [2]) verschlingt.

4. Glorreicher Spiegel, d'rin des Ew'gen Bild
im Sturm sich malt, zu allen Zeiten ruht,
ob laut, ob still, ob wild bewegt, ob mild,
ob starr am Pol, ob schwellend in der Glut
der Zonen, — frei, erhaben, endlos Flut
scheinst du das Bild der Ewigkeit zu sein,
des Unsichtbaren Tron; — es schafft die Brut
der Ungethüm' dein Schlamm; — jed' Land ist dein;
gefürchtet wallst du hin, unendlich, tief allein.

177. Aus der nordischen oder skandinavischen Litteratur.

Die Nordgermanen, namentlich die Norweger und Isländer, hielten am längsten das Heidenthum fest. Sie haben uns in der Edda die ältesten Götter- und Heldensagen der Germanen aufbewart. Ein in der alten Heldensage wurzelndes Gedicht ist die allgemein bekannte Frithjofs Sage.

Die dänische Litteratur lehnt sich vielfach an die deutsche. Die bekanntesten Namen sind: Öhlenschläger, Baggesen, Andersen, Hertz. Sie gehören der neuern Zeit an, und schrieben theils dänisch, theils deutsch.

Aus der schwedischen Litteratur nennen wir: Esaias Tegnér, den Bearbeiter der Frithjofs Sage (geb. 1782), die Erzählerin Friederike Bremer, die Naturforscher Linné (1707—1778) und Berzelius (geb. 1779).

Aus der Frithjofs Sage.

(Von E. Tegnér. Übersetzt von Gottlieb Mohnike.)

In Norwegen herrschte ein weiser König, Namens Bele, der zwei Söhne, Helge und Halfdan, und eine Tochter Ingeborg hatte. Bele's Freund war Thorsten, dessen Sohn Frithjof (d. h. Friededieb) hieß. Dieser erbte nach des Vaters Tode das väterliche Gut, und Bele vererbte das Reich seinen beiden Söhnen.

König Bele und Thorsten Wikingsson.

1. König Bele stund im Hoffal, gestützt auf's Schwert,
und bei ihm Thorsten Wikingsson, der Bonde *) wert,
sein alter Waffenbruder, bald hundertjahrig,
und narbig wie ein Runstein **), und silberhaarig.

1) Philipps II. Flotte 1588. 2) Die Engländer unter Nelson zerstörten 1805 die französisch-spanische Flotte beim Kap Trafalgar zwischen Cadiz und der Meerenge von Gibraltar.

*) Gutsbesitzer, Bauer. **) Runen waren nordische Schriftzeichen, Geheimschrift.

2. So stehen zwischen Bergen zwei Tempel da
aus Heidenzeit, dem Sturze sind beide nah;
doch läßt viel Weisheitsrunen die Mauer sehen,
und am Gewölbe Bilder der Urzeit stehen.

3. »Es neiget sich zum Abend,« so Bele spricht,
»nicht schmeckt der Meth, ich fühle des Helms Gewicht,
für menschlich Treiben dunkeln die Augen beide,
doch Walhall leuchtet näher, ich fühl's, ich scheide.«

4. Die beiden Söhn' und deinen bestellt' ich mir;
Zusammen sie gehören, wie beide wir.
Noch Warnung will ich geben den jungen Aaren,
bald werden nicht mehr Worte der Zung' entfahren.« —

5. Da kamen, wie er wollte, die Söhne an,
mit finsterm Blick trat Helge zuerst heran;
meist war er bei den Sehern am Altarsteine,
und kam mit blut'gen Händen vom Opferhaine.

6. Drauf kam der Knabe Halfdan, mit lichtem Haar,
sein Angesicht zwar edel, doch weichlich war;
zum Spiele schiens als trüg' er im Gurt die Schneide,
aus sah er wie ein Mägdlein im Heldenkleide.

7. Zuletzt im blauen Mantel trat Frithjof ein,
um eine Haupteslänge der höchste von den drei'n;
so stund er zwischen beiden, wie Tagesfülle
steht zwischen Rosenmorgen und Waldnachthülle.

8. »Ihr Söhne,« sprach der König, »mein Tag sinkt hin;
in Eintracht führt die Herrschaft, in Brudersinn;
denn Eintracht hält zusammen, dem Ring an Spere
vergleichbar, ohne diesen ist schlecht die Wehre.«

9. »Laßt Stärke stehn als Hüter an Landespfort,
und Frieden blühn im Innern, am sichern Ort.
Nicht schaden soll die Klinge, sie schütz' alleine,
der Schild als Hängschloss schirme des Bauern Scheune.«

10. Die Götter, Helge, wohnen im Disarsal',
doch nicht, wie Schnecken wohnen in enger Schal';
so weit das Tageslicht leuchtet und Stimmen schallen,
so weit Gedanken fliegen, die Götter wallen.«

11. »Die Lung' am Opferfalken täuscht oft genug,
nicht wenig Balkenrunen enthalten Trug.
Ein redlich Herz, o Helge, mit offnen Zügen,
schrieb Odin voller Runen, die nimmer trügen.«

12. »Nicht hart sei, König Helge, nein, sei nur fest,
das beste Schwert am leichtsten sich biegen läßt.
Es schmückt die Huld den König, wie Blumen Schilde,
und mehr als Winterkälte bringt Frühlingsmilde.«

13. »Ein Mann, dem Freunde mangeln, wie stark er sei,
stirbt wie ein Stamm der Wüste von Rinde frei.
Im Freundeskreise kannst du als Waldbaum stehen,
der Bach benetzt die Wurzel, laß Stürme wehen.«

14. »Nicht trotz' auf Väter Ehre, die eigne nur ist dein;
der Spanner kann den Bogen nur nennen sein.
Was frommt der Wert dir, welcher nicht mehr verweilet?
Mit eigner Flut der Kraftstrom durchs Meer hin eilet.«

15. »Du Halfdan, Frohsinn schmücket den weisen Mann,
doch Königen am mindsten steht Tändeln an.
Ohn' Hopfen taugt der Honig zum Meth nur wenig,
leg Stahl ins Schwert, ins Spielen den Ernst, o König!«

16. »Zu viel Verstand hat keiner, wie weis' er heiß',
doch wenig genug weiß mancher, der gar nichts weiß.
Den Dummen ziert kein Hochsitz, den Gast von Witze
hört alles gern beim Mahle, wo er auch sitze.«

17. »Zum Waffenbruder, Halfdan, zum Freunde treu,
ist nah der Weg, wie ferne sein Haus auch sei.
Doch abwärts liegt dagegen, auf fernem Wege
des Feindes Hof, auch wenn er am Wege läge.«

18. Auch wähle zum Vertrauten nicht jeden du,
das leere Haus ist offen, das reiche zu.
Wähl' einen dir, und suche dir nicht den andern;
bald wird, was dreie wissen, zu allen wandern.« —

19. Drauf erhob sich Thorsten, fiel also ein:
»Nicht ziemt sichs, dass zu Odin du gehst allein.
Wir theilten Lebenswechsel als gleiche Erben;
so theilen, hoff' ich, König, wir auch das Sterben.«

20. »Sohn Frithjof, sieh, das Alter hat manches mir
ins Ohr geflüstert, dieses empfange hier.
Auf Gräbern Odins Vögel im Norden wohnen,
und weise Wort' auf Lippen der Greise tronen.«

21. »Zuerst die Götter fürchte, denn Schmerz und Heil,
wie Sonn' und Sturm vom Himmel uns wird zu Theil.
Sie sehn ins Herzgewölbe, ist's gleich verschlossen;
der Stunde Schuld noch büßt man, sind Jahr' entflossen.

22. »Gehorch dem König! Einem gebührt die Macht;
ein Auge ward dem Tage, viel' hat die Nacht.
Der Beßre auf den Besten nie sieht mit Neide,
auch Griff ist noth dem Schwerte, nicht bloß die Schneide.«

23. »Viel Kraft ist Göttergabe; doch nutzt sie nicht,
dieß, Frithjof, wohl bedenke, wenn Witz gebricht.
Der Bär mit Kraft von zwölfen muß Einem weichen,
Recht schützt vor Obmacht, Schilde vor Schwertesstreichen.«

24. »Furcht weckt der Stolze wenig, Haſs aber überall,
und Übermuth, o Frithjof, erzeugt den Fall.
Hoch sah ich manchen fliegen, des nun die Krücke;
die Luft gebeut den Saten, der Wind dem Glücke.«

25. »Den Tag, o Frithjof, preise erst wann der Abend kommt;
Meth, wann du ihn getrunken, Rath, wann er frommt.
Das Jünglingsalter trauet leicht manchem Dinge,
doch Noth erprobt die Freunde, der Streit die Klinge.«

26. »Du selber stirbst, es stirbt auch was dir gehört,
eins aber weiß ich, Frithjof, nie wird's zerstört:
Dieß ist der Toten Nachruhm; drum laſs das Schlechte,
und wolle nur das Edle und thu das Rechte.«

27. So warnten sie, die Alten, im Königssal,
wie drauf der Skald [1]) gewarnet im Hawamal [2]).
Kernvolle Worte giengen von Mund zu Munde,
aus Nordens Hügeln flüsternd noch diese Stunde.

28. Noch sprachen ferner beide manch herzlich Wort
von ihrer treuen Freundschaft, berühmt im Nord;

---

1) Der heilige Sänger, Dichter. 2) Ein Lied der Edda.

wie innig bis zum Tode in Freud' und Leide
sie Hand in Hand zusammen gehalten beide

29. »Sohn, Rücken gegen Rücken war unser Stand,
drum war ein Schild der Norne [1]) stets zugewandt.
Nun vor euch hin wir Alten gen Walhall [2]) eilen;
der Väter Sinn er möge bei euch verweilen!« —

30. »Wenn stets ihr drei zusammen so werdet stehn,
dann wird nie euern Obmann der Norden sehn;
denn Kraft, der Königshoheit eng angeschlossen,
ist blauer Stahl dem Goldschild rund umgegossen.«

31. »Und grüßet mir die Tochter, die Rose roth;
auf wuchs sie in der Stille, wie ich gebot.
Umhegt sie, dass der Sturmwind sie nicht umwüte,
und heft' an seinen Helmhut die zarte Blüte.«

32. »Auf dich, o Helge, leg' ich des Vaters Sorg,
wie eine Tochter liebe mir Ingeborg!
Zwang reizt ein Herz, das edel, doch sanfte Lehre
führt Mann und Weib, o Helge, zu Recht und Ehre.« —

33. »Zwen Hügel macht uns, Söhne, und wählt die Stell'
auf jeder Seit' am Busen an blauer Well',
ihr Lied gewährt dem Geiste noch Wohlbehagen,
und wie ein Drapa [3]) klinget der Woge Schlagen.«

34. »Und nun lebt wohl, ihr Söhne! Jetzt eilet fort!
Wir gehen zu Allfader, zum Ruheort,
wie müde Flüsse sehnend zum Meer hinstreben.
Heil wolle Frej und Odin und Thor euch geben!« [4])

---

1) Nornen heißen die drei Schicksalsgöttinnen (vergl. I. Nr. 90).
2) Vergl. I. S. 3.
3) Ein Gedicht zur Ehre der Verstorbenen.
4) Die ganze Sage ist für die Jugend bearbeitet von Ferdinand Bäßler.

Zwölfter Abschnitt.

Aus der Litteratur der Perser und Araber.

178. Poesie der Perser.

Wir haben bisher die bedeutendsten Litteraturerzeugnisse der europäischen Kulturvölker kennen gelernt und einzelne Blumen gepflückt aus dem großen, reichen Garten. Es bleibt uns noch übrig, einen Blick nach dem Morgenlande zu thun. Die Werke der Hebräer und Inder gehören der vorchristlichen Zeit an (Litteraturbuch I. 4. und 5. Abtheilung); die Blüte der mohamedanischen (der arabischen und persischen) fällt in das Mittelalter.

Die Perser (wie auch die Meder) gehören zu der großen Völkerfamilie der Indo-Germanen (Litteraturbuch I. S. 291). Die alte Geschichte der Perser und Meder knüpft sich vorzüglich an die Namen Kyros und Dareios. Der religiöse Kultus dieser Völker bezog sich auf die Sonne und das Feuer; ihre Priester hießen Magier; das Religionsbuch der Perser, die Zend-Avesta des Zoroaster, war in der alten Zendsprache abgefasst. Die iranische Heldensage ist uralt und verflochten mit den religiösen Ideen in der Zend-Avesta. Wie wir in Deutschland in Sagen und Gebräuchen noch Erinnerungen an das Helden- und Heidenthum haben, so erhielten sich auch in Persien viele Volksüberlieferungen. Der unter Kyros herrschende Feuerdienst ward von den spätern Beherrschern zurückgedrängt. Die Sassaniden (226—651 nach Chr.) weckten die alte Heldensage wieder. Als aber die Araber (im 7. Jahrh.) auch Persien erobert hatten, zertrümmerte der Mohamedanismus die Lichtreligion oder drängte sie nach Osten zurück, bis endlich um das Jahr 1000 nach Chr. Geb. Mahmud von Gasna die alten persischen Überlieferungen sammeln ließ. Der Sänger **Firdusi** bildete daraus ein großes Ganze, ein Nazionalepos. Sein Schahname d. i. Königsbuch (1851 von Adolf Fr. v. Schack ins Deutsche übersetzt) hat bei den Persern ein ähnliches Ansehen wie Homers Epos bei den Griechen. Als Haupthelden ragen Rustem und Alexander der Große

hervor. Es sind nicht einige Tage des Kampfes wie in der Ilias und der zweiten Hälfte unserer Nibelungen, sondern es sind viele Jahre, die Firdusi unsern Augen vorführt. Aber der Kampf der iranischen Helden im Dienste des Lichts gegen Mächte der Finsternis, gegen die Turanier, ist der Kern und Mittelpunkt aller Erzählungen. Diese Einheit wird dadurch erhöht, dass der größte der Helden, Rustem, als Jüngling, Mann und Greis, im Wechsel mehrerer Geschlechter, den größten Theil der Dichtung beherrscht und mit den meisten Einzelsagen verflochten wird.

Von den lyrischen Dichtern Persiens nennen wir nur Nisami, Sadi und Hafis. Sadi, dessen »Rosengarten« meist lehrhaft ist, lebte im 13. Jahrhunderte. Auf der Höhe persischer Dichtkunst steht Hafis (14. Jahrhundert), dessen Diwan d. i. Liedersammlung ebenfalls ins Deutsche übertragen ist. Die Männer, welche mehr oder weniger frei übersetzend diesen Theil des Orients uns erschlossen, sind: Rückert, Hammer-Purgstall (von Graz), Schack, Schlechta-Wssehrd (von Wien).

Eine Episode des Königsbuches von Firdusi heißt »Rustem und Sohrab.«

Rustem, der tapferste Held des Reiches Iran, gelangt in ein fremdes Land. Dort verbindet er sich mit der Königstochter. Nach einigen Jahren aber kehrt er zurück; sein Knabe Sohrab wächst heran, und als der Vater nimmer wieder kommt, zieht Sohrab auf Geheiß der Mutter mit einer Kriegsmacht aus, um den Vater aufzusuchen. Schon an der Gränze legt Sohrab Proben seines Heldenmuthes ab. Die Kriegesscharen des Feindes ziehen ihm entgegen, an ihrer Spitze Rustem. Vater und Sohn erkennen einander nicht. Nach hartnäckigem Kampfe erliegt Sohrab und wird sterbend von seinem Vater erkannt.

Dieß ist der allgemeine Inhalt des Gedichtes, das zum Theil an das deutsche Hildebrandlied erinnert (I. Nr. 1), wie denn überhaupt die persische Heldensage in naher Verwandtschaft zu der deutschen steht. In der Bearbeitung Fr. Rückerts, von der wir eine Probe lesen wollen, heißen die beiden Helden »Rostem und Suhrab.«

179. Suhrabs Rossprobe.

(Von Fr. Rückert.)

Zu seiner Mutter sprach Suhrab, der junge Held:
Den Vater nun zu schau'n, Mutter, zieh ich in's Feld.
Dazu brauch' ich ein Ross, mit meinem Muth Schritt haltend.

Ein Roff mit einem Huf von Eisen, kieselspaltend:
von Stärk' ein Elefant und vogelgleich an Schwung,
im Wasser wie ein Fisch und wie ein Reh im Sprung;
ein Roff, das meine Wucht und meine Waffen trage,
und nicht von meiner Faust erlieg' an einem Schlage.
Denn nicht zu Fuße ziemt zum Kampfe mir zu geh'n,
vom hohen Roff will ich dem Feind in's Antlitz seh'n
Da so die Mutter hört' ihr junges Heldenblut,
zum Himmel hub sie stolz ihr Haupt in hohem Muth.
Sogleich befohlen ward von ihr dem Hirtenvolke,
zu bringen aus der Trift von Pferden eine Wolke,
damit dem Suhrab käm' ein Rößlein fein zur Hand,
auf dem er säße, wann er ritt in Feindesland.
Und alles was sich fand von Pferden allzumal,
was aufzutreiben war da zwischen Berg und Thal,
das trieben sie zur Stadt, und Suhrab nahm, der Leu,
die Fangschnur nun und trat zum nächsten ohne Scheu.
Welch Roff vor allen stark er sah von Bug und Backen,
des Riemens Schlinge warf er gleich ihm über'n Nacken.
Er zog es her und legt' ihm auf den Rücken auch
die Hand, da lag's gestreckt am Boden auf dem Bauch.
Es konnte nicht den Druck der flachen Hand ertragen.
Er braucht es mit der Faust zu Boden nicht zu schlagen.
Schon war durch seine Hand manch schmuckes Roff geknickt,
und keines kam ihm noch zur Hand, für ihn geschickt.
Es schien, es war kein Roff für seine Kraft gerecht,
und traurig ward der Sproff' vom Pehlewangeschlecht.
Da stellte sich zuletzt ein alter Recke dar
und sprach: ich hab ein Roff wie keines ist, noch war.
Im Gange wie ein Pfeil, im Laufe wie ein Wind,
es ist von Rostems Hengst, vom Rachs, ein einzig Kind.
Kein Roff von gleicher Kraft ist auf der Welt zu seh'n,
ein Blitz im Rennen ist's und ein Gebirg im Steh'n,
die Hitze noch der Frost macht ihm nicht kalt noch heiß.
Mit Nüstern voller Dampf und Poren ohne Schweiß.
Ein Wolkenschatten schwebt es über Thal und Hügel
und segelt durch die Luft, ein Vogel ohne Flügel.
Der Pfau zieht ein vor Scham des Rads gespannten Reif;
wenn es die Mähne hebt und hoch trägt seinen Schweif.
Am Berge klimmend, ist es einem Löwen gleich;
im Wasser schwimmend, ist er einer Möwen gleich.
Sein Reiter, wenn im Ritt er schnellt den Pfeil vom Bogen
kommt schneller als der Pfeil dem Feinde nachgeflogen.

So flüchtig ist's zur Flucht, auch der von seiner Sohlen
erregte Staub versucht umsonst es einzuholen.
Bei allen Tugenden, die diesem Rösslein eigen,
hat's einen Fehler nur: es läßt sich schwer besteigen.
Doch wer's bestiegen hat, den wird's zum Siege tragen,
der mag darauf den Kampf mit Rostem selber wagen.
Froh wurde Rostems Sohn von dieses Wortes Klange,
er lacht' und rosengleich erglühte seine Wange.
Laut rief er: Ei so bring mir gleich das schmucke Ross!
Sie brachten's ungesäumt zum jungen Heldenspross.
Er machte gleich an ihm mit seiner Hand die Probe,
das Thier war stark genug und es bestund die Probe.
Da schmeichelt', streichelt' er's und sattelt' es geschwind,
auf's starke Ross schwang sich das starke Heldenkind.
Im Sattel saß er fest als wie ein Bild von Erz,
und hielt mit leichter Hand die Zügel wie zum Scherz.
Er tummelte das Ross, dass es begann zu schäumen,
zu schnauben mit Gebraus, doch durft' es ihm nicht bäumen.
Da sprach vom Ross Suhrab, indem er's anhielt, leise:
So hab' ich nun ein Ross gewonnen zu der Reise,
nun acht' ich mein die Welt, da ich ein Ross gewann,
auf dem ich Rostem selbst mit Ruhm bestehen kann.

180. Kawus beruft den Rustem aus Sabulistan.

(Übersetzung von Schack.)

An Rustem, den Erhabenen, erließ
der Schah ein Schreiben, das ihn also pries:
»Heil dir und Glück, du meines Trones Pfeiler!
Du Weltverheerender! du Kronvertheiler!
Ein Türke hat das Schwert auf uns gezückt,
gen Iran ist er in das Feld gerückt;
das weiße Schloss umzingelt nun sein Heer
und das Entrinnen fällt der Mannschaft schwer.
Von wahrem Löwenmuth ist dieser Recke,
dem Elefanten gleicht an Wuchs der Kecke;
in Iran wagt ihm zu streiten keiner,
kein Arm zerschmettert seinen Ruhm, als deiner!
Und außer dir ist keiner auf der Erde,
durch den dieß Drangsal abgewendet werde!
Mein Hort bist du, berühmter Löwenfänger,
du meines Heeres Herz, o Weltbedränger!
Masenderan bezwangst du! deine Kraft

entriss mich in Hamaveran der Haft!
Die Sonne wird von Furcht vor dir verzehrt!
Der Morgenstern erbebt vor deinem Schwert!
Meergleich wallt unter deines Reksch Gestampf
der Staub! Kein Elefant steht dir im Kampf.
Der Leu muß deinem Fangestrick erzittern,
der Felsen sinkt vor deinem Sper zu Splittern!
Du bist mein Schirm in Mühsal und Bedrängnis,
mit deiner Hilfe trotz' ich dem Verhängnis!
Ein neues Unglück ist mir nun gekommen,
mein Herz ward seinetwegen schwer beklommen;
vernommen haben meine Großen alle,
was Guschdehem berichtet von dem Falle;
und alles scheint es noth, dass ungesäumt
der wack're Giw sein Ross zum Ritte zäumt,
um dir des Pehlewanen Brief zu bringen,
der näh're Kunde gibt von diesen Dingen.
Wenn dieses Schreiben deine Hand empfängt,
so sprich das Wort nicht, das am Mund dir hängt,
und hast du Rosen in der Hand, so riech
sie nicht — steh' auf und uns zu Hilfe flieg'!
Mit deinen kühnen Reitern zeuch herbei,
aus Sabul komm, erheb' ein Feldgeschrei!
Nur du und keiner sonst vermag dem Frechen,
der uns bekämpft, den Übermuth zu brechen!
Kai Kawus schrieb's, versiegelte den Brief;
gab ihn dem wackern, windgeschwinden Giw
und sprach zu ihm: »Nun flieg' in hurt'gem Trab'!
An deinem Rosse nutz' die Zügel ab!
Gönn' dir, wenn Rustem du getroffen hast
wie müd' du seist, in Sabul keine Rast!
Nachts angelangt, kehr' um beim Morgenschimmer!
Sag' ihm, dass uns ein Kampf bedroht, ein schlimmer!
Und dass, will er uns seinen Arm nicht gönnen,
wir mit dem Feind' nicht fertig werden können!« *)

---

*) Abul Kasim Mansur, gewöhnlich Firdusi (d. h. der paradiesische) genannt, ist geb. 940, gest. 1020. Das Schahname oder Königsbuch umfasst 60,000 reimende Doppelverse. Der Dichter erhielt vom Schah Mahmud nicht den versprochenen Lohn und mußte im Alter Mangel leiden. Sein Lebensende hat Heine besungen.

181. Aus Sadi's Rosengarten.

(Sadi, d. i. der glückliche, ward zu Schiras geboren, studierte zu Bagdad, hatte von den Türken und Kreuzfahrern viel zu erdulden; er reisete oft nach Mekka, lernte die Verhältnisse und Sitten vieler Länder kennen und schrieb seine Erfahrungen erst im Alter nieder. Die bekanntesten Sammlungen seiner Dichtungen sind „der Rosengarten" und der „Fruchtgarten." Aus dem erstern folgende Proben.)

1. Geradheit.

Es ziemt nicht, dass man insgeheim ein Wort nur sagt,
das man nicht jedem öffentlich zu sagen wagt.

2. Geduld.

Die ihr traget eigner Fehler Schuld,
habt mit anderer Vergeh'n Geduld.

3. Wahl der Freunde.

Dem Unbeständ'gen gib nicht deiner Freundschaft Hand,
zur Freundschaft passet nur was treu und von Bestand.

4. Freundschaft.

Wer wohlgefällig anderer Fehler vor dir aufgezählt,
sei sicher dass er deine Fehler andern gern erzählt.

5. Glückswechsel.

Hat einen bei der Hand das Glück ergriffen,
die Hand legt jeder auf die Brust zum Gruß;
doch hat ihn Gottes Allmacht stürzen lassen,
gleich setzt ihm jeder auf den Kopf den Fuß.

182. Des Vogels Rath.

(Eine Fabel, aus dem Persischen von Hammer-Purgstall.)

Ein Landmann hatte einen Garten,
er pflegte Tulpen drin zu warten,
Zipressen, Rosen, Oleander,
Pom'ranzen, Äpfel durcheinander.
Er gieng vorbei am Frühlingshain,
da sah er drin ein Vögelein,
das streckte Schnabel aus und Klauen
nach allem, was es konnte schauen.
Es rafft' zusammen frisch und froh,
was immer dalag, reif und roh.
Der Landmann zornig so auffährt,
dass Glut des Zorns die Welt verzehrt.
Er spannte das Netz, und zog die Klinge,
dein letztes Lied, o Vogel, singe!

Das Vögelein sprach jämmerlich:
O guter Mann, Gott hüte dich.
Was treibt dich denn zu diesem Werke?
Du mehrst durch mich nicht deine Stärke.
Lass ab von dieser blut'gen That,
ich gebe dir dreifachen Rath:
Zuerst bekümmre du dich nicht,
wenn jemand, was nicht möglich, spricht;
für's zweite mach' nicht böses Blut,
wenn du verloren hast ein Gut;
und drittens rath' ich dir aus Gründen,
du suche nicht, was nicht zu finden.
Willst du nicht Leiden geben Platz,
so sei dir dieser Rath ein Schatz.
Der Mann wollt' jetzt großmüthig sein,
er machte frei das Vögelein.
Es flog aus seiner Hand vergnügt
dem Pfeil gleich, der vom Bogen fliegt;
es setzte sich auf einen Ast,
und sprach zum Manne wohlgefasst:
Weißt du, was du verloren hast,
weißt, wer gewesen ist dein Gast?
Begraben liegt im Magen mein
groß wie ein Ei ein Edelstein.
Ich seh', dir will nicht das Geschick,
du hättest sonst gemacht dein Glück.
Den Mann die Reue nun ankam,
die Freude war verkehrt in Gram.
Er sinnt auf neuen Trug, auf List,
weil er nach Gold begierig ist.
Er sprach zum Vogel: Lass dieß sein,
du bist mehr wert als Edelstein,
komm, sei mein Gast beim Festgelage,
erfrische meines Lebens Tage.
Du sollst an meinem Herzen ruhn,
ich will dir ja kein Leid anthun.
Es lacht das Vögelein als Sieger,
Und spricht: »O thörichter Betrieger!
Bevor ich dir gerathen gut,
war unverweigert dir mein Blut.
Da du den Rath von mir vernommen,
was soll ich weiter dir noch frommen?
Rieth ich dir nicht aus guten Gründen:

Du suche nicht, was nicht zu finden.
Was wolltest du denn meinen Rath,
wenn er nicht nützet dir zur That?
Wie bärge denn ein Vögelein
den eiergroßen Edelstein?
Ein Vogel leget Eier frei,
was nützt im Magen ihm das Ei!
Das hast du nicht bedacht hernach.
Es ist unmöglich, was ich sprach.
Und wenn verloren ist das Gut,
was machest du dir böses Blut?
Damit dir's so nicht mag ergehen,
soll nicht dein Sinn nach Reichthum stehen.«

183. Sprüche.

1.

Wer sich mit dem Vater brüstet,
eigener Verdienste bar,
wär' er selbst der Stern im Auge,
bleibt verächtlich immerdar.

2.

Denn der Zweig, der furchtentblößte,
der am Obstbaum pranget stolz,
weil er keine Früchte bietet,
ist nicht mehr als eitel Holz.

3.

Niedrig bleibt der Staub für immer,
wenn ihn auch, in leichtem Flug,
eines Wirbelwindes Flügel
hoch empor zum Himmel trug.

184. Gräme dich nicht!

(Aus Hafis, übersetzt von Daumer.)

1. Ob feindselige Winde
schreckhaft tosen, o gräme dich nicht!
Denn hold werden im Lenze
Lüftlein kosen, o gräme dich nicht!

2. Ob erstorbne Gebüsche
rings dein Auge beleidigen,
aus dem Tode lebendig
blühn einst Rosen, o gräme dich nicht!

3. Ob durch stachliche Wüste
hin zur Kaba die Reise geht,
lass' dich Dornen und Disteln
nicht erboßen, o gräme dich nicht!

4. Ob glückseliger Heimat
Jussuf [1]) grausam entrissen weint,
hoch im Ruhme prangt einst,
der verstoßen, o gräme dich nicht!

---

1) Jussuf, d. d. Josef.

5. Alles kreiset und wechselt,
auch dein Leiden, es wandelt sich;
nicht erliege den herben
Schicksalsloßen, o gräme dich nicht!

185. Poesie der Araber.

Die Hebräer, Araber, Syrier und Phönizier zählt man zu der semitischen Völkerfamilie. Der reichbegabte Stamm der Araber besitzt eine Poesie, welche den Charakter ihres Landes und ihrer Religion hat. Von Alters her bewohnten die Araber als friedliches Hirtenvolk die üppigen Triften oder sie durchstreiften als kühne Räuber die Wüsten jener großen Halbinsel. Die lebendige Fantasie dieses Volkes schuf eine blühende Volkspoesie, die Tapferkeit und Ehre, Liebe und Freiheitslust athmet. Eine Sammlung von Heldengesängen und andern Liedern heißt Hamâsa (übersetzt und erläutert von Fr. Rückert), eine andere Moallakat (um 500 nach Chr.). Seit dem Auftreten Mohammeds, der durch Begründung des Islams die einzelnen Stämme zu einem Ganzen vereinigte und die Araber auf den Schauplatz der Weltgeschichte führte, gestaltete sich der Nazionalcharakter ganz nach dem Geiste des Koran (622 nach Chr.), und dieß blieb nicht ohne Einfluſs auf die Poesie. Die Berührungen mit andern Völkern regten die Dichtkunst und Wissenschaft der Araber mächtig an. Das den Arabern heilige Buch, der Koran, ward erst nach Mohammeds Tode durch Abubekr gesammelt (634).

Dem Sohne der Wüste war es Bedürfnis, die langen Nächte, die er unter freiem Himmel verbrachte, durch Erzählungen sich zu verkürzen, und seine Fantasie ergieng sich in einer reizenden Märchenwelt. Die arabischen Märchen »Tausend und eine Nacht« sind auch unter uns bekannt geworden. Die Makamen des Hariri (12. Jahrh.) sind, wie vieles andere aus der morgenländischen Dichtung, durch Rückert in unsere Sprache übertragen, indem er sie frei nachbildete. Auch Hammer-Purgstall hat viele arabische Dichtungen übersetzt, und eine umfassende Litteraturgeschichte der Araber geschrieben.

186. Ausdauer.

(Arabisches Volkslied, aus Rückerts Hamâsa, I. 77.)

1. Geduld! Ausdauer in Geduld ziemt Freigebornem baß;
und auf den Unbestand der Zeit ist für ihn kein Verlaß.

2. Ja, hülf' es euch, dass feig ein Mann sich ließe zitternd sehn
vor einem Unfall, hülf' es euch, gebückt und knechtisch gehn:

3. So wär' doch ein getroster Muth in jedem Wechselfall
des Unglücks einem freien Mann viel besser überall;

4. Wie denn vielmehr, da dem Geschick kein Fliehender entrann,
und sich vor dem, was Gott verhängt, der Mensch nicht bergen kann!

5. Drum, wie der Tage Wechsellauf ob uns mag kreisen auch
mit Wohl und Weh, und wie das Glück mag üben seinen Brauch:

6. Geschmeidigt hat es nicht an uns den starren Lanzenschaft,
noch uns zu dem hinabgebeugt, was ist unehrenhaft.

7. Vielmehr als Saumross boten wir ihm dar den edlen Muth,
auf den man legt Untragbares, und er trägt alles gut;

8. Und schirmten uns durch schöne Kraft des Duldens auf der Fahrt,
dass stark uns blieb die Ehre, die den andern schmächtig ward.

187. Spruch aus Hamâsa.

Des Mannes Wert ist nicht im Kleide,
und ob er geh' in Gold und Seide.

Des Mannes Wert ist im Gemüthe
und in der angestammten Güte.

188. Sprüche.

(Von Lebid Ben Rebiat, 600 nach Chr. Nach Rückert.)

1.

Die Furcht des Herrn nur führt zum bessern Theile;
mit ihm sei meine Weil' und meine Eile.

2.

Brauch' die Kameele, wozu jedes taugt;
das Werk geräth, wie man das Werkzeug braucht.

189. Aus dem Koran.

Gottes ist der Orient,
Gottes ist der Occident.

Mag sich euer Angesicht
in gewohnter Betepflicht
hier und dorten hinbewegen,
überall ist Gott zugegen.
Dafs jedoch kein Unterricht
mangele, kein Zweifel laste,
jede Fehde ruh' und raste:
mit gebeugtem frommen Sinn
kehret euch zur Kaaba hin *).

190. Das Erdbeben.

(Aus dem Koran. Sura 99. Nach Hammer.)

Wann die Erde bebet mit Beben,
wann sie ihre Lasten wird von sich geben,
und der Mensch sagt: was ist ihr?
An jenem Tage wird sie Geschichten erzählen,
welche der Herr geoffenbaret ihr.
An jenem Tage kommen die Menschen scharenweis ihre Werke zu schauen.
Und wer einen Gran Gutes gethan, schaut es dann,
und wer einen Gran Böses gethan, schaut es dann.

191. Sprüche des Kalifen Ali.

1. Beste Rache.

Vergilt nicht, ob dein Feind dir etwas Böses thu',
so überwind'st du dich und deinen Feind dazu.

2. Kindespflicht.

Gib Ältern, was du kannst, und bis an's Grab:
Du schenkest nicht, du trägst nur deine Schulden ab.

3. Furcht und Hoffnung.

Ein Thor, der vieles hofft und sich um nichts bemüht;
ein Thor, wer Furcht hat und das Böse doch nicht flieht.

4. Ausdauer.

Greif an dein Werk, und wirf den Muth nicht bald zu Erden;
was schwer ist, kann durch Fleiß und Übung leichter werden.

*) Kaaba: der schwarze Stein, das Nazionalheiligthum der Mohammedaner, in der Kaaba zu Mekka.

5. Kunst sich beliebt zu machen.

Willst du geliebt sein von den Leuten,
so höre, lerne, schweig und laß das Streiten.

192. Das Kameel.

(Arabische Stammsage, von Fr. Rückert.)

Als Gott beschloſs,
daſs der Araber Urstamm
ziehen sollt' in die Wüste,
die Öde zu bewohnen,
zu bevölkern die Leere:
schuf er, um zu Führern
ihrem Zuge zu dienen,
zwei Geschöpfe,
Strauß und Kameel.

Aber der Strauß,
scheu und unverständig,
entzog sich dem Dienst
mit schneller Flucht,
ungeduldig die Last zu tragen,
die ihm der Mensch aufbürden wollte;
sprechend: ich bin ein Vogel,
wie sollt' ich mich zäumen lassen?
Mit stumpfen Flügeln
die Lüfte schlagend
und mit schwerem Hufe den Boden,
zwar flog er nicht, doch floh er
unaufhaltsam wüstenein.

Doch das Kameel
senkte gehorsam
sich auf's Knie,
nahm geduldig
die Bürd' auf den Nacken
und den verdoppelten Rücken,
des Arabers Zelt und Zeltbehör,
Waffen, Geräthe, Weib und Kind.

Von einem Brunnen zum andern,
mit Dattelpalmen am Rande,
trägt es die hungernden, dürstenden,
sich selbst begnügend
mit saftlosen Kräutern
und bittern, die es verwandelt
in Ströme von süßer Milch.

Doch wo die Karawane
verschmachtet im heißen Sand,
ersetzt es hingeopfert
mit dem gesparten Vorrath
reinen Wassers im Magen
der Reisenden erschöpften Schlauch.

Im Mangeljahr
öffnet die Armut
ihm eine Ader,
und zehrt von seinem Blute,
ohne sein Fleisch und Leben,
das kostbare, anzugreifen;
aber der Reichthum
schlachtet es gerne,
das kostbare, seinem Gaste.

Immer im Geleite des Friedens
ist das Kameel,
wie im Dienst des Krieges das Roß.
Auf Rossen reiten
die Männer des Stammes in den Kampf;
aber die Frauen des Stammes ziehn,
von Kameelen getragen,
hoch auf Sänften geschaukelt,
über sanfte Hügel dahin.

193. Die zehn Reisenden.

(Makame des Hariri (um 1100), von Friedrich Rückert.)

(Die Makamenform besteht in gereimter Prosa mit eingeflochtenen Gedichten von ein und demselben Endreim in jeder einzelnen zweizeiligen Strofe. Die Einkleidung der Makamen (Unterhaltung) ist der Art, dass sie vorgetragen werden von einem Erzähler Hareth Ben Hemman. Dieser ist der Dichter selbst.)

Hareth Ben Hemmam erzählt: Ich kam nach Meltia mit leichter Seele, — und schwer beladnem Kameele; — dann nach niedergelegtem Reisestabe — war ich nur bedacht auf meines Gelds Ausgabe, — hörte nicht auf, dem Wilde der Freude nachzujagen, — und den Bronnen der Lust nachzufragen, — und es gieng mir niemals aus — Augenweide noch Ohrenschmaus, — noch Ergötzung und Vergnügung — und anmuthige Zeitbetrügung. — Als mir nun dort weiter blieb — zu längerem Aufenthalt kein Trieb; — verwandt' ich, was noch nicht war verlaufen — von des Goldes Haufen — dazu, um Reisegeräth zu kaufen. — Und als ich wohlgeschmückt, — von keinem Kummer gedrückt, — war zur Reise ins Feld gerückt, — sah ich einen Trupp von neun Mann, — dessen Aussehn den Blick zog an, — und dessen Ansehn das Herz gewann; — die hatten Wein geladen in Schläuchen, — und ließen eben ihre Thier' auskeuchen, — gelagert an einem grasigen Bühl, — um zu erwarten das Abendkühl. — Da stieß ich zu ihnen, — nicht aus Lust zu zechen, — sondern aus Lust zu sprechen, — nicht gelockt von den Düften ihres Weins, — sondern von den Lüften ihres Vereins. — Als ich nun eingetreten in den neuen Orden, — und der neune zehnter geworden, — fand ich, dass sie nicht waren Einer Mutter Kind, — noch Eines Hauses Gesind, — sondern zusammengeweht von des Zufalls Wind; — nur dass die Bildung und die Bekanntschaft — zwischen ihnen geschlungen ein Band der Verwandtschaft, — dass sie leuchteten als ein Bild der Eintracht, — wie der Gürtel Orions bei der Nacht. — Als ich nun im Stillen den Stern gepriesen, — der mir zu ihnen den Weg gewiesen, — mischte ich meine Unterhaltung in ihre, — und mein Thier unter ihre Thiere. — Da ergiengen wir uns in des Gespräches Windungen, — und durchliefen des Witzes Erfindungen, — bis wir anlangten bei den versteckten Wortverbindungen, wie wenn einer Heuschrecken im Sinn hat und dich fragt: — wie wird

Gräser-Furcht mit einem Wort gesagt? — Da ließen wir die Pfeile spielen, — und sorgten nicht, wohin sie fielen, — vor oder hinter den Zielen; — reihen auf gut Glück an einen Faden — Sonn' und Pleiaden, — ärntend Datteln und Dörner, — sammelnd Spreu und Körner, — zum besten gebend Spelzen und Spelt, — falsche Münzen und gutes Geld: — die Gabel langte in den Kessel um die Wette, — und spießte bald das Magre bald das Fette. — Da hatte sich unvermerkt unserem Kreis — angeschlossen ein Greis, — dem ausgegangen schien die Behaarung, — und eingegangen dafür Erfahrung; — er war wie ein Mann, der hört und sieht, — was um ihn geschieht. — Als er nun merkte, dass uns der Speichel versiegte im Mund, — und der Brunnengräber kam auf den Felsengrund, — wandt' er sich spöttisch.

Doch die Gesellschaft erhob sich und rief: Was du zerrissest, das flicke, — oder zur Buße dich schicke! — Du sollst nicht von dieser Stätte, — du bietest denn von deinem Geräthe — bess'res als das unsere von dir verschmähte. — Als er so sich sah den Weg verrannt, — und sich in den Beschwörungskreis gebannt, — sprach er: Lasset das Getöse, — und höret, wie ich mich löse! — Da wandte er sich zum Hauptmann der Gesellschaft und sprach:

1. Du in der Rennbahn des Geistes tummelnd
mit Sporn des Scharfsinns des Witzes Gaul,
nimm dich zusammen! in einem Worte
zusammenfasse mir Löwen-Maul.

Leumund (Leu-Mund).

Dann lachte er auf den zweiten und sprach:

2. Du, dessen feiner Hand die Lösung
macht nicht des feinsten Knotens bang,
wie hilfst du dir, wenn du sollst sagen
mit einem Worte Gleich dem Klang?

Wiederhall (wie der Hall).

Dann blickte er den dritten an und rief:

3. Du, auf dessen Gartenbeeten
wuchert ew'gen Lenzes Grünheit,
kannst du mit dem Wort mir dienen,
das in sich hält Adlerkühnheit?

Armut (Aar-Muth).

Dann winkte er dem vierten und sagte:

4. Du, dessen Glücksgebäude
Gott schirme vor'm Verfall!
Welch' Wort ist, das gebietrisch
stets ruft: Herbei Metall?

Kommerz (Komm Erz).

Dann nickte er gegen den fünften und begann:

5. Du! wenn eine müde Arbeiterin
dich bedroht mit einem Grimmchen;
weißt du wohl mit einem Worte
ihr zu sagen: Halt ein, Immchen?

Rubinchen (ruh' Bienchen).

Dann trat er den sechsten an und sprach:

6. O du, auf dessen Wangen
der Freude Wiederschein ist;
kannst du ein Wort mir sagen,
eines, das zweimal rein ist?

Purpur (pur pur).

Dann deutete er auf den siebenten und rief:

7. Du, dem das Kleid der Bildung,
den Nacken schön umfloss,
kannst du mit einem Worte
mir sagen]: nackt und bloß?

Barbar (bar bar).

Dann lächelte er den achten an und sprach:

8. Du, des Geist in Fülle
blüh'nder Gärten wohnt,
sag' mit einem Worte:
Klinge, Frühlingsmond!

Schallmey (schall May).

Dann betrachtete er den neunten und rief:

9. Du, dessen Muth nicht schaudert
vor'm Drönen der Bedränger;
wie kann mit einem Worte
man sagen: Klare Sänger?

Hellebarden (helle Barden).

Der Erzähler spricht: Als an mich nun die Reihe kam, klopfte er mir auf die Schulter und sprach:

10. O der du schätzest nach Würden, was
man Schönes schreibet und Schönes spricht;
wie kann man einfach mit einem Worte
Feld-Narren sagen und anders nicht?

Autoren (Au-Thoren).

Dann rief er: Ich bin noch nicht auf des Fasses Grunde, — ich muß noch einmal tränken in die Runde. — Worauf er von vornen anfieng, und fragend den ersten angieng:

11. Kluger! wenn du irgend Träger
ohne Trage sähest, sage,
welch ein Wort du brauchen würdest
statt der beiden: Ohne Trage?

Sonderbare (sonder Bahre).

Worauf er heranbrach — und den zweiten anstach:

12. Edler! wenn dein Vatersbruder
gieng im schlechten Wetter aus;
könntest du mit einem Worte
ihm nicht sagen: Ei! nach Haus!

Oheim (o heim).

Worauf er sich wandte — und auf den dritten spannte:

13. Reicher! wer in deinem Hause
ist's, der lange dir zuvor war?
Nenn' ihn mir mit einem Namen,
welcher sagt: bejahrt und Vorfahr?

Altan (alt Ahn).

Worauf er seitwärts schielte — und auf den vierten zielte:

14. Weidereicher! dessen Thäler
stehn von Bergen fest umhagt;
sage, was in Bergesklüften
nennt sich Muhme wohlbetagt?

Basalt (Bas' alt).

Worauf er blinzte — und es auf den fünften münzte:

15. Frommer! schmachtet das Land nach Regen,
Wieviel wert ist ein Tropfen dort!
Betend sage zum Himmel: Feuchte schicke! sag es mit einem Wort.
Tausende (Thau sende).

Worauf er sich anließ — und den sechsten anblies:

16. O Schöner! mögest du mit Glück
bestehen alle Fehden!
Nenne eines Wählers Namen,
der bedeutet: wählte jeden.
Koralle (Kor alle.)

Worauf er sich rührte — und den siebenten in Versuchung führte:

17. Freigebiger! dem theuer
nicht seine Herden sind;
o sag' mit einem Worte:
Schafräuber, komm geschwind!
Wolfeile (Wolf eile!)

Worauf er sich bückte — und den achten mit dem Gruß beglückte:

18. Will denn der Lust des Lebens
sich mischen Gram ach immer?
Komm, laß mit einem Worte
uns sagen: Gram ach nimmer.
Harmonie (Harm o nie).

Worauf er vor dem neunten haltend, — ausrief, die Hände faltend:

19. O ihr, vor oder hinter denen
liegen Länder unbezirket;
eh' ihr auseinander scheidet,
sag' ein Wort euch: Freunde wirket!
Brüderschaft (Brüder schafft).

Worauf er mich begrüßte, — und den Abschied versüßte:

20. Hast du mit der Sonne
Blicken dich geletzt,
sag' mit einem Seufzer:
Niederwärts zuletzt!
Abendlich (ab endlich).

Da brach die Gesellschaft aus — in Entzückungsbraus, — rufend: Sprich aus, sprich aus! — wer bist du? und wo bist du zu Haus? — Doch er stönte wie eine Söhneberaubte, — und sprach mit gesenktem Haupte:

Jeder Gebirgsweg ist mein Weg,
jedes Gehäg ist mein Revier;
aber Serug ist, wo sich hin
wendet mein Herz mit Schmerzbegier,
meiner Erinnerung Jugendbraut,
von ihr wehet die Luft zu mir,
von den Abendfliegen durchtönt,
jeder geschmückten Gärten Zier;
was ich dort so oft geschaut,
zeugt im Auge nun Tränen hier.
Nichts des Lieblichen war mir lieb,
und nichts Süßes mir süß nach ihr.

Der Erzähler spricht: Da sprach ich zu den Genossen: — das ist Abu Seid, von Serug entsprossen, — des Geistes ewig wechselnder Farbendunst, — der Schönheit immer wallende Feuersbrunst; — Räthselspiele sind das Geringste seiner Kunst. — Worauf ich anhob mit Brunst,

— ihnen seinen Wert zu rühmen, — und sein Verdienst in ihren Augen zu blümen. — Dann wandt' ich mich, siehe da war er verschwunden — und seine Spur ward nicht gefunden.

194. Mitgabe für's Leben.

(Arabisch, von Fr. Rückert.)

Wann die Noth am höchsten. ist Gott am nächsten.
Wenn Hoffnungslosigkeit dein Herz umschränket,
die weite Brust verengt das, was dich kränket,
das Unglück niedertritt und hin sich lagert,
und sich auf deine Schultern Mühsal senket;
dir keine Aussicht bleibt die Noth zu wenden,
und nichts hilft, was ein kluger Mann erdenket:
so kommt dir eine Hilf' in der Verzweiflung,
die dir der Güt'ge, der Erhörer, schenket;
und jedes Missgeschick, auf's höchste steigend,
ist einer nahen Lösung zugelenket.

Anhang. *)

Ludwig von Baiern und Friedrich von Österreich.

(Aus „Ludwig der Baier." Schauspiel in fünf Aufzügen. Von L. Uhland.)

Nach Heinrichs VII. Tode wählten einige Kurfürsten den kriegskundigen Herzog Ludwig den Baier zum deutschen Könige, die andern koren den sanften und biedern Friedrich den Schönen, Herzog in Österreich. Ein achtjähriger Krieg, den besonders Friedrichs Bruder Leopold betrieb, war Folge dieses Zwiespalts. Das in den Städten aufstrebende Bürgerthum erklärte sich für Ludwig, der Adel hielt es mit Friedrich von Österreich. Ludwig behauptete sich mit Glück, und er erhielt ein Übergewicht durch die entscheidende Schlacht bei Mühldorf oder Ampfing, wo Friedrich, der ohne die Hilfe seines Bruders abzuwarten den Kampf gewagt hatte, durch den kriegserfahrenen Nürnberger Feldhauptmann Seyfried Schweppermann besiegt und gefangen wurde. Leopold setzte aber den Krieg fort. Ludwig war mit seinem gefangenen Gegner Friedrich von Jugend auf befreundet. Dieser saß im Schlosse Trausnitz, sein Gemüth dem Himmlischen zugewendet. Ludwig gieng zu ihm und setzte ihn unter der Bedingung in Freiheit, dass er der Kaiserwürde entsage und seine Partei zum Frieden bewege. Allein Leopold, beseelt vom Streben nach seines Hauses Macht und Herrlichkeit, will nichts davon wissen. Friedrich, seinem gegebenen Worte getreu, kehrt in die Gefangenschaft zurück, und rührt dadurch seinen ritterlichen Gegner so sehr, dass dieser fortan in der innigsten Freundschaft mit ihm lebte, und sogar die Regierung mit ihm getheilt haben würde, wenn die Kurfürsten nicht widersprochen hätten.

Uhlands Schauspiel »Ludwig der Baier« fußet also auf geschichtlichem Boden. Die Handlung beginnt im Jahre 1314.

Erster Aufzug.

In einem Sale im Schlosse zu München erscheinen die Abgeordneten bairischer Städte, deren Sprecher ein Schöffe von Landshut war; auf der andern Seite kriegsgefangener Adel aus Niederbaiern, u. a. Graf Adelram. Herzog Ludwig tritt in ihre Mitte, lobt die ihm ergebenen Bürger, verleihet ihnen ehrende Geschenke und begnadigt die Ritter. Friedrich, Burggraf von Nürnberg, tritt ein:

---

*) Findet hier Platz, theils weil die Handlung in das Mittelalter fällt, theils weil diese Dichtgattung noch unvertreten ist, theils weil dem letzten Theile des Litteraturbuches, in welchem mehr vom Drama die Rede sein wird, ein Beispiel vorangehen muß. Für Österreich hat das folgende, dem Jugendalter ganz angemessene, Drama ohnedieß ein besonderes Interesse.

Der Burggraf.

Verzeiht, erlauchter Herzog, wenn wir uns
zu drängen wagen durch der Männer Kreis,
die hier um Euch in wichtigem Geding
versammelt sind!

Ludwig.

Herr Burggraf, schön willkommen!
Willkommen, edle Herrn! Was bringt ihr uns?

Burggraf.

Verkünder großer Zukunft nah'n wir Euch.
Dem Manne gleicht Ihr, der sein früh Geschäft
beschickt, indeſs in seinem Rücken
die Sonne, groß und herrlich, steigt herauf.

Ludwig.

Werbt eure Botschaft! Die Versammlung hier
kann Euch nicht stören; sind es doch die meinen,
was mir verhängt ist, das berührt auch sie.

Burggraf.

Seit vierzehn Monden ist das Reich verwaist;
wollt' einer sich des Trones Stufen nah'n,
der andern Eifersucht riſs ihn zurück.
Zu Trifels, auf der alten Kaiserburg,
dort liegen herrenlos die Reichskleinode
im öden Sal, den Heldengeister hüten,
derweil in deutschen Gauen überall
Gewalt und Zwietracht ungebändigt toben.
Da fanden endlich an dem Königsstul
bei Rense, wo die alten Bäume schatten,
in großer Anzahl sich die Fürsten ein
und hielten Rathschlag ob des Reiches Noth.
Die Tronbewerber wurden dort erwogen,
Savoien zog vorüber, Brandenburg,
dann Böhmen, lange blieb auf Österreich
der Blick geheftet — da erscholl die Kunde
von Baierns Heldenwerk bei Gammelsdorf;
und plötzlich war's, als stündest du,
erlauchter Ludwig, auf dem hohen Tritt
des Königsstuls, im Glanze deines Siegs.
Von Mainz und Trier, von Brandenburg und Sachsen,
von Böhmen selber ward auf dich gestimmt,
und weichen musten, die dir's neideten.
Es ward der Tag der feierlichen Wahl

gesetzet und der Auftrag mir ertheilt,
dich einzuladen, dass du unverfehlt
bei Frankfurt, das man Frankenerde nennt,
erscheinest und der Wahl gewärtig seist.

Ludwig weigert sich, und weiset sie auf Friedrich von Österreich hin, denn „er ist bieder, tapfer, mächtig, reich, und keiner huldigt freud'ger ihm als ich."

Zweiter Aufzug.

Im Lager Friedrichs von Österreich, das sich vor Frankfurt befindet, ermuntert Leopold seinen Bruder Friedrich, alles daran zu setzen, um die deutsche Krone zu erwerben. Friedrich, mit seinem Anhange von Kurfürsten und Reichsständen, begibt sich darauf zu dem Gegenkönige Ludwig zur Unterredung:

Ludwig.

Willkommen, Vetter!

Friedrich.

Dank für diesen Gruß!
Ihr habt gewollt, dass wir uns hier besprechen,
was ist's, das Ihr mir zu eröffnen habt?

Ludwig.

Als wir zu Salzburg uns zum letztenmal
begrüßten, damals wich ein böser Streit
der ruhigen Betrachtung, dem verständ'gen
Gespräch, dem offnen Blick des Auges und
der alten Freundschaft siegendem Gefühl.
Nun, da ein neuer Hader uns entzweit,
schien mir's das Beste, wenn wir abermals
zusammenträten und der Sühne pflegten
mit treuem Herzen und mit klarem Geist.

Friedrich.

Als wir zu Salzburg uns zuletzt gesehn,
da schien es wohl, die alte Freundschaft sei
noch mächtig. Die Gewohnheit früher Zeit
erneuernd, theilten wir, wie in der Burg
des Vaters einst, den Becher und das Lager,
und im Gespräche bis zur Mitternacht
vertrauten wir uns, was die Herzen drückte.
Damals erklärt' ich dir den stolzen Wunsch,
den ich mich hier nicht schäme zu bekennen,
den Wunsch, dass ich gewürdigt möchte sein,
zu steigen auf den unbesetzten Tron,
ein Mehrer und Verherrlicher des Reichs.

Ludwig.

Und damals sagt' ich dir, die Sterne schienen

in das Gemach, dass du vor allen mir
der liebste seiest, der ersehnteste.

Friedrich.

Wo ist die Liebe, wo die Sehnsucht nun?
Sind jene hellen Sterne ganz hinab?
Als Gegenkönig trittst du vor mich hin.

Ludwig.

Dass ich berufen ward, ich sucht' es nicht,
ich hab' es nie geahnet, nie geträumt;
doch ist's geschehn, es war ein ernster Ruf,
ein solcher, dem der Mann gehorchen muß.
Bin ich der Würd'ge nicht, wirf mir's nicht vor!
Hier stehen sie, die mich nach ihrem Rechte
gewählt —

Friedrich.

Die mich erkoren, stehen hier.

Ludwig.

Der meinen zähl' ich fünf, der deinen zwen,
die Mehrzahl ist uraltes Wahlgesetz.

Friedrich.

Dein Böhmen und dein Sachsen sind bestritten,
bei mir erblickst du die Berechtigten.

Ludwig.

Was rüttelst du verjährten Anspruch auf?

Friedrich.

Dein Bruder selbst, der Pfalzgraf, steht zu mir.

Ludwig.

Dass er mich neidet, das ist, was mich schmerzt.

Friedrich.

Getreuer hielt er mir sein Wort, als du.

Ludwig.

Ich weiß, was ich versprochen, nicht was er. —
Doch lass dir sagen! wenn die Männer hier,
die mich erwählten, wenn nur ihrer zwen
es widerrufen, der beschworenen
Verpflichtung mich entheben und zu dir
sich wenden, gerne tret' ich dann zurück,
vor dir, dem Kön'ge beug' ich dann mein Knie
und nehme Baiern neu von dir zu Lehn.

Die Fürsten auf Ludwigs Seite.

Nein, nimmermehr! Es bleibt bei uns'rer Wahl.

Ludwig.

O Friedrich! nun du selber siehst und hörst,
dass ich dir nicht gewähren kann noch darf,
besinne dich, steh' ab, bezwing' dich selbst;
du hast ja viel des Glückes, weit erschallt
der Ruf von deiner Tapferkeit und Macht.
Den Schönen nennet preisend dich die Welt,
ein herrlich Weib ist Liebe dir und Stolz;
ist dir so reicher Segen nicht genug?
Ist denn die Krone nur das volle Glück?
O welches Heil bringt mir die Königswahl!
Seit diesem Morgen erst gewählt, seh' ich
den eignen Bruder und den liebsten Freund
mir, feindlich grollend, gegenüber stehn.
O bei der alten Liebe, bei den Banden
des Bluts, bei allem, was dir heilig ist,
beschwör ich dich: Lass es dahin nicht kommen,
dass wir, der Zwietracht Beispiel und Erwecker,
das Reich zerspalten in heillosem Kampfe,
dass ich die Würde, die man auf mich warf,
die ich nicht meiden kann, verfluchen muß!

Ludwig und Friedrich trennen sich, um ihre Sachen mit dem Schwerte auszufechten.

Dritter Aufzug.

In Ludwigs Lager bei Ampfing hält sich Feldhauptmann Schweppermann zu einer Schlacht bereit. In Friedrichs Lager warnt der Marschalk Dietrich, die Stellung des österreichischen Heeres sei nicht günstig; vergebens, Friedrich beginnt den Kampf.

Vierter Aufzug.

Isabella, Friedrichs unglückliche Gemahlin, beklagt in Leopolds Zelte die Gefangenschaft Friedrichs. Dieser verschmähet in Trausnitz einen Antrag zur Flucht, indem er sagt: „Im rechten Kampf hat Ludwig mich gefangen, und nicht will ich entweichen wie ein Dieb." Ludwig besucht den Friedrich im Gefängnisse:

Ludwig.

Mein Vetter! wie ergieng es Euch? Ich hoffe,
dass meine Diener keinen Anlaß Euch
zur Klage gaben. Meine Weisung war,
Euch jegliche Bequemlichkeit zu schaffen,
die mit der Sicherheit verträglich sei.
Ihr schweigt?

Friedrich.

Ha! sprich nur, sprich es aus!
Verbirg nicht länger unter glatten Mienen
das Todeswort, das du im Herzen trägst!
Ich weiß, du lechzest längst nach meinem Blut,
warum noch erst des Lebens mich versichern
und hier mich hegen, als ein Opferthier?
Hab' ich gezaudert, als ich in der Schlacht
dich zu erreichen hoffte? war ich träg,
das Schwert zu bohren in des Gegners Brust?
Wenn du noch athmest, ist es meine Schuld?
Drum säum' auch du nicht, rufe deine Henker!
Hier ist mein Haupt, sieglos, doch ungebeugt.

Ludwig.

Man rieth mir, Euch zu töten, es ist wahr,
und wahr ist's, dieser endlos blut'ge Streit
verhärtet auch des mildern Mannes Sinn;
doch so ist noch der meine nicht verwildert,
dass dieses schöne Haupt mir dürfte fallen,
dieß edle Haupt, der höchsten Krone wert.

Friedrich.

Was ist es andres, das Euch hergeführt?

Ludwig.

Weil es dahin gekommen zwischen uns,
dass Liebe nichts mehr gilt, dass Freundesrede
für Trug und Heuchelei geachtet wird,
so laßt mich das nur Euch vor's Auge stellen,
was euer Vortheil und auch meiner heischt!
Es sei Euch unverhalten, schwer bedrängt
bin ich von Feinden; mich gefährdet sehr
des Pabstes Fluch, die Rache Leopolds.
In solcher Noth kann ich an niemand besser
mich wenden, als an Euch.

Friedrich.

Ihr spottet mein.

Ludwig.

Denn seht! je später sich mein Tron befestigt,
je länger dauert eure Kerkerhaft;
je wilder mich der Gegner Wuth bestürmt,
je fester muß ich eure Bande schmieden,
und so verzehren wir uns beiderseits:

ich der ich Frieden will, in stätem Kampf,
Ihr, der nach Thaten glüht, in ödem Gram.
Drum, wenn uns beiden Hilfe werden soll,
so muß der eine zu dem andern stehn,
und deshalb komm' ich her und ruf' Euch auf:
Verbürget mir den Tron und werdet frei!

Friedrich.

Was nennt Ihr: Euch den Tron verbürgen?

Ludwig.

Dieß
sind die Bedingungen: Entsagen müßt Ihr
dem Königsnamen, müßt die Krone mir
ausfolgen, die man für die rechte hält,
müßt eure Brüder zum Gehorsam bringen,
was Ihr dem Reich entrissen,
müßt Ihr zurück ihm stellen. —

Friedrich.

Meine Burgen
zum Pfand Euch übergeben, meinen Schatz
als Lösegeld —

Ludwig.

Verkennt mich nicht! Das Eure
soll Euch verbleiben, und was Ihr verlor't,
wird Euch zurückgegeben, euer Lehn
bestätigt, Lösegeld bezahlt Ihr nicht,
und alle, die mit Euch gefangen wurden,
sind mit Euch frei gelassen. Unterpfand
begehr' ich keines, eure Treue bürgt.
Nur euer Wort verlang' ich, dafs wenn Ihr
nicht die Bedingungen erfüllen könnt,
Ihr Euch bis auf die nächste Sonnenwende
unfehlbar in die Fängnis wieder stellt.
Auf die Entscheidung durch das Schwert habt Ihr
das Recht zur Krone selbst uns ausgesetzt,
mir fiel der Sieg, mein Recht nur sprech' ich an.

Friedrich.

Ob eurer Gründe siegendes Gewicht,
ob der geheime Zauber dieser Nacht
mein widerstrebendes Gemüth bezwang,
ich muß mich unterwerfen, nehmt mein Wort:
Was Ihr bedingt, erfüll' ich, wenn ich kann,
kann ich es nicht, so kehr' ich auf die Zeit.

Fünfter Aufzug.

Friedrich bleibt seinem Worte treu, trotz allen Aufforderungen von Seiten seiner Freunde, insbesondere Leopolds. Friedrich wählt den Kerker statt des Trones.

Im Schlosse zu München sieht Ludwig seinen Söhnen (Albrecht, Stefan, Otto) zu, welche Ball spielen.

Ludwig.

Dort spielen meine Knaben, lustig fliegt
der bunte Ball herüber und hinüber.
In meiner Knabenzeit; da schlug ich so
mit Friedrich und mit Leopold den Ball;
doch andres Spiel begann uns, ernsteres,
gewaltig Schicksal warfen wir uns zu,
und müde bin ich von so strengem Spiel.

(Mehrere Bürger von München nähern sich durch die Gallerie.)

Die Bürger kommen. — Seid mir schön gegrüßt,
getreue Münchner! Laßt mich wissen, was
Euch Anlaß gab, mich um Gehör zu bitten!

Erster Bürger.

Wir sind schon fast beruhigt, hoher Herr,
seit wir nur euer theures Antlitz schaun.
Es hatte durch die Stadt sich das Gerücht
verbreitet, dass ihr plötzlich in der Nacht
hinausgeritten zu dem Heere, das
nach Brandenburg bestimmt ist, euerem
erlauchten Sohn zur Hilfe. Billig ist's,
dass dem bedrängten Sohn der Vater helfe;
doch hier auch drohet neuer Überfall:
Der alte Dränger Baierns, Leopold,
ist, wie Ihr wisst, mit großem Heereszug
in Schwaben eingerückt.

Zweiter Bürger.

Zugleich verlautet,
dass Friedrich, eurer Großmuth ungedenk,
von neuem sich als König zeigen will.

Erster.

Nun ist Euch wohl bekannt, erhabner Herr,
dass euren Bürgern nichts zu kostbar ist
für Euch und euer Recht.

Zweiter.

Mit Gut und Blut
sind wir zu jeder Stund' Euch dienstbereit.

Erster.

Dagegen ist uns nichts so unentbehrlich,
als eure Gegenwart.

Zweiter.

Ja, Herr! in Euch
ist unsre Stärke.

Erster.

Darum waren wir
bestürzt, zu hören, dafs Ihr plötzlich uns
verlassen, um nach Brandenburg zu ziehn.
Wir sind getrost, Euch noch bei uns zu sehn,
und bitten aus getreuem Herzen: bleibt
uns gegenwärtig! und wenn Kampf beginnt
so steht an unsrer Spitze, wie vordem!

Die andern.

Das bitten wir. Das bitten alle Baiern.

Ludwig.

An jenem Tag, da mich der Fürsten Bote
zur Königswahl beschied und ich erbangend
abwehrte den erhabenen Beruf,
da stundet ihr mit andrer Städte Bürgern
in diesem Sal und rieft mir freudig zu
und drängtet euch ermuthigend um mich.
Ihr habt's gewollt, ich stieg auf Deutschlands Tron,
und meine Sorge, die euch eigen war,
hat fortan unter viele sich getheilt.
Wo immer, sei's an Deutschlands fernster Mark,
ein Feind sich rühret, dahin muß ich blicken,
und wo am schwersten dräuet die Gefahr,
da muß ich sein mit meiner Gegenwart.
Und jetzt, in diesem bangen Augenblick,
wo dort und hier nach mir gerufen wird,
steh' ich noch spähend, wo am dringendsten
des Königes Erscheinen nöthig sei.
Der Burggraf führt das Heer nach Brandenburg,
es kann geschehn, dafs ich ihm folgen muß.
Doch nicht als ob mich's dorthin stärker ziehe,
weil dort mein Sohn gefährdet ist; auch hier
sind meine Kinder, alle lieb' ich gleich,
herein, ihr Knaben!

(Seine Söhne kommen herbei.)

Stellt euch her zu diesen!
Sie sind die meinigen, wie ihr es seid,
und ruft des Reiches Noth mich anderwärts,
ihr bleibt bei ihnen, als ein Unterpfand,
dass euch und ihnen eine Sorge gilt.
Und mehr nicht, wahrlich, können sie verlangen,
als dass ich so für ihre Sicherheit
bedacht sei, wie ich's für die eure bin. —
Seid ihr zufrieden, Bürger?

Die Bürger.

Herr! wir sind's.

Ludwig.

Wohlan, so sagt den euren, was ich sprach!

(Die Bürger ab.)

Es ist ein Schweres, mit gebeugtem Geist
der andern Muth noch hilfreich aufzurichten
In Zeiten allgemeiner Drangsal ist
fürwahr der König der bedrängteste,
auf den sich jeder wirft mit seiner Noth.

Albrecht.

Du bist so traurig, Vater, komm heraus,
sieh unserm Spiele zu! Du liebst es sonst.

Stefan.

Sei ohne Sorgen, Vater, lass ihn kommen,
den Leopold! Du hast ja um die Stadt
die große, neue Mauer lassen bau'n.

Otto.

Bleib du, schick mich dem Bruder in die Mark!

Albrecht am Fenster.

Ei! welch ein schöner Ritter auf dem Hof!
sein goldfarb Ross ist ganz mit Schweiß bedeckt.
Der muß ja vornehm sein, der Marschalk selbst
hält ihm den Bügel.

Ludwig.

Führt ihn gleich mir her!

(Die Knaben ab.)

Ich wart' auf Botschaft, gute kommt nicht leicht,
doch wenn das Unheil ganz sich dargelegt,
kann erst die volle Abwehr wirksam sein.

(Friedrich wird von Ludwigs Söhnen durch die Gallerie eingeführt.)

Die Knaben.

Hier ist er.

Friedrich.

Ja! hier bin ich.

Ludwig.

Täuschet mich
mein Auge? Friedrich?

Friedrich.

Freu' dich nicht, erschrick
ob meiner Wiederkunft! Sie zeigt dir an,
dass unversöhnlich deine Feinde sind.
Unmöglich war mir der Bedingungen
Erfüllung, meine Rückkehr selbst ist Flucht.

Ludwig.

Bewundern muß ich dich.

Friedrich.

Als ich den Bruder,
der sich mir aufgeopfert, von mir stieß,
als ich mich losriss von der blinden Gattin,
damals, im ersten Schmerze, schien mir's wohl,
als hätt' ich Übermenschliches gethan,
doch nun ich's recht betrachte, that ich nichts,
als das Geringste, was ein Mann kann thun:
Ich hielt, was ich versprochen. Größre Thaten,
ruhmwürdige, die ich mir einst geträumt,
vereitelte mein feindliches Geschick.
Doch dass ich mindestens mein Wort gelöst,
so gut ich konnte, davon zeuge dir
die Krone hier!

(Er deckt die Krone auf, die er unter dem Mantel mitgebracht.)

Sie ist das Einzige,
was deinen Feinden zu entreißen war.
Es ist die Macht nicht, doch ein Schein der Macht,
an dem sich oft mein kindisch Herz vergnügt.

(Er legt sie von sich.)

Ich selbst bin dein Gefangner, wie zuvor.
Laß mich zur Trausnitz führen! mich verlangt
nach Einsamkeit, mein Leben ist verlebt.

Ludwig.

Du ein Gefangner? Nein! Du bist ein Sieger.

Bei Mühldorf siegt' ich durch der Waffen Macht,
Jetzt durch die Macht der Treue siegest du.
Vor dir verliert mein Purpur seinen Glanz,
nicht kann ich König sein, wenn du's nicht bist.
Ja, Friedrich! als du tratst in diesen Sal,
da hub es sich zu hellen an und jetzt
ist mir es klar geworden, wie der Tag.
In welcher Blendung irrten wir, in welcher
Bethörung! Wir, die Enkel eines Ahns,
die Jugendfreunde, wir verfolgten uns,
wir trieben uns durch Fluten und durch Flammen,
durch blut'ge Schlachten und durch Kerker,
und mit uns lernten unsre Völker sich
verkennen, hassen und bekämpfen, sie,
die einem Stamm entsprossen sind, gleich uns,
die alle deutschen Bluts Genossen sind.
Und doch so nahe lag die Lösung, nicht
im Schwertkampf, nicht in List noch Zauberei,
sie liegt uns einzig in der Kraft des Herzens.
Das Herz nur kann uns retten, das uns stäts,
wenn wir zum Kampfe schritten, Warnung gab,
das oft die Schlacht noch dann vereitelte,
wann Heer dem Heere schon die Stirne bot.
Als wir noch waren wie die Kinder hier,
die dich mir eben zugeführt, da wusten
wir bessre Wege, damals hatten wir
die Schüssel und den Becher und das Bett
gemeinsam — und warum nicht jetzt den Tron?
O hätt' ich dieses längst dir angeboten!
O hättest du es längst von mir begehrt!

Friedrich.

Du träumest, Ludwig!

Ludwig.

Das ist mehr als Traum,
es steht mir wahr und wirklich vor dem Geist,
und wie es vor mir steht, verkünd' ich dir's:
Das Reich mit allen Rechten, allen Würden
wir sollen's beide haben, als ein Mann,
und als ein Mann uns wider jeden setzen,
der unsereinem feindlich sich erweist.
Wir sollen Brüder heißen und als Brüder
uns halten. In dem Siegel unsrer Macht
soll beider Name sich verschlingen und

wir selbst auch sollen fest verflochten sein
und ungeschieden, bis der Tod uns trennt,
und noch im Tode nehm' ein Grab uns auf!
Die Krone, Friedrich, die du mir gebracht,
ich setze sie auf dein geweihtes Haupt.

(Er krönt Friedrich.)

Die Stund' ist heilig. Unser großer Ahn,
der königliche Rudolf schaut hernieder
und segnet uns, und hier in diesen Kindern
grüßt freudig uns das werdende Geschlecht.

Friedrich.

Ich fass' es nicht.

Ludwig.

Jetzt bin ich hochgemuth,
jetzt bin ich stark, jetzt führ' ich selbst mein Heer
gen Brandenburg und bin des Siegs gewiss.
Dir, Bruder, übergeb' ich unterdess
die Pflege meiner Kinder, meines Landes.
Ich kann dir Theureres nicht anvertraun,
und ihnen kann ich keinen Schutzvogt setzen,
der so in allem mein Vertreter und
Verweser wäre, so mein andres Selbst.
Wenn Leopold herangezogen kommt,
mein Baiern zu verwüsten, tritt ihm du
entgegen in der Königswürde Schmuck!
Und lächeln wird sein finstres Angesicht.

Friedrich.

Ich frage nicht mehr, ob es möglich ist?
Ob im feindsel'gen Treiben dieser Erde
so herrlicher Entschluss bestehen kann?
Genug, es ist in dieser großen Stunde,
es lebt in diesem hehren Augenblick,
ich fühl's und werfe mich an deine Brust.

(Sie umarmen sich. Die Knaben drängen sich mit Zeichen der Freude an sie.)

Ludwig.

In dieser innigen Umarmung sei
auf ewig ausgesöhnt der Bruderkrieg,
der uns entzweit hat und das deutsche Volk!

Namen- und Sachregister.

Gedruckt bei Leopold Sommer in Wien

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Vernaleken, Theod.

Litteraturbuch Deutsches Lesebuch nebst den Anfängen der Litteraturgeschichte, Mythologie u. Poetik. Für höhere Bildungsanstalten

Bd.: 2

Wien 1855

L.eleg.g. 422 m-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10932093-5